Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Erzherzog Johann
und seine Zeit.

Von

L. Mühlbach.

Zweite Abtheilung:

Erzherzog Johann und Metternich.

Erster Band.

Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Erzherzog Johann

und

Metternich.

Von

L. Mühlbach.

Erster Band.

Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Das Jahr 1811, ein Prolog.

I.

Der Courier.

Es war am Nachmittag des achtundzwanzigsten März 1811, als ein Courier vor der Kaiserburg in Wien anhielt, und mit athemloser, keuchender Stimme die herbeistürzenden Lakayen fragte, ob Se. Majestät der Kaiser im Schloß anwesend seien.

Ja, Herr Baron Tettenborn, sagte einer der Lakayen, sich tief verneigend, Se. Majestät sind in Ihren Gemächern, und Se. Majestät haben befohlen, daß jeder ankommende Courier sogleich unangemeldet zu Ihm selber geführt werde, das heißt, wenn der Courier aus Paris kommt.

Nun ich komme aus Paris, sagte der Baron, ich werde also unangemeldet sogleich zu Sr. Majestät gehen.

Ew. Gnaden kommen aus Paris, rief der Lakay, Ew. Gnaden bringen gewiß freudige Nachrichten —

Ein strenger, zürnender Blick des Barons traf das Antlitz des allzukühnen Kammerlakayen, und machte ihn verstummen.

Helft mir vom Pferd herunterzukommen, sagte Baron Tettenborn, seine matte Stimme zu gebieterischer Strenge zwingend, helft mir, denn ich kann meine Glieder nicht bewegen, sie sind mir angewachsen an dem Bauch des Pferdes. Führt das Thier bis an die Freitreppe da drüben, damit ich auf den Stufen absteigen kann, denn bis zur Erde kann ich mich nicht hinabschwingen.

Die Lakayen ergriffen das keuchende, in Schweiß gebadete Pferd beim Zügel, und führten es zu der Freitreppe hin, dann waren sie sorglich und aufmerksam dem Baron beim Absteigen behülflich, aber sie konnten es doch nicht verhindern, daß er, während er vom Pferde gehoben ward, sich die steifen Glieder verletzt und gestoßen fühlte, und zusammenzuckte vor Schmerz. Als er endlich den Boden erreicht hatte, und auf der Freitreppe stand, schwankte die jugendliche kräftige Gestalt des Barons machtlos hin und her, wie ein vom Winde bewegtes Rohr, und eine tödtliche Bläße überzog seine Wangen.

Ich glaube gar, ich könnte die Albernheit begehen,

ohnmächtig zu werden, murmelte er, indem er seine Arme auf die schnell herzustürzenden Lakayen lehnte. Habt Ihr einen Schluck Wein, so gebt ihn mir, und führt mich in den Schloßflur.

Zwei von den Lakayen führten ihn mühsam die Treppe hinauf und in die große Vorhalle hinein, ein dritter stürzte fort nach einem Glase Wein.

Als er es dem Baron brachte, saß dieser halbohnmächtig auf der Holzbank, welche den wachhabenden Soldaten als Erholungssitz diente, und lehnte seine Stirn, auf der große Schweißtropfen standen, an die Schulter des einen Lakayen. Aber der Wein, den er langsam nur hinunter schlürfen konnte, schien allgemach seine Kräfte zu beleben, und rief einen Schimmer von Röthe auf seine Wangen zurück.

Ich glaube, ich werde es jetzt wagen können, vor Sr. Majestät zu erscheinen, sagte der Baron sich aufrichtend, und wenn ich einen Bissen essen könnte, so würde mir ganz und gar geholfen sein. Aber es würde zu lange aufhalten mir etwas Eßbares zu holen, also vorwärts. Ihr müßt mich nur zu Anfang noch ein wenig im Gehen stützen.

Gnädigster Herr Baron, sagte einer der Lakayen, ich habe mein Frühstück noch ganz unberührt in der

Tasche, ich weiß aber nicht, ob ich es wagen darf, Ew. Gnaden —

Wagt es immerhin es mir anzubieten, sagte der Baron lächelnd, ich will Euch jeden Bissen mit einem Dukaten bezahlen.

Der Lakay holte hastig ein kleines, in weißes Papier gewickeltes Paket aus seiner Tasche hervor, und schlug es auseinander. Es enthielt einige Semmelschnitte mit einem Stücke schönen duftigen Wildbratens.

Hört, sagte der Baron lächelnd, indem er eins von den Semmelschnitten ergriff und mit einem Stück des Bratens belegte, hört, Freund, wenn ich Einmal in den letzten acht Tagen ein solches Frühstück gehabt hätte, wie Ihr es da in Eurer Tasche habt, so wäre ich sehr zufrieden gewesen. Es ist wahrhaftig Lebensbalsam über Euer Frühstück ausgegossen, und ich fühle, daß ich davon wieder ein Mann werde. Aber ich darf nicht zu viel essen, denn die ungewohnte Herrlichkeit könnte mich tödten. Packt also Euer schönes appetitliches Frühstück wieder zusammen, damit ich es nicht mehr sehe, und nun vorwärts. Führt mich nur noch die Stiege hinauf, und den Corridor hinunter bis in den Vorsaal des Kaisers, dann werde ich mich schon zusammenraffen und allein weiter gehen können.

Er stützte seine Arme auf die Schultern der Lakayen und schritt mühsam und schwerfällig die breite Treppe hinauf und den Corridor entlang bis zu der Thür, welche in den Vorsaal des Kaisers führte. Hier blieb er stehen, und sich von den Schultern der Lakayen erhebend, richtete er sich hoch auf.

Ich danke Euch, sagte er, die Lakayen mit einem Kopfnicken zugleich begrüßend und verabschiedend. Jetzt werde ich allein weiter gehen können. Nur sagt mir noch, guter Freund, wie viel Dukaten bin ich Euch denn schuldig, oder vielmehr wie viel Bissen von Eurem Frühstück habe ich hinunter geschluckt?

Ich glaube, es waren wohl fünf, sagte der Lakay verlegen und mit niedergeschlagenen Augen.

Ach, Ihr habt also doch gezählt, rief der Baron lächelnd, aber ich muß zu Eurer Ehre gestehen, ich glaube, daß Ihr Euch verzählt habt, und daß ich nicht fünf, sondern wohl zehn Bissen hinunter geschluckt habe, zehn Bissen, bei denen es mir ergangen ist, wie dem König Midas, die Bissen haben sich mir, indem ich sie aß, in Gold verwandelt. Zehn Bissen, das macht zehn Dukaten, die Ihr Euch in zwei Stunden aus meiner Wohnung abholen könnt, und da Ihr, guter Freund, bescheidener Weise nur bis fünf gezählt habt,

so nehmt denn also nur fünf Dukaten für Euch und theilt die anderen fünf unter Eure beiden Kameraden, die mir hülfreich gewesen.

Er nickte ihnen noch einmal zu, und trat, ohne den Dank der Beglückten, Freudestrahlenden abzuwarten, in den Vorsaal ein.

Courier aus Paris, sagte er, sich lächelnd vor dem dienstthuenden Kammerherrn verneigend, der ihm entgegenschritt.

Ach, Sie werden Sr. Majestät sehr willkommen sein, Herr Baron, rief der Kammerherr, es bedarf keiner weitern Anmeldung, haben Sie die Güte mir zu folgen.

Er ging dem Baron voran, und führte ihn mit hastigem Schritt durch die Reihe der glänzenden kaiserlichen Gemächer, nicht ahnend, wie schwer es dem Baron ward, seinem raschen Gange zu folgen, und wie viel Kraftanstrengung und Selbstbeherrschung er aufwenden, wie er die Lippen aufeinander pressen mußte, um das Schmerzensgestöhne zurückzudrängen, das unwillkührlich aus seiner Brust hervorstieg.

Endlich war das Ziel ihrer Wanderung erreicht, und sie standen vor dem Kabinet des Kaisers. Der Kammerherr öffnete hastig die Thür, und sich tief

verneigend, sagte er mit lauter feierlicher Stimme: Baron von Tettenborn, Courier aus Paris!

Der Baron trat ein, und der Kammerherr ließ leise hinter ihm die Thür in das Schloß fallen. Der Kaiser erhob sich hastig von seinem Schreibtisch, vor dem er gesessen, und trat dem Baron entgegen, dessen Mienen er mit einem schnellen Blick zu prüfen schien.

Aber der Baron lächelte, und überreichte dem Kaiser ein versiegeltes Schreiben. Von Ew. Majestät Gesandten in Paris, dem Fürsten Schwarzenberg, sagte er.

Der Kaiser erbrach das Siegel, aber seine Hände zitterten, indem er es that, und der Athem ging keuchend aus seiner Brust hervor.

Sie wissen was darin steht, nit wahr? fragte der Kaiser, seine ängstlichen Blicke auf Tettenborn heftend.

Ja, Majestät, ich weiß es.

Nun, so sagen Sie es mir, es geht schneller, als das Lesen. Rasch also, was enthält das Schreiben meines Gesandten?

Majestät, es enthält weiter nichts, als die Nachricht von der glücklichen Entbindung der Kaiserin Marie Louise.

Ach, meine Tochter ist entbunden, rief der Kaiser

lebhaft, und sagen's, sie hat es glücklich überstanden? Sie ist wohl auf?

Majestät, ich verließ Paris eine Viertelstunde nach der Entbindung Ihrer Majestät. Das erste Bulletin war ausgegeben; Ihre Majestät befand sich den Umständen nach ganz wohl.

Und, fragte der Kaiser zögernd, sie hat — eine Prinzessin, nit wahr?

Nein, Majestät, Ihre Majestät hat einen Sohn, sie hat den König von Rom geboren!

Der Kaiser fuhr auf. Hat der Mensch ein unsinniges Glück, der Bonaparte, sagte er fast ärgerlich, in diesem Moment der Erregung aller Vorsicht und aller Etiquette vergessend. Hat wirklich einen Sohn bekommen, grad was er gewünscht hat! Nun, fuhr er, sich besinnend und sich zu einem Lächeln zwingend, fort, nun, mich freut's, daß die Kaiserin es verstanden hat, die Wünsche ihres Gemahls so pünktlich zu erfüllen, und daß sie mich zum Großvater gemacht hat.

Zum Großvater eines Prinzen, der schon in der Wiege Majestät genannt wird, und eine Krone trägt, rief der Baron emphatisch, zum Großvater des Königs von Rom.

Nun hören's, die Krone ist freilich ein bissel pro-

blematisch, sagte der Kaiser lächelnd, und ich weiß nit recht, was der Kaiser Napoleon sich dabei eigentlich so gedacht hat. Er hat zwar den Papst in Fontainebleau als seinen Gefangenen, aber der Papst bleibt doch immer der rechtmäßige Beherrscher von Rom. Nun, meinetwegen, was kümmert mich der alberne Titel, die Sach bleibt doch immer wahr: meine Tochter hat ihrem Gemahl einen Erben geboren, und ich mein', er wird ihr dafür sehr dankbar sein müssen. Er war sehr vergnügt, nit wahr, der Herr Kaiser Napoleon?

Majestät, sein Antlitz strahlte wie eine Sonne, und wie zwei Sterne funkelten seine Augen.

Schauen's, Baron, sind Sie ein enthusiastischer Hofmann geworden in dem Paris, sagte Franz mit einem spöttischen Lächeln. Wie reiner napoleonischer Honig fließen Ihnen die Worte von den Lippen, das kommt davon, daß Sie lange mit den napoleonischen Bienen zu thun hatten. Also Sie haben den Kaiser gesehen?

Ja, Majestät, Se. Durchlaucht der Fürst Schwarzenberg hatte mich mit in die Tuilerieen genommen, und mein Pferd wartete vor dem Schloßthor, damit ich sogleich aufsitzen könnte. Wir harrten, nebst allen Gesandten der auswärtigen Mächte, im großen Audienzsaal, als sich plötzlich die Thür öffnete und der Kaiser

mit freudestrahlendem Gesicht hereintrat. Er ging grade zu dem Gesandten Eurer Majestät hin, und mit einem wunderbaren, leuchtenden Lächeln sagte er: „melden Sie Ihrem Kaiser, meinem Herrn Schwiegervater, daß meine gute Louise, die Kaiserin, mich eben sehr glücklich gemacht hat, denn sie hat mir einen Sohn geboren." Dann wandte er sich hastig wieder um, und die Gesandten mit einer stummen Handbewegung grüßend, kehrte er in die Gemächer der Kaiserin zurück.

Und Sie stiegen zu Pferde, nicht wahr?

Das heißt, ich hatte vorher noch ein kleines Zwiegespräch mit dem Kammerdiener des Kaisers, dem Herrn Constant, ich ließ mir von ihm einige Einzelnheiten über die letzten Tage erzählen, denn ich dachte mir, daß solche Ew. Majestät interessiren möchten.

Gewiß interessiren sie mich, rief der Kaiser, erzählen's also, lieber Baron, — aber halt, wir wollen zu der Kaiserin, meiner Frau Gemahlin gehen, damit sie die richtige Nachricht erfahr', und hören kann, was Sie zu erzählen haben.

Verzeihen Ew. Majestät, zuvor haben Sie die Gnade mich anzusehen. Ich glaube nicht, daß ich in

einer Toilette bin, welche mich befähigt vor der Kaiserin zu erscheinen.

Es ist wahr, Sie sehen sehr bestäubt aus, und Ihre Stiefeln passen vielleicht nicht für die kostbaren türkischen Teppiche der Kaiserin, die so sehr viel Geld gekostet haben. Wir wollen's also anders arrangiren.

Er nahm die silberne Handklingel und schellte. Ich laß Ihre Majestät die Kaiserin bitten, auf einen Augenblick sich in mein Kabinet zu bemühen, sagte Franz zu dem eingetretenen Kammerlakayen. Es handle sich um wichtige Nachrichten, ich laß also Ihre Majestät bitten, sogleich zu kommen.

Und jetzt, wandte sich der Kaiser wieder an den Baron, jetzt sagen's mir doch, an welchem Tage ist die Kaiserin denn entbunden worden?

Majestät, am zwanzigsten März.

Am zwanzigsten März? Das ist ja nit möglich, Baron, denn wir schreiben ja halt heut erst den achtundzwanzigsten.

Aber dennoch ist es wahr, die Kaiserin Marie Louise ist am zwanzigsten März niedergekommen.

Sie wollen doch nit sagen, daß Sie in acht Tagen die weite Reise von Paris hierher gemacht haben? fragte der Kaiser entsetzt.

Der Baron verbeugte sich lächelnd. Ich habe die Reise in acht Tagen wirklich gemacht, sagte er.

Aber, Mensch, wie haben's das angefangen? rief der Kaiser. Es ist ja nit möglich, es müßt' denn sein, daß Sie nicht schlafen und essen brauchen, wie andere Menschen, und daß Sie Sich von irgend einem napoleonischen Adler die Flügel geborgt haben.

Ich habe mir von acht Rennern die windesschnellen Füße geborgt, sieben davon habe ich zu Tode geritten, an jedem Tage Eins, aber mit dem achten bin ich doch am achten Tage hier angekommen. Geschlafen habe ich freilich in jeder der acht Nächte nur vier Stunden, und was das Essen anbetrifft, so habe ich mich begnügt, wenn mich hungerte, vor irgend einem Wirthshaus anzuhalten, und mir auf dem Sattelknopf meines Pferdes meine Tafel decken zu lassen. Ich wollte durchaus nicht, daß der französische Gesandte früher als Ew. Majestät die wichtige Nachricht erhielte, sondern es schien mir ein Ehrenpunkt, daß Ew. Majestät durch Ihre eigenen Diener dieselbe empfingen.

Ich dank' Ihnen, sagte der Kaiser, leicht mit dem Kopf nickend, und es versteht sich von selbst, daß ich Ihnen die sieben gestürzten Pferde bezahle. Sie haben sich darüber mit dem Hofmarschallsamt zu berechnen.

Aber ich möchte Ihnen noch sonst einen Wunsch erfüllen, und Sie für Ihren Eifer belohnen. Bitten Sie Sich also eine Gnade aus, Herr Baron.

Majestät, sagte der junge Mann mit zitternder Stimme und schwankendem Haupt, Majestät, so bitte ich um die Gnade mich setzen zu dürfen, denn ich gestehe es, meine Füße —

Setzen's sich, setzen's sich, unterbrach ihn der Kaiser hastig. Sie schauen blaß aus wie eine Leiche. Aber sein's so gut, und fallen's nit in Ohnmacht, denn ich bin gar neugierig auf Ihre Erzählung, und die Kaiserin würd' sich erschrecken, wenn sie hierher kommt, und findet einen ohnmächtigen Mann. Ei, da fällt mir ein, ich hab' Etwas für Sie, was Ihnen gut thun, und Ihnen die Kräft' wieder geben wird!

Er eilte zu dem kleinen Schrank hin, der in der Wand, hinter einem Gemälde verborgen, angebracht war, und nahm aus demselben ein Glas und eine Flasche, durch deren weißes Glas man den schweren gelbbraunen Wein hindurch schimmern sah.

Es ist ächter Tockayer Ausbruch, von der ältesten Sorte, sagte der Kaiser, indem er das Glas füllte, es ist meine einzige Medicin, und ich nehm' davon,

wenn ich mich schwach geärgert habe. Da nehmen's, und trinken's.

Majestät, rief Baron Tettenborn, indem er sich aufzurichten versuchte, Majestät, diese hohe Gnade —

Bleiben's sitzen, sagte der Kaiser, ihn wieder auf seinen Stuhl niederdrückend, und ihm das Glas darreichend. So, jetzt trinken's rasch, damit Sie wieder kräftig werden, und uns erzählen können. Machen's keine Umständ', denn ich thu's ja nit um Ihret-, sondern nur Meinetwillen, damit Sie wieder kräftig werden, und erzählen können.

Ihre Majestät, die Kaiserin, rief der Kammerlakay, die beiden Flügelthüren weit öffnend.

Trinken's rasch, und setzen's Ihr Glas unter Ihren Stuhl, sagte der Kaiser leise und hastig. Dann durchschritt er das Zimmer, indem er im Vorbeigehen mit einer raschen Handbewegung den kleinen Wandschrank zudrückte, und trat in den kleinen Salon neben seinem Kabinet.

In der Mitte desselben stand die hohe, schlanke Gestalt der Kaiserin Ludovica. Sie war in glänzender Toilette, geschmückt wie zu einem Ball, oder einem Feste. Ein weißes Kleid von wunderbarem Gewebe, durchsichtig, und doch wie Atlas glänzend, und gestickt

mit silbernen Blumen, floß in weiten reichen Falten bis auf ihre Füße nieder, und war um die Taille von einem silbernen Gürtel zusammengehalten, an dessen Schloß die kostbarsten Brillanten funkelten. Ein purpurfarbener silbergestickter Shawl von chinesischem Crêpe umhüllte ihre Schultern und contrastirte wunderbar zu dem blendend weißen Teint, und dem bleichen edlen Angesicht mit den schmalen purpurnen Lippen und den glühenden, tiefdunkeln Augen. Ihr schwarzes, glänzendes Haar umgab in einer Fülle leichter duftiger Locken ihre breite gedankenvolle Stirn, über welcher ein Diadem von Rubinen und Brillanten strahlte.

Der Kaiser trat wie geblendet von der glänzenden imposanten Erscheinung einen Schritt zurück.

Wahrhaftig, sagte er mit einem leisen Anflug von Ironie, Ew. Majestät sind gar prächtig anzuschauen, nicht wie eine Kaiserin, sondern wie eine Feenkönigin. Ich will nit fürchten, daß Ew. Majestät um meinetwillen das glänzende Costüm angelegt haben?

Nein, mein Gemahl, sagte die Kaiserin, ich bitte um Verzeihung. Ich war aber im Begriff zur Herzogin von Accerenza zu fahren, in deren Abendcirkel ich versprochen habe, auf eine halbe Stunde zu erscheinen.

Ja, ich versteh halt recht wohl, sagte der Kaiser lächelnd. Die russische Herzogin ist bekanntlich die wüthendste Feindin von dem Kaiser Napoleon, und man weiß, daß sich in ihren Abendcirkeln alle Feinde des französischen Kaisers zusammenfinden, um allerlei Pläne zu seinem Sturze zu entwerfen. Es wird allerdings keine angenehme Ueberraschung für den Kaiser von Frankreich sein, wenn er erfährt, daß an diesen gefährlichen Abendcirkeln auch die Kaiserin Ludovica, seine eigene Schwiegermutter, Theil nimmt.

Verzeihung, Majestät, sagte Ludovica kalt und stolz, ich bin die Gemahlin seines Schwiegervaters, aber ich bin deshalb doch nicht die Schwiegermutter des Kaisers Napoleon, denn die Kaiserin Marie Louise ist nicht meine Tochter. Wäre sie es, so würde ich sie lieber mit eigener Hand getödtet haben, ehe ich eingewilligt hätte, daß man sie dem Corsen opferte. Was aber die Verschwornen anbetrifft, welche, wie Ew. Majestät sagen, sich bei der Herzogin von Accerenza versammeln, so ist ihre Verschwörung indeß ziemlich unschuldiger Natur. Sie beschränkt sich darauf, daß die Damen sich verpflichtet haben, nur englische oder aus England bezogene Stoffe zu tragen. Ew. Majestät sehen mich daher auch in einer Toilette, die ich aus England er-

halten habe, denn dies Kleid kommt aus Englands indischen Provinzen, und dieser Shawl ist aus China nach London importirt.

Das heißt, Sie kämpfen da mit Waffen gegen Napoleon, von denen Sie wissen, daß sie ihn am empfindlichsten verletzen, rief Franz lachend. Sie tragen englische Waaren, während Napoleon einen Blocus auf alle englischen Waaren gelegt hat, und auch wir uns verpflichtet haben, unsere Häfen allen Schiffen und Waaren, ebenso wie es Rußland und Preußen thut, zu verschließen.

Man sieht also, daß der Wille Napoleons doch nicht allmächtig ist, sagte Ludovica stolz, denn die englischen Waaren kommen doch in's Land, trotz des Blocus und des lächerlichen Hasses, mit dem der Kaiser England beehrt. Aber darf ich Ew. Majestät jetzt daran erinnern, daß Sie die Güte haben wollten, mir wichtige Nachrichten mitzutheilen?

Ja, wichtige Nachrichten, Frau Kaiserin, sagte der Kaiser, seiner Gemahlin den Arm bietend. Haben's die Güte, mir in mein Cabinet zu folgen, da werden Sie die wichtigen und erfreulichen Nachrichten erfahren.

Er führte die Kaiserin in sein Cabinet, und ließ sie dort auf dem Divan Platz nehmen. Baron von

Tettenborn, den der Genuß des feurigen Weins wieder gekräftigt hatte, stand jetzt aufgerichtet neben der Thür, und machte der Kaiserin seine ehrfurchtsvolle Verbeugung, welche Ludovica mit einem leisen Kopfnicken erwiderte.

Jetzt will ich Ihnen eine Merkwürdigkeit zeigen, Frau Kaiserin, sagte der Kaiser lächelnd. Schauen's da den Baron von Tettenborn, Attaché bei unserer Gesandtschaft in Paris. Der Mann hat ein Wunder vollbracht, denken's nur, Frau Kaiserin, er ist in acht Tagen von Paris hierher nach Wien geritten! Die guten Wiener werden außer sich sein, wenn sie das hören, und in den nächsten acht Tagen wird man in Wien von nichts Anderem sprechen, als von dem wunderbaren Courierritt des Herrn von Tettenborn, und von den Nachrichten, die er überbracht hat.

Und sind diese Nachrichten eben so wunderbar, wie Herrn von Tettenborns Courierritt? fragte die Kaiserin.

Nicht ganz, im Gegentheil, sie sind eigentlich recht natürlich! Unser Herr Courier bringt die Nachricht, daß unsere Tochter, die Kaiserin Marie Louise, glücklich ihre Niederkunft überstanden hat.

Ach, in der That, das ist eine wichtige Nachricht, sagte Ludovica mit einem leisen Seufzer. Sie ist also eine glückliche Mutter?

Ja, sagte der Kaiser, Herrn von Tettenborn leise mit den Augen zuwinkend, ja, die Marie Louise ist die glückliche Mutter einer Prinzessin!

Einer Prinzessin, rief die Kaiserin freudig, und die Farbe stieg ihr wie Morgenröthe in die Wangen. Einer Prinzessin! Das wird die Pläne des Kaisers Napoleon sehr durchkreuzen! Der Allgewaltige war ja so fest überzeugt, daß er dem Schicksal gebieten könne, und daß es ihm einen Sohn gewähren müsse! Und jetzt gebiert ihm die Kaiserin eine Tochter!

Wie denn, eine Tochter? fragte der Kaiser mit dem Ausdruck des Erstaunens. Sagte ich, die Marie Louise habe eine Prinzessin geboren? Ach, dann bitte ich Ew. Majestät um Verzeihung, denn das war alsdann ein Irrthum meiner Zunge. Nein, nein, unsere Tochter, die Kaiserin Marie Louise, hat ihrem Gemahl einen Prinzen geboren! Ist es nicht so, Herr Baron von Tettenborn?

Zu Befehl, Majestät, die Kaiserin ist eines Prinzen genesen!

Ach, Sie haben Recht, Majestät, sagte die Kaiserin mit einem erzwungenen Lächeln, während ihre Wangen wieder erbleichten, Sie haben Recht, diese Nachricht ist ebenso wunderbar wie der Courierritt des Herrn

von Tettenborn. Man wäre versucht, Beides für erdichtet zu halten, und an eine Mystification zu glauben.

An einen untergeschobenen Prinzen, nicht wahr? fragte der Kaiser. Sagen's doch, Herr von Tettenborn, waren keine Zeugen bei der Entbindung der Kaiserin anwesend?

Im Gegentheil, Majestät, es gab da sehr viele Zeugen. Der ganze weibliche Hofstaat der Kaiserin, dann sämmtliche Minister des Kaisers, und die drei Aerzte der Kaiserin.

Sie sehen wohl, daß da an eine Mystification nicht zu denken, und daß die Sache ganz natürlich zugegangen ist, sagte der Kaiser, sich an seine Gemahlin wendend. Aber sagen's doch, Herr Courier, drei Aerzte waren bei der Entbindung zugegen? Die Kaiserin hat also wohl sehr viel gelitten?

Leider, Majestät, sie hat vierundzwanzig Stunden lang gelitten, und ihren Gemahl zur Verzweiflung gebracht. Zuletzt glaubte man gar nicht mehr an ein glückliches Ende dieser Qualen, ja, sogar zwei der Aerzte begaben sich zu dem Kaiser, um ihm ihre wissenschaftliche Ueberzeugung über diesen Fall mitzutheilen, und zu erklären: Die Frau Kaiserin werde niemals im Stande sein, ein Kind zur Welt zu bringen. *)

*) Mémoires du Duc de Rovigo. Vol. V.

Es ist merkwürdig, was die Aerzte für gelehrte Leut' und kluge Propheten sind, rief der Kaiser. Und der dritte Arzt?

Der dritte Arzt, das war Herr Corvisart. Der begab sich zum Kaiser und fragte ihn, wer im unglücklichsten Fall geopfert werden solle, die Mutter oder das Kind?

Uud der Kaiser? fragte Franz lebhaft. Was antwortete der Kaiser?

Majestät, er antwortete ohne Bedenken: Opfern Sie das Kind, wenn es sein muß. Erhalten Sie mir nur meine Gemahlin. Fürchten Sie nichts! Behandeln Sie sie wie die ärmste Bürgerin aus dem Faubourg St. Antoine. Nur retten Sie sie mir um jeden Preis.*)

Ach, sehen Sie nur, Frau Kaiserin, wie sehr unser Herr Schwiegersohn unsere Tochter liebt, rief der Kaiser freudig. Sogar den lang ersehnten Sohn wollte er ihr opfern, nur an seine Gemahlin dachte er, und gar nicht an sein Kind, das er, wie Sie vorhin sagten, vom Schicksal sich befohlen hatte. Wahrhaftig, das freut mich, es zeigt, daß unser Schwiegersohn ein großes und liebevolles Herz hat. Meinen Sie nicht auch, Frau Kaiserin?

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Ebendaselbst.

Ja, Majestät, ich bin ganz Ihrer Meinung, sagte Ludovica, mit einem trüben Blick zu ihrem Gemahl emporschauend, der neben ihr stand, den Arm auf die hohe Seitenlehne des Divans aufgestützt, die Kaiserin Marie Louise ist beneidenswerth, sie besitzt das Herz ihres Gemahls und sie genießt die Freuden des Mutterglücks.

Der Kaiser wandte sich hastig wieder dem Courier zu. Jetzt sagen Sie uns noch, Baron, wie nahmen denn die guten Pariser diese Nachricht auf?

Majestät, es war in der That ein großer und rührender Moment, und ich preise mich glücklich ihn erlebt zu haben. Man wußte in Paris, daß die Geburt einer Prinzessin mit einundzwanzig, die eines Prinzen mit einhundertundeinem Kanonenschuß begrüßt werden würde, und seit zwei Tagen erwartete ganz Paris mit ungeduldiger Spannung diesen vielbedeutenden Donner der Kanonen. In den Vormittagsstunden des zwanzigsten März ertönte endlich vom Palais der Invaliden der erste Kanonenschuß, und wie ein Wunder wirkte er auf ganz Paris. Die Leute, welche eiligen, geschäftigen Schrittes auf der Straße dahin gegangen waren, blieben stehen, mitten im Gespräch unterbrach man sich und schwieg, mitten in der Arbeit hielt man inne, selbst diejenigen, welche weinten, trockneten auf

einmal ihre Thränen und horchten, ganz Paris schwieg und lauschte, und nur der Donner der Kanonen unterbrach die feierliche Stille. Jetzt hatte ganz Paris mit ängstlichem Herzklopfen einundzwanzig Schüsse gezählt, und die Kanonen schwiegen, und die Gesichter der Lauschenden wurden ernst, und eine schmerzliche Enttäuschung sprach aus allen Mienen; da auf einmal mit furchtbarem Donner, wie ein brüllendes Triumphgeschrei, begannen die Kanonen auf's Neue. Bei dem ersten Schuß blieb Alles still, man glaubte, man habe vielleicht falsch gezählt, es sei noch der letzte der einundzwanzig Schüsse, aber wie abermals und abermals die Schüsse krachten, da erfüllte ein unermeßliches Jubelgeschrei, ganz Paris. Die Leute auf der Straße umarmten sich, drückten sich die Hände, wünschten sich Glück, wenn sie auch einander niemals gesehen, Alles weinte, jauchzte und jubelte vor Lust. Es war ein Wochentag, aber die Arbeiter schlossen ihre Werkstatt, die Kaufleute ihre Läden, die Lehrer ihre Schulstuben. Paris machte einen Feiertag und Tausende und aber Tausende stürzten nach den Tuilerieen und schrieen und jubelten, und riefen nach ihrem Kaiser und brüllten, lauter noch wie der Donner der Kanonen vorher, ihr: Vive l'empereur in die Luft. Der Kaiser hatte,

hinter einer Gardine verborgen, vom Beginn der Schüsse an, auf die Straße niedergeschaut, und die Wirkung derselben auf das Straßenpublikum gesehen. Es hatte ihn tief ergriffen, man sah, was man nie zuvor gesehen, man sah Thränen in seinen Augen glänzen, und er wehrte ihnen nicht, er ließ sie über seine Wangen niederfließen, und stürzte zu dem Bett der Kaiserin hin, und sie und den Prinzen in Einer Umarmung umfassend, rief er: Ach, meine gute Louise, wie glücklich bin ich! Du hast mir einen Sohn geschenkt, und die Pariser freuen sich mit mir, denn sie lieben mich! — Dann trat er hinaus auf den Balcon und grüßte lächelnd nach allen Seiten das Volk, das ihn mit unermeßlichem Jubelgeschrei empfing.

Die Pariser jubeln leicht, sagte die Kaiserin achselzuckend, sie jubelten auch, als die Königin Marie Antoinette mit dem Dauphin auf dem Balcon erschien, und doch haben sie nachher Beide ermordet.

Wahrhaftig, es ist ein Glück, daß Sie mich daran erinnern, rief der Kaiser, ich wäre sonst im Stande gewesen, mich über den Jubel der Pariser bei der Geburt meines Enkels zu freuen. Sie wissen ja, die Großväter sind so thöricht, und ich würde mich vollständig in eine Illusion des Glücks eingelullt haben,

wenn Sie mich nicht daraus erweckt hätten. Nun, wir werden ja sehen, was die Zukunft bringt; das aber wird Niemand leugnen, daß unser kleiner Enkel, der König von Rom, unter sehr glücklichen Umständen das Licht der Welt erblickt hat, und selbst unsere Feinde müssen zugestehen, daß unsere Tochter Marie Louise eine sehr ruhmvolle und glänzende Partie gemacht hat. Ich danke Ihnen, Herr Baron von Tettenborn, für Ihren Eifer und Ihre hübsche Erzählung. Ihre sieben Pferde, die zahle ich, und ich mache Sie außerdem zum Theresienritter, werd' auch sonst noch mich dankbar bezeigen. Still, kein Wort! Sie sind müde und erschöpft, gehen Sie, und erholen Sie Sich. Schlafen Sie ein paar Stunden, und wenn Sie erwachen, wird ganz Wien Ihren fabelhaften Ritt kennen und Sie als neuen Centaur anstaunen. Gute Nacht, Herr Baron von Tettenborn!

Er grüßte den Baron mit einem gnädigen Kopfnicken und folgte ihm mit den Augen, bis er das Cabinet verlassen hatte.

Ein prächtiger junger Mann, rief der Kaiser, und wie gut und dramatisch er zu erzählen weiß!

Ja, sagte die Kaiserin, er macht wirklich aus dem

einfachen Factum einer Entbindung ein wahres Heldengedicht.

Aber Sie, Frau Kaiserin, Sie gratuliren mir nicht zu meinem Enkel, dem kleinen König von Rom?

Wenn seine Geburt Ew. Majestät wirklich erfreut, so gratulire ich Ihnen von Herzen, mein Gemahl, sagte die Kaiserin sanft. Nur verlangen Sie nicht, daß ich an Ihrer Freude Theil nehmen soll. Ich werde niemals mein Herz überwinden, niemals den Mann lieben und hochschätzen können, den Ew. Majestät Ihren Schwiegersohn, den ich die Geißel Gottes, das Unglück und die Schmach Europa's nenne. Aber sprechen wir nicht mehr davon! Ew. Majestät haben geglaubt, der Ruhe und dem Frieden Ihrer Völker Ihr eigenes Kind opfern zu müssen, und Sie machen jetzt bonne mine au mauvais jeu. Das ist gewiß sehr erhaben, sehr klug, aber ich kann mein widerspenstig und störrisch Herz nicht zwingen, daß es Ihrem erhabenen Beispiel folge. Ich hasse den Tyrannen, der die Freiheit aller Völker in Fesseln schlägt, allen Fürsten Gesetze giebt, und für sein eigen Thun und Lassen gar kein Gesetz anerkennt, nicht einmal das seines eigenen Gewissens. Ich werde, was in meinen Kräften steht, thun, um ihn zu verderben, ich werde

alle Diejenigen, welche denken gleich mir, um mich versammeln, und mich mit ihnen zu einer heiligen Propaganda verbinden, deren Zweck es ist, immer neue Feinde für den Unterdrücker aller Freiheit, alles Gesetzes und Rechts zu erwecken, und den Haß so zu entflammen, daß er zur Begeisterung wird, welche wie ein heiliges Feuer alle Herzen und alle Köpfe durchglüht, die Feigen muthig, die Zagenden entschlossen macht, und Allen das Schwert in die Hand drückt zum Kampf, zum heiligen, gottgesegneten Vernichtungskampf gegen den Despoten Napoleon!

Sie denken also nicht daran, daß dieser Vernichtungskampf unsere Tochter Marie Louise mit vernichten wird? fragte der Kaiser.

Majestät, rief Ludovica stolz und hoheitsvoll, sagen Sie nicht „unsere Tochter". Ich habe keine Kinder! Wie ich Ihre Gemahlin bin nur dem Namen nach, so bin ich auch die Mutter Ihrer Kinder nur dem Namen nach. Sie haben es so gewollt, Majestät, und ich habe mich in mein Schicksal gefügt, ein einsames, liebeleeres Leben zu führen. Da Sie mir nur Ihre Hand, nicht Ihre Liebe gegeben haben, so muß ich mich für die versagte Liebe wohl bei dem Haß trösten, und mich für den Haß begeistern, weil ich es nicht für

die Liebe kann. Und diese Begeisterung meines Hasses gehört Napoleon. Ich werde also glücklich sein, wenn der Tag der Vergeltung, der Rache kommt, wenn das stolze Gebäude seiner Herrlichkeit in Staub zusammensinkt, wenn der entthronte Kaiser, der Mörder der schönen und unglücklichen Königin Louise von Preußen, endlich bezwungen und gedemüthigt wird, und an diesem Tage werde ich zu Ihnen sagen: Ew. Majestät, Sie haben einst Ihre Tochter der Ruhe und dem Frieden Ihrer Völker geopfert, opfern Sie sie jetzt ein zweites Mal, opfern Sie Ihre Tochter jetzt der Größe und der Ehre Ihrer Völker!

Es kommt dann nur darauf an, ob ich von Ihrem guten Rath profitiren will, sagte der Kaiser gelassen, oder ob ich noch immer wie jetzt die Leidenschaft habe, meinem eigenen Willen zu folgen, und lediglich das zu thun, was ich selber für Recht halte. Aber ich darf Ew. Majestät nicht länger aufhalten; die Frau Herzogin von Accerenza wird es mir ohnedies schwerlich verzeihen, daß ich ihr Ew. Majestät Gegenwart so lange entzogen habe. Erlauben Sie also, liebe Kaiserin, daß ich Sie in Ihre Gemächer zurückgeleite.

Nein, mein Gemahl, bemühen Sie Sich nicht, sagte die Kaiserin sich erhebend. Lassen Sie mich immerhin

allein gehen; ich bin es gewohnt, allein zu gehen, und ich muß es als ein seltenes Glück anerkennen, wenn ich zufällig auf meinem einsamen Wege dem Kaiser, den die Welt meinen Gemahl nennt, begegnen kann. Leben Sie wohl, Ew. Majestät. Auf Wiedersehen morgen beim Dejeuner.

Sie grüßte den Kaiser mit einem sanften, traurigen Lächeln, und verließ schwebenden Ganges, schön und glänzend, und doch in ihrer Schönheit und ihrem Glanze so unendlich leidvoll, das kaiserliche Cabinet.

Hat die Frau eine Leidenschaft Einen zu seckiren und Sticheleien zu sagen, murmelte der Kaiser achselzuckend. Will durchaus geliebt sein! Ist ihr nicht genug, daß sie durch mich Kaiserin, möcht' auch durchaus noch meine geliebte Gemahlin werden. Ich kann aber doch halt nit dafür, daß ich sie just nit so ausbündig lieben kann! Sie ist Kaiserin und Stiefmutter von zehn Kindern, damit muß sie zufrieden sein. Sie sehnt sich nach Mutterglück, wie sie's nennt. Der Himmel bewahr' mich aber vor mehr Vaterglück, als ich schon hab'! Es ist grad' genug! Wird schon Müh' genug kosten, all die Erzherzoge und Erzherzoginnen anständig und passend zu vermählen. Es finden sich nicht alle Tag' solche großmächtige Kaiser, wie die Marie

Louise Einen gefunden hat! Geärgert hat's meine Frau Gemahlin doch, daß die Marie Louise einen Sohn geboren hat, und das wollt' ich! Ließ darum die Kaiserin hierher rufen, wollt' sehen, wie die Nachrichten von dem Glück und der Herrlichkeit der Marie Louise sie kränkten. Sie hat mich lange genug seckirt, die Frau Kaiserin Ludovica, jetzt habe ich's ihr ein Bissel vergolten, und das freut mich!

II.

Die Kehrseite der Medaille.

Graf Clemens Metternich hatte heute ein großes diplomatisches Diner gegeben. Alle Gesandte der auswärtigen Mächte, alle Minister und Großwürdenträger des österreichischen Hofes, so wie viele Herren der hohen Aristocratie und der Finanzwelt waren zu demselben mit einer Einladung beehrt worden, und Alle hatten sie sich beeilt, die Einladung anzunehmen, denn Alle wußten sie, in welch großer Gunst der Graf Metternich bei dem Kaiser Franz stand, und wie wichtig es daher sei, mit dem einflußreichen Minister in gutem Einvernehmen zu stehen.

Es war ein sehr glänzendes, sehr auserlesenes Diner gewesen; alle Künste der Kochkunst, aller Luxus der Weine und Delicatessen war bei demselben aufgeboten gewesen, und es war daher sehr natürlich, daß

sich die Gäste in einer sehr behaglichen Stimmung fühlten, und daß mit jedem neuen auserlesenen Gericht, mit jeder neuen feurigen Weinsorte die ernsten diplomatischen Falten mehr und mehr aus den Angesichtern verschwanden, und unter den verschwiegenen Masken, welche man sonst so sorgsam über sein Antlitz deckte, das wahre und wirkliche Gesicht ein wenig hervorschaute.

Man hatte sich so eben von der Tafel erhoben, und sich aus dem glänzenden Speisesalon in die Gesellschaftszimmer begeben, um dort den starken Moccakaffee zu trinken, welcher die Wirkungen der feurigen Weine ein wenig verringern sollte. Die Equipagen standen in dreifacher Linie vor der Thür des Grafen und die Straße hinunter aufgefahren, denn die zur Abholung bestimmte Zeit war längst schon vorüber, aber dennoch schien noch keiner der Gäste des Grafen Metternich daran zu denken, sich zu beurlauben und aus diesem behaglichen Salon sich zu entfernen, in dem man so gut sich unterhielt, und so gut einander beobachten, und ein wenig von seinen geheimsten Gedanken erlauschen konnte. Denn das köstliche Mahl hatte die verstocktesten Gemüther milde gemacht, der feurige Wein hatte die schweigsamste Zunge gelöst.

Man stand oder saß in einzelnen Gruppen umher, und in allen diesen Gruppen unterhielt man sich im lebhaften Durcheinander, oder lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Worte irgend eines Redners, dessen glänzende Suade von dem glänzenden Diner noch gesteigert worden.

Nur der Graf Clemens Metternich war unverändert geblieben. Dasselbe Lächeln, das auf seinem schönen Antlitz gestanden, als er seine Gäste empfing, strahlte noch von demselben, seine Stirn war eben so feurig und glanzvoll wie beim Beginn des Festes, und das sanfte Incarnat seiner Wangen hatte sich auch nicht um die kleinste Nuance erhöht. Mit der liebenswürdigen Aufmerksamkeit eines beeiferten Wirthes ging er von einer Gruppe seiner Gäste zur anderen, und horchte mit seinem heitern Lächeln und seiner undurchdringlichen Freundlichkeit auf alle diese so verschiedenen leidenschaftlichen Debatten, wie man sie hier und dort begonnen. Und doch betrafen diese verschiedenen Debatten alle einen und denselben Gegenstand, und doch sprach man in allen diesen Gruppen nur von dem Einen, der seit dem Beginn des Jahrhunderts, das heißt seit elf Jahren, ganz Europa beschäftigte, doch

sprach man nur von Napoleon, dem Kaiser der Franzosen!

Aber der Wein, wie gesagt, hatte die Zungen ein wenig gelöst, und es war daher sehr natürlich, daß man trotz der Anwesenheit des französischen Gesandten Baron von Otto, hier und da ein freies Wort wagte, oder sich irgend eine mißbilligende Aeußerung erlaubte, daß man die Nähe des Barons nicht so beeifert aufsuchte, als man es sonst wohl gethan, und sogar wagte in einzelnen Gruppen deutsch zu sprechen, vielleicht, weil man wußte, daß der Baron Otto, obwohl er in einer deutschen Residenz als Gesandter fungirte, sich doch niemals die Mühe gegeben, die deutsche Sprache zu erlernen.

Es schien daher dem französischen Gesandten ein wenig unheimlich zu werden in diesem Kreise; er zog sich mit einer kleinen Wolke auf der Stirn in eine Fensternische zurück, und war ganz nur damit beschäftigt, seinen Kaffee mit der Vanillenstange umzurühren, die sich in der Tasse statt des Theelöffels befand.

Aber Metternich's aufmerksames Auge hatte den Rückzug des französischen Gesandten sofort bemerkt, und als liebenswürdiger und zuvorkommender Wirth

beeilte sich der Graf daher zu dem Baron hinzugehen, um seine Einsamkeit mit ihm zu theilen.

Was fehlt Ihnen, theuerster Freund, sagte er mit seiner sanften, einschmeichelnden Stimme. Sie wissen, die Freundschaft hat scharfe Augen, und ich meine, daß ich da auf Ihrer Stirn eine kleine Wolke aufsteigen sehe.

Und Sie haben Sich nicht geirrt, theuerster Graf, sagte Baron Otto mit einem gezwungenen Lächeln. Ich gestehe es, ich ärgere mich ein wenig über meine eigene Unwissenheit, die mich heute verhindert an der Unterhaltung der Herren da Theil zu nehmen. Welche geistvolle und interessante Bemerkungen mir dadurch verloren gehen, daß ich die deutsche Sprache nicht verstehe! Sehen Sie nur, wie lebhaft man sich dort in jener Gruppe unterhält, wie der vormalige hannoversche Gesandte, der Baron von Hardenberg, gesticulirt, und mit welchem Eifer er sich mit dem russischen Gesandten unterhält!

Und Sie meinen, Excellenz, daß Sie dadurch verlieren, daß Sie nicht verstehen, was man da spricht? fragte Metternich lachend. Ew. Excellenz kennen also den Baron Hardenberg nicht? Sie wissen nicht, daß dies eine politische Null ist, die man nur deshalb ein=

ladet, weil er ein so bequemer Schwätzer und gewissermaßen der Neuigkeitsbote von ganz Wien ist? Wollen Ew. Excellenz zum Beispiel wissen, wovon der Baron von Hardenberg eben so lebhaft spricht? Er erzählt den Herren von einer Whistpartie, die er gestern Abend bei dem Baron von Arnstein gespielt hat, und bei welcher er den ganzen Abend hindurch verloren hat, weil er das Unglück gehabt, am Morgen bei seinem Ausgang zuerst einer alten Frau zu begegnen. Der gute Baron ist, wie Sie wissen, Junggeselle, und er hat eine Antipathie gegen das ganze Frauengeschlecht.

Aber diese Antipathie hindert ihn doch nicht, täglich zur Fürstin Accerenza zu gehen, und ein Busenfreund des russischen Gesandten, Grafen Razumowsky, zu sein, sagte Baron Otto achselzuckend. Sie wissen aber, Excellenz, daß in diesen beiden Häusern sich die antifranzösische Partei ihre Rendezvous giebt?

Ah, da hat man in der That Ew. Excellenz falsch berichtet, rief Metternich lächelnd. Ein Beweis davon ist, daß bei der heutigen Soirée der Fürstin Accerenza sogar die Kaiserin Ludovica erscheinen wird, und Ew. Excellenz wissen wohl, welche innige Liebe und Zuneigung die beiden Kaiserhäuser von Frankreich und Oesterreich verbindet. Wenn also die Kaiserin Ludo-

vica die Abendcirkel der schönen Fürstin Accerenza besucht, so geht daraus hervor, daß dort sich keine antifranzösische Partei versammeln kann, und am allerwenigsten gehört der Baron Hardenberg zu derselben.

Der französische Gesandte antwortete nur mit einem leichten Achselzucken und einem ungläubigen Lächeln. Wie dem auch sei, sagte er dann, dem Grafen seine Hand darreichend, Sie, Excellenz, gehören, wie ich hoffe, nicht zur antifranzösischen Partei, und auf Ihre Gewogenheit darf ich zählen, auf Ihre Treue darf Frankreich rechnen.

Ja, Sie wissen es, Excellenz, daß meine Treue ganz und ausschließlich meinem Herrn, dem Kaiser von Oesterreich gehört, sagte Metternich, und daraus folgt, daß ich ein eifriger Anhänger Frankreichs bin, denn mein Herr, der Kaiser, ist der Verbündete und der Schwiegervater des Kaisers von Frankreich. Alle Machinationen der Frankreich feindlichen Mächte fallen machtlos in Staub vor diesen festen und unerschütterlichen Banden, mit denen Frankreich an Oesterreich gefesselt ist. Es wird weder England, noch Preußen, noch Schweden oder Rußland gelingen, den zärtlichen Schwiegervater von seinem Schwiegersohn zu trennen, und dies noch dazu in einem Augenblicke, wo die ver-

wandtschaftlichen Bande durch die Kaiserin Marie Louise einen neuen Zuwachs erhalten sollen.

Ich danke Ihnen für diese Zusicherung, Excellenz, sie soll mir das letzte und kostbarste Dessert Ihres glänzenden Diners sein, und damit will ich mich entfernen.

Wie, Ew. Excellenz wollen uns schon verlassen? fragte Metternich mit dem Ausdruck des lebhaftesten Bedauerns.

Ich erwarte in jeder Secunde den Courier, der mir die Nachricht von dem freudigen Ereigniß bringt, das Frankreich und Oesterreich mit aller Ungeduld der Liebe erwarten, und ich möchte gern der Erste sein, der Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich davon Meldung machte. Erlauben Sie mir also, mich still von dannen zu schleichen.

Graf Metternich ließ es geschehen, und begleitete den Gesandten Frankreichs bis zur Thür des ersten Salons. Dann kehrte er mit hastigen Schritten zurück und ging gerade zu der Gruppe hin, in welcher der Baron von Hardenberg noch immer lebhaft gesticulirte und sprach.

Wissen Sie wohl, meine Herren, daß Sie dem französischen Gesandten Furcht eingeflößt haben? fragte

Metternich lächelnd. Sie haben deutsch mit einander gesprochen, und es scheint, diese Sprache hat Töne, welche den französischen Ohren immer wie Verschwörung und Feindschaft klingen. Der französische Gesandte wittert in Ihnen einen Verschwörer und Franzosenfeind, Herr Baron von Hardenberg.

I was! rief der Baron, die Hände faltend und einen vorwurfsvollen Blick zum Himmel emporwerfend. Ich ein Verschwörer, ein Franzosenfeind! Als ob ich mich jemals um Politik, um Völkerfreundschaften und Feindschaften bekümmerte. Sie wissen, Excellenz, welch ein stiller, harmloser und friedfertiger Mann ich bin, und welch einen Horreur ich vor der Politik empfinde. Auch erzählte ich den Herren hier nur von einem Mährchen, das ich gestern gelesen.

Ah, gewiß ein Mährchen aus des Königs Artus Tafelrunde? fragte Metternich mit dem Ausdruck vollkommener Unbefangenheit. Sie wissen doch, welchen Artus ich meine, lieber Baron?

Baron Hardenberg zuckte leise zusammen, und warf einen schnellen forschenden Blick auf das Antlitz Metternichs. Aber dies blieb glatt und undurchdringlich wie immer.

Ich meine den schönen König Artus, sagte er,

jenen Artus, der eine fabelhafte Brautfahrt machte, und mit allerlei Ungeheuern zu kämpfen hatte, ehe er zu seiner schönen Braut gelangen konnte. Er erreichte sein Ziel auch nur mit Hülfe eines Freundes, der, wenn ich nicht irre, Brutus hieß, Brutus, gleich jenem Römer, der es so gut verstand sich zu verstellen, und den Unbedeutenden und Blödsinnigen spielte, bis zu dem Tage, an welchem man den Cäsar ermordete. Es ist eine gar wundersame Geschichte, Sie kennen sie doch? Aber halt, wer kommt denn dort so bestäubt und eilig in den Salon? Erlauben Sie, meine Herren, daß ich sehe, was es giebt.

Er grüßte die Herren mit einer leichten Verbeugung und entfernte sich. Baron Hardenberg und seine Freunde aber schauten ihm mit ernsten Blicken nach.

Er weiß Alles, flüsterten sie untereinander. Er kennt unsere Chiffern, unsere Pseudonymitäten. Er weiß, wen wir Artus nennen, und daß Sie, Baron Hardenberg, unser Brutus sind.

Hüten wir uns also!

Wählen wir eine andere Chiffre zu unserer Correspondenz!

Still, still! Da kommt der Würtembergische Gesandte, er ist ein Spion Frankreichs! Still!

Aber ehe noch der Würtembergische Gesandte sich den Herren ganz genähert hatte, ward die allgemeine Aufmerksamkeit nach dem Grafen Metternich hingelenkt, der eben einen Ausruf freudiger Ueberraschung ausstieß, und mit lauten Dankesworten dem jungen blassen Mann in dem bestäubten Reiseanzug, der da so unerwartet in den Salon eingetreten war, seine Hand reichte.

Wie sehr verbinden Sie mich, Herr Baron von Tettenborn, sagte er laut, und wie gütig sind Sie, als Freudenbote selber zu mir zu kommen.

Ich wünschte Ew. Excellenz selber diesen Brief des Grafen Champagny zu übergeben, sagte Baron Tettenborn sich verneigend, und da mich der Kaiser beurlaubt hat, wollte ich, bevor ich mich nach acht Tagen des unausgesetzten Reitens zur Ruhe begebe, doch die Freude erst haben, Ew. Excellenz meine Huldigung darzubringen.

Das ist in der That eine Aufmerksamkeit, die ich Ihnen niemals vergessen werde, lieber Baron, rief Metternich mit seinem verbindlichsten Lächeln. Aber nehmen Sie vor allen Dingen Platz, ruhen Sie Ihre Glieder, Sie Centaur, und erlauben Sie mir zu lesen, was der Graf von Champagny meldet.

Er erbrach das zierlich zusammengelegte Briefchen,

und nachdem er dessen Inhalt hastig überflogen, wandte er den Blick seinen Gästen zu, deren einzelne Gruppen sich gelöst hatten, deren lebhafte Gespräche verstummt waren.

Meine Herren, sagte Graf Metternich, ich erhalte so eben einen Brief vom Minister Champagny. Dieser Brief enthält zwar nur acht Worte, aber diese acht Worte verkünden ein großes weltgeschichtliches Ereigniß und werden wie ein Schrei der Freude oder des Entsetzens durch ganz Europa wiederhallen. Wollen Sie wissen, wie diese acht Worte lauten? Hören Sie nur: „Eh bien, le Roi de Rome est arrivé.“ *) Die Kaiserin von Frankreich ist von einem Prinzen entbunden worden.

Von einem Prinzen! riefen die Herren, diese mit heitern, jene mit düstern Mienen, diese grollend, jene freudenvoll.

Das wird eine Reihe herrlicher Feste in Paris geben, sagte Baron Hardenberg, seine goldene Dose in den Fingern drehend. Und was für auserlesene Pracht man bei diesen Festen entfalten wird, und was für kostbare Geschenke Paris dem König von Rom machen wird!

*) Hormayr: Lebensbilder I. 80.

Ein Prinz! rief der würtembergische Gesandte begeistert. Ist das nicht Gottes Finger? Sogar den Sohn, den Er gewünscht hat, gewährt Gott dem Kaiser Napoleon, seinem Auserwählten, gleich das Erstemal! Jetzt werden die Tollhäusler und Unruhstifter endlich schweigen müssen! Jetzt werden sie erkennen, daß dem großen Napoleon auch der Segen Gottes nicht fehlt!

Der russische Gesandte, Graf Razumowsky, warf auf den Entzückten einen halb verächtlichen, halb zornigen Blick, dann wandte er sich an den Grafen Metternich.

Nun, Excellenz, sagte er mit seiner lauten, brusquen Stimme, ich weiß nicht, ob Sie die Entzückung des Herrn Grafen hier theilen, und ob Sie auch so begeistert sind von dem Segen Gottes. Das aber weiß ich, daß der Segen schon Manchem zum Fluch geworden ist. Sie jubeln heute, und ich möchte wetten, in zehn Jahren haben Sie doch diesen König von Rom hier in Wien als Bettelstudenten. *)

Eine allgemeine Bewegung entstand, ein Ausdruck des Entsetzens und Schreckens malte sich auf allen Gesichtern, und schweigend, wie erstarrt, blickten Alle

*) Ebendaselbst.

auf den kühnen Russen hin, der seine herausfordernden Blicke gerade auf den Gesandten Würtembergs heftete.

Plötzlich ward dieses tiefe verlegene Schweigen durch ein lautes dreimaliges Niesen unterbrochen. Es war der Baron von Hardenberg, dessen Nase den Worten des russischen Gesandten vielleicht die Zustimmung geben wollte, die seine Lippen nicht auszusprechen wagten. Nachdem er genies't, brach er in ein frohes Lachen aus, und mit lauter Stimme rief er: Zur Genesung! Zur Genesung! Ich muß mir nur selber den Glückwunsch zurufen, da alle diese Herrn vor freudigem Schrecken erstarrt sind.

Aber die Erstarrung hatte sich jetzt in heiterm Lachen aufgelöst, und Jedermann beeiferte sich, zu Herrn von Hardenberg hinzugehen, und ihm den verspäteten Glückwunsch zu seinem Niesen darzubringen. —

Eine Viertelstunde später war der Salon des Grafen Metternich leer; die Gäste hatten sich verabschiedet und der Graf Metternich hatte sich mit dem Baron Tettenborn in sein Cabinet zurückgezogen, um sich von ihm einen ausführlichen Bericht über die Ereignisse in Paris erstatten zu lassen.

Baron von Tettenborn erzählte daher mit lebhaften und begeisterten Worten Alles das, was er dem Kaiser

schon erzählt hatte, und Metternich hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

Wirklich, Sie verstehen sehr schön zu erzählen, sagte Metternich dann mit einem feinen Lächeln. Sie haben mir mit wahrer Begeisterung die glänzende Hauptseite der Medaille gezeigt. Jetzt, ich bitte, lassen Sie mich auch die Kehrseite sehen.

Wie so denn, Excellenz? Die Kehrseite der Medaille?

Nun ja, die Hauptseite der Entbindungsmedaille, die Sie uns da als neues Prachtstück von Paris bringen, das ist der Jubel von ganz Paris, die leidenschaftliche Liebe des Kaisers zu seiner Gemahlin, sein Entzücken über die Geburt des Königs von Rom, und dennoch sein Wunsch, lieber den Sohn, als die Gemahlin zu verlieren. Das ist die glänzende Seite Ihrer Medaille, und Sie werden nur diese Sr. Majestät dem Kaiser gezeigt haben. Aber ich bitte, daß Sie mir nun auch die Kehrseite derselben zeigen wollen.

Ew. Excellenz glauben also, daß eine Kehrseite da ist?

Ich glaube es nicht, ich bin davon überzeugt, denn jede Medaille muß ja ihre Kehrseite haben. Lassen Sie mich dieselbe also immerhin sehen, lieber Baron.

Nun denn, wenn Ew. Excellenz es befehlen, so will

ich Ihnen von der Kehrseite so viel zeigen, als ich selber davon im Fluge erhaschen konnte, sagte Tettenborn lächelnd. Es ist wahr, der Kaiser erwiderte auf die Frage der Aerzte: man solle ihm um jeden Preis die Mutter erhalten, und ihr, wenn es sein müßte, das Kind opfern. Aber der Ausspruch der Aerzte, daß die Kaiserin Marie Louise niemals Mutter eines Kindes werden könne, hatte den Kaiser doch tief erschüttert. Als die Aerzte das Zimmer verlassen, überließ sich Napoleon seinem Zorn, seinem Schmerz und seiner Verzweiflung. Es war ein solcher Ausbruch der Leidenschaft, daß er die Vertrauten, die ihn umgaben, und die wohl an dergleichen Scenen gewöhnt sind, mit Angst und Entsetzen erfüllte. Der Kaiser schlug sich mit den Fäusten gegen die Stirn, er zerdrückte und zerriß den kleinen Hut, mit dem er eben hatte ausgehen wollen, er warf sich von einem Stuhl auf den andern, und klagte und verwünschte sein unseliges Geschick, das ihn verleitet habe, sich mit einer österreichischen Erzherzogin zu vermählen. Um ihretwillen, rief er mit einem flammenden Zornesblick, seine geballten Fäuste gen Himmel werfend, um ihretwillen habe ich Josephine verlassen, Josephine, welche die Anmuth und Herzensgüte selbst, Josephine, welche der

Stern meines Glückes war. Ich habe sie verlassen, und mit ihr hat auch mein Glück mich verlassen! Ich habe Josephine verstoßen, um eine Gemahlin zu nehmen, die mir einen Sohn gebären könnte. Ich habe mich der Tochter meines Feindes vermählt, und die Feindschaft des Vaters erbt nun auf die Tochter, und sie wird mir nicht den Sohn gebären, um dessentwillen ich nicht allein meine Gemahlin, sondern auch meinen Adoptivsohn Eugen verlassen habe! Eugen ist das Vorbild der Treue, des Muths, der Aufopferung, und ich habe ihn zurückgesetzt, ihn um seine größten und gerechtesten Hoffnungen betrogen! Aber ich werde wieder gut machen! Ich werde mir meine schöne Vergangenheit wieder zurückrufen! Was ich auch im Aeußern zu schonen habe, mein Herz kehrt doch wieder zu Josephinen zurück. Sie liebt mich, und sie ist und bleibt der Stern meines Glücks. Ja, Josephine soll wieder bei mir sein, und Eugen soll und muß mein Nachfolger werden. Als Kaiser, und als Träger der eisernen Krone soll er meine großen Schöpfungen zusammenhalten, und sie durch seine Kinder auf die Nachwelt bringen. *)

---

*) Hormayr. Lebensbilder III. 400.

Und dieses Alles sagte der Kaiser in Gegenwart von Zeugen? fragte Metternich mit einem spöttischen Lächeln.

Ja, Excellenz, der Minister Champagny, der Graf Fabre de l'Aude waren Zeugen dieser Scene, und übrigens sprach und schrie der Kaiser mit so lauter gellender Stimme, daß die Kammerdiener Constant und Deprez, die in der Antichambre waren, sehr wohl jedes Wort verstehen konnten.

Es ist doch immer gut, daß die Wände Ohren haben, sagte Metternich, leise mit dem Kopf nickend, und daß sie auch, wie es scheint, für Sie eine Zunge gehabt haben. Aber was geschah nun weiter, lieber Baron?

Excellenz, es scheint leider, daß die Kaiserin Marie Louise es nicht verstanden hat, die Kaiserin Josephine vergessen zu machen, weder beim Kaiser noch bei den Hofleuten. Der ganze Hof scheint der geschiedenen Kaiserin eine seltene Treue und Anhänglichkeit bewahrt zu haben, und die in Verzweiflung und Zorn ausgestoßenen Worte Napoleons erfüllten daher die Herzen seiner Zuhörer mit Entzücken und Wonne. Der Graf Fabre de l'Aude, einer der treuesten und ergebensten Anhänger Josephinens, harrte nur auf einen Moment,

um unbemerkt entschlüpfen, und zu der Kaiserin nach Malmaison eilen zu können, ihr die wichtige Botschaft zu bringen. Dieser Moment fand sich bald, der Graf stürzte in den Marstall, schwang sich auf ein gesatteltes Pferd, flüsterte Constant, der ihm behülflich gewesen, zu, daß er nach Malmaison eile, die Freudenbotschaft zu überbringen, und daß Constant, wenn der Kaiser nach ihm frage, irgend einen Vorwand ersinnen solle, seine Abwesenheit zu entschuldigen, und dann jagte er in gestrecktem Galopp von dannen. Nach acht Stunden kam er in eben so wüthendem Galopp, auf schweißbedecktem keuchendem Pferde zurück. Der treue Constant empfing ihn, wie sie verabredet, an der kleinen Seitenpforte der Tuilerieen, er öffnete den Mund, um dem Grafen etwas zu sagen, aber Fabre de l'Aude ließ ihm keine Zeit dazu. Ach, guter Constant, flüsterte er, indem er sich vom Pferde schwang, wie glücklich habe ich die Kaiserin gemacht. Ihr schönes Antlitz war ganz überfluthet von Thränen des Entzückens, sie breitete mit einem lauten Jubelruf die Arme in die Luft und rief: Oh, Bonaparte, mein geliebter Bonaparte will zu mir zurückkehren, und ich werde wieder die glücklichste der Frauen sein! — Ach, Constant, sie war wie verklärt bei meiner Freudenbotschaft, und —

Aber Herr Graf, unterbrach ihn Constant hastig, Herr Graf, Sie —

Mehr sagte er nicht, denn ein lauter Kanonendonner, der von den Invaliden her erdröhnte, erstickte seine Worte.

Graf Fabre de l'Aude erbleichte. Was bedeutet das? fragte er mit zitternden Lippen.

Das bedeutet, daß die Kaiserin Marie Louise so eben den König von Rom geboren hat, sagte Constant feierlich. Ich wollte es Ihnen gleich sagen, aber der Herr Graf ließen mich nicht zu Worte kommen.

Graf Fabre de l'Aude zerdrückte eine Thräne, und flüsterte leise: Arme Josephine! Das wird ihr Herz brechen! — Dann eilte er in die Tuilerieen, um mit strahlendem Antlitz dem Kaiser seine Glückwünsche darzubringen.

Allerliebst, sagte Metternich lächelnd. Ich gestehe, daß diese Kehrseite der Medaille mich mehr interessirt, als die officielle Hauptseite, denn sie giebt vielerlei zu denken. Aber jetzt, lieber Baron, darf ich Sie nicht länger zurückhalten, es wäre ein Raub an Ihrer Ruhe, den ich mir niemals verzeihen könnte. Sie bedürfen der Erholung, und erst wenn Sie zwölf Stunden hintereinander ruhig und ungestört geschlafen haben,

wird man daran denken dürfen, Ihnen die Ordensketten und Belohnungen zu schicken, die Ihnen gebühren. Leben Sie bis dahin wohl, mein lieber Baron, schlafen Sie! Ich aber will meinem Haushofmeister meine Anweisungen geben zu einer Illumination meines Hôtels, denn es ist wohl schicklich, daß wir den ersten Enkel unseres Kaisers mit einigem Glanz in der Welt willkommen heißen. —

In einigen Stunden war die Botschaft von der Geburt des Kaiserenkels durch ganz Wien verbreitet, und die ganze französische Partei, so wie alle auswärtigen Gesandten, ließen ihre Häuser im hellsten Glanz der Lichter aufstrahlen.

Das Volk zog jauchzend und schreiend durch die Straßen und freute sich der strahlenden Illumination, und stand in gedrängten Schaaren vor dem Palais des französischen Gesandten, an dem mit strahlender Brillantschrift zu lesen war: Vivat le roi de Rome!

Der König von Rom? fragte und schrie man hier und dort in der Menge. Wer ist der König von Rom? Gehört Rom denn nicht mehr dem heiligen Vater, dem Papst?

Ihr wißt ja, schrie eine laute grollende Stimme, der Herr Kaiser Napoleon hat den Papst aus Rom

entführt, und hält ihn in Fontainebleau gefangen. Er kann also mit Rom machen, was ihm beliebt, und so legt er's seinem kleinen Sohne als Lutschbeutel in die Wiege.

Aber der Papst hat den Kaiser Napoleon dafür in den Bann gethan, schrie eine andere Stimme, und wenn der Kaiser ihm auch Rom genommen, so hat ihm der heilige Vater doch dafür das Himmelreich verschlossen!

Kinder, Kinder, zankt Euch nicht! schrie ein Dritter. Freut Euch vielmehr, denn ich sage Euch, wenn auch der Kaiser Napoleon sich den größten Herrscher der Welt dünkt, es hilft ihm doch Alles nichts! Er ist doch verloren und hin. Denn jetzt haben wir ihn doch dran gekriegt, jetzt haben wir ihm die österreichische Dummheit und das österreichische Unglück eingeimpft, und daran wird er zu Grunde gehen!*)

Ein lautes brüllendes Gelächter begrüßte diesen drastischen selbstverhöhnenden Witz. In diesem Moment fuhr der Sturm, der sich seit dem Beginn des Abends erhoben hatte, mit donnerndem Gebrause heran, und löschte wie mit Einem Schlage die Lampen an dem

*) Lebensbilder I. 89.

Hôtel aus, und ließ von der im Brillantfeuer funkelnden Inschrift nichts mehr übrig als einige verglimmende Lämpchen.

Das Volk verstummte mitten in seinem Gelächter. Es blickte erschauernd zu dem plötzlich in Dunkelheit und Nacht versunkenen Gebäude empor, stürzte dann hierhin und dorthin von dannen, und während Diese sich bekreuzten, murmelten Jene: Das war ein Fingerzeig Gottes! So wie er heute die Lichter für seinen Sohn auslöscht, so wird er einst Bonaparte's ganze Herrlichkeit mit einem Hauch seines Mundes auslöschen und verschwinden machen!

III.

Rosabella.

Der Erzherzog Johann gab heute ein großes Fest, ein Fest zur Einweihung seines Hauses, das er sich gekauft hatte, und in welchem er seit einigen Tagen seine Wohnung genommen. Dieses Haus war das Palais Kaunitz, das der Erzherzog von den Erben des großen Mannes erstanden hatte, der einst unter Maria Theresia und Kaiser Joseph die Geschicke Oesterreichs gelenkt.

Aber das Fest, mit welchem der Erzherzog sein neues Haus einweihen wollte, sollte keines jener officiellen Hoffeste sein, bei dem man in steifer Grandezza je nach seinem Rang und seinen Würden und Orden seine Stelle erhält, keine dieser Feierlichkeiten, bei denen man in ernstem Pomp erschien, und seiner Erhabenheit selbst an der Tafel und beim sprudelnden Champagner nicht vergißt. Dieses Fest sollte vielmehr

so ganz das Gegentheil sein, so zu sagen ein bürgerliches Fest, eine gemüthliche Feier, bei der es weder auf Rang und Titel, noch auf Ordenssterne und äußere Würden ankommen werde. Der Erzherzog hatte nur seine Freunde zu sich geladen, und diese Freunde gehörten keineswegs nur den höchsten, oder auch nur ausschließlich den aristokratischen Ständen an.

Erzherzog Johann besaß vielmehr der Freunde in allen Schichten der Gesellschaft, unter der Aristokratie sowohl, wie unter den Handwerkern und Bürgern, unter den Beamten sowohl, wie unter den Künstlern, den Dichtern und Schauspielern. Und aus allen diesen Schichten der Gesellschaft hatte er seine Freunde eingeladen, damit ihre Liebesgrüße und ihre Segenswünsche seinem neuen Hause gewissermaßen die Taufe der Liebe geben möchten.

Es war am späten Nachmittag; der Erzherzog hatte noch einmal, begleitet von seinem Haushofmeister, einen letzten Umgang durch die Säle gemacht, und alle Vorbereitungen und Anstalten für den heutigen Abend in Augenschein genommen. Er hatte Alles zu seiner Befriedigung gefunden; die Säle waren festlich geschmückt mit Blumen und Festons, an den großen Kronleuchtern von Bergkrystall waren gleich einem

kampfbereiten Regiment lange schlanke Wachskerzen zum Dienst des heutigen Abends aufgestellt, die Meubles waren ihrer Hüllen entkleidet, und prangten in reicher Vergoldung und mit goldgestickten Seidenbezügen. Ueber die parquettirten Fußböden waren hier und da kostbare türkische Teppiche ausgebreitet, an den Wänden hingen schöne Gemälde alter und neuer Meister, auf den Marmortischen lagen Mappen mit Kupferstichen und Handzeichnungen, und die neuesten Erzeugnisse der Literatur. In einem anderen Saal befanden sich einige musikalische Instrumente, ein schöner Flügel, einige Violinen, ein Cello, eine Cyther, und auf einem kleinen Tischchen lagen mehrere der kleinen zierlichen Instrumente, welche nur die Tyroler zu spielen verstehen, und denen man den wenig ästhetischen Namen „Maultrommel" gegeben hat. Von diesem Musiksaal gelangte man in den Billardsaal, an dessen beiden Seitenwänden zwei Billards aufgestellt waren, und von dem man wiederum in einen andern größern Saal, den Theatersaal, gelangte. Der Theatersaal schloß die Reihe dieser schönen und geschmackvoll decorirten Gemächer ab, und in dem Theatersaal sollte heute die Krone des Festes sein, denn dort wollte man zur Feier des Tages ein Schauspiel aufführen, das der Freiherr von Hormayr

gedichtet, und in welchem die ersten und gefeiertsten Bühnenkünstler des Wiener Burgtheaters auftreten sollten.

Nachdem der Erzherzog Johann alle diese Säle durchwandert war, begab er sich hinunter in den Garten, um die Vorbereitungen zu der großen Illumination und dem Feuerwerk zu mustern, mit welchem die Festlichkeiten ihren Abschluß erhalten sollten. Dann wandte er sich mit einem leichten Kopfnicken an den Haushofmeister, der mit ängstlicher Aufmerksamkeit die Mienen seines Herrn beobachtet hatte, um aus ihnen seinen Beifall oder Tadel zu lesen.

Ich danke Ihnen, lieber Ruhberg, sagte Johann freundlich, Sie haben Ihre Arrangements vortrefflich gemacht, und Alles ist mit dem feinsten Geschmack und der größten Geschicklichkeit geordnet. Sorgen Sie nur, daß wir auch des Genießbaren und Erfrischenden genugsam haben, und daß keiner meiner Gäste mit leerem und unbefriedigtem Magen von dannen geht.

Gnädiger Herr, im großen Speisesaal sind vier große Buffets errichtet, und man wird auf denselben Alles finden, was die Eßlust reizen und den Appetit des gelehrtesten Gourmands befriedigen kann. Rheinwein und Champagner wird im Ueberfluß vorhanden

sein, die Bedienten sind angewiesen, mit der größten Aufmerksamkeit alle leeren Gläser zu füllen und auch dem Durstigsten ein Genüge zu thun.

Ich danke Ihnen, Sie haben wirklich an Alles gedacht, und Alles vortrefflich arrangirt, sagte der Erzherzog lächelnd. Wir haben also für das Vergnügen meiner Gäste Alles gethan, was in unseren Kräften stand, und wenn sie sich dennoch nicht amüsiren sollten, so ist das nicht unsere Schuld.

Sie werden sich amüsiren, Kaiserliche Hoheit, oh, sie werden sich mehr als amüsiren, sie werden beseeligt sein, rief der Haushofmeister eifrig. Schon der Gedanke, bei Ew. Kaiserlichen Gnaden erscheinen zu dürfen, wird für alle Ihre Gäste ein Quell des Entzückens sein, und —

Ach, rechnen Sie nicht zu bestimmt darauf, mein Lieber, unterbrach ihn der Erzherzog, sondern sorgen Sie ja, daß neben diesem Quell des Entzückens der Quell des Weins niemals versiege. Aber sagen Sie doch, hat der Herr Staatsrath von Hudelist keine Botschaft gesandt? Er hatte, wie mich dünkt, meine Einladung nicht sogleich angenommen, sondern sich verleugnen lassen.

Der Herr Staatsrath hat aber so eben hergeschickt

und melden lassen, daß er die Ehre haben wird, der Einladung des Herrn Erzherzogs Folge zu leisten, erwiederte der Haushofmeister.

Oh, das ist gut, rief der Erzherzog mit dem Anschein der Freude. Ihnen, mein lieber Ruhberg, empfehle ich den Herrn Staatsrath ganz besonders. Sorgen Sie persönlich für ihn, bedienen Sie ihn, als wenn er der Kaiser selber wäre. Suchen Sie seine leisesten Wünsche zu errathen, und befriedigen Sie dieselben. Der Herr Staatsrath von Hudelist ist ein ausgezeichneter Weinkenner, und das ist natürlich, denn er war eines Tages der Oberaufseher des Weinkellers von unserm Gesandten in Rom, dem Bischof Hrczan. Bemühen Sie Sich also, ihm die ausgezeichnetsten Weine vorzusetzen, und da der Herr von Hudelist, wie man mir gesagt hat, die Karten liebt, so sorgen Sie, daß er ein ruhiges Zimmer finde, wo eine Spielpartie sich niederlassen kann. Und jetzt, mein lieber Ruhberg, lassen Sie mein Cabriolet vorfahren.

Einige Minuten später rollte das Cabriolet des Erzherzogs, von ihm selber geleitet, in raschem Lauf durch die Straßen Wiens. Wo die Leute ihn erkannten, blieben sie stehen und begrüßten mit freudigen Gesichtern den Vorübereilenden, der sich freundlich dankend

hierhin und dorthin verneigte, und dessen Gesicht von Heiterkeit und Frohsinn zu strahlen schien. Vor einem kleinen hübschen Hause in der Leopoldsvorstadt hielt der Erzherzog jetzt sein Cabriolet an; dem Groom, der hinter ihm gesessen, die Zügel hinwerfend, sprang er aus dem Wagen und eilte in das Haus, dessen verschlossene Thür sich ihm wie von selbst aufthat. Niemand empfing ihn auf dem kleinen Hausflur, Niemand geleitete ihn die Stiegen hinauf, und auch in dem kleinen Vorsaal, in den er jetzt eintrat, zeigte sich kein lebendes Wesen.

Der Erzherzog lächelte. Sie will von mir überrascht werden, um desto besser die Entzückte spielen zu können, sagte er leise vor sich hin. Nun, meinetwegen, machen wir ihr doch das Vergnügen!

Er hob leise die Portière auf, die vor der Thür am anderen Ende des Gemachs sich befand, und das Schloß dieser Thür geräuschlos aufdrückend, trat er jetzt in ein Boudoir von der kokettesten Eleganz und der reizendsten Zierlichkeit. Die Wände dieses Boudoirs waren mit rosa Seidenzeug bekleidet, über welchem in feinen künstlichen Falten Draperien von weißem Mousseline sich hinzogen, deren Festons hier und da von großen Bouquets künstlicher Rosen auf der Seiden-

wand befestigt waren. Zwischen diesen Draperien waren auf allen vier Seiten des Gemaches große Spiegel angebracht, die von der Erde bis zur Decke emporreichten, und neben deren prachtvollen geschnitzten Goldrahmen sich zu beiden Seiten schöne broncene Wandleuchter befanden. Der Fußboden war bedeckt mit einem Teppich, auf dessen weißem Grunde köstliche Rosenbouquets gewirkt waren, und die Meubles von duftendem Rosenholz waren mit rosa Atlas überzogen. Wenn man in dieses reizende rosige Gemach eintrat, fühlte man sich wie in die Mährchen seiner Kindheit verzaubert, und blickte suchend und träumend umher nach der Rosenfee, die allein in diesem Tempel der Rosen wohnen konnte. Und allerdings, die Rosenfee war da, aber sie that, was die Rosenfeen der Mährchen niemals thun, sie weinte.

Dort drüben auf jenem Kanapee, in der mit rothen und weißen Festons und Rosen so reizend decorirten Nische, dort lag die Rosenfee, die schönen schlanken Glieder umhüllt von duftigen weißen Gewändern, die wie durchsichtige Wolken über ihr Kleid von rosa Atlas niederflossen, die kleinen Füßchen bekleidet mit weißen goldgestickten Atlaspantoffeln, das blonde Haar aufgelöst und wie ein goldschimmernder Mantel niederfließend

über ihren leuchtenden Nacken und die vollen schönen Arme. Das Haupt hatte sie zurückgelehnt an die Kissen des Divans, die großen schwarzen Augen starrten zum Himmel empor, den vollen frischen Lippen entquollen Seufzer und Klagelaute, und auf den zarten rosigen Wangen standen Thränen, die langsam wie glänzende Perlen auf ihren Busen niederrollten.

So ganz vertieft war die trauernde Rosenfee in ihren Schmerz, daß sie das Eintreten des Erzherzogs gar nicht gehört hatte und gar nicht ahnte, daß sie für ihre Klagen einen Zuhörer, für ihre Thränen einen Zeugen hatte. Freilich machte der weiche schwellende Fußteppich die Schritte des Erzherzogs unhörbar, und außerdem bemühte er sich ganz geräuschlos der trauernden Schönheit sich zu nähern, und gar nicht von ihr bemerkt zu werden.

Jetzt stand er dicht hinter ihr, und die Arme ineinander geschlagen, schaute er zu ihr nieder mit einem leisen Lächeln.

Oh mein Gott, flüsterte sie schmerzlich aufseufzend, er kommt noch immer nicht, er läßt mich heute wie gestern allein, er hat mich vergessen, verlassen! Und ich liebe ihn, ich liebe ihn grenzenlos, ich werde sterben an dieser Liebe!

Sie schlug mit einer ungestümen Bewegung ihre beiden von Brillantringen funkelnden Hände vor ihr Angesicht, und ächzte laut.

Er liebt mich nicht! Er liebt mich nicht! stöhnte und wimmerte sie. Er hat mich aufgegeben, verrathen an eine Andere! Aber wo ist sie, die mir sein Herz gestohlen hat! rief sie auf einmal stürmisch laut, wo ist die Verrätherin, die mir das Herz meines Johanns entrissen hat?

Ein lautes Lachen, das hinter ihr erschallte, machte sie erbeben und sich umschauen. Nun schoß ein Blitz des Zornes und des Entzückens zugleich aus ihren schönen Augen, ein leiser Schrei tönte von ihren Lippen, wie eine Gazelle so leicht und anmuthig sprang sie von dem Divan empor und zu dem Erzherzog hin. Dann legte sie ihre beiden Hände auf seinen Arm, und schaute mit einem Ausdruck unendlicher Liebe und Wehmuth in sein lachendes Angesicht.

Sie sind da, mein Geliebter, endlich da, seufzte sie. Sie überraschen mich, indem ich weine und klage, und Sie lachen?

Rosabella, meine Holde, sagte der Erzherzog leichthin, ich lache ja nicht über Dich, sondern nur über mein eigenes prosaisches Mißgeschick. Deine Liebes-

klage war so poetisch, so thränenfunkelnd, und zephyr-seufzerreich, daß man hätte glauben sollen, die Rosenfee klage in ihrer Grotte um den treulosen Mondkönig, oder um den schönen reizenden König der Elfen, den Oberon. Aber nein, sie trauert um ein Menschengeschöpf, das Johann heißt, wie der berühmte muntere Seifensieder. Siehst Du, meine liebreizende Rosabella, das allein machte mich lachen, das rief mich aus dem reizenden, poetischen Mährchen, welches Du mir da vorspieltest, in die allerprosaischeste Wirklichkeit zurück. Hätte ich das Glück, Oberon oder Rinaldo oder Endymion zu heißen, so würde ich im Stande gewesen sein, Dein Mährchen für Wahrheit zu halten, so wundervoll hast Du gespielt, aber vor dem Namen Johann erbleichen alle Mährchen, und die lieblichste Poesie wird dabei zur lächerlichen Prosa. Sage selbst, Rosabella, klingt es nicht komisch, wenn man, wie Du, im höchsten Pathos ruft: Wo ist die Verrätherin, die mir das Herz meines Johanns entrissen hat?

Sie sind grausam, doppelt grausam, flüsterte Rosabella, und ihre Augen füllten sich wieder mit Thränen. Sie verspotten nicht nur meinen Schmerz, sondern Sie glauben auch nicht an ihn. Ach, es war kein Mährchen, das ich Ihnen da vorspielte, sondern die reine,

schmerzvolle Wahrheit. Und wie hätte es auch anders sein können? Ich glaubte mich ja ganz allein, und ahnte nicht einmal, daß Sie mir nahe waren!

Du ahntest es nicht? fragte Johann lächelnd, indem er auf den großen Spiegel deutete, der gerade dem Kanapee gegenüber angebracht war, und das ganze Zimmer reflectirte. Du ahntest nicht, daß ich in Deiner Nähe war? Du hast Recht, Du ahntest es nicht, sondern Du wußtest es ganz gewiß, denn Du mußtest mich in jenem Spiegel sehen.

Ich sah nichts, denn meine Augen waren von Thränen umdüstert, seufzte Rosabella.

Nun denn, mein holder Engel, warum weintest Du? fragte der Erzherzog, die schöne Rosabella sanft an sich ziehend, und einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn drückend.

Ich weinte, weil Sie mich nicht mehr lieben, Hoheit, weil Sie mich seit drei Tagen vergessen haben. Mein Herz war voll Verzweiflung und Schmerz, denn Sie wissen es wohl, ich liebe Sie. Sie sind für mich nicht der Erzherzog, nicht der Bruder des Kaisers, sondern blos —

Blos der Johann Deines Herzens, unterbrach sie der Erzherzog lächelnd, indem er ihr langes aufgelöstes

Haar in seine beiden Händen faßte, und es an seine Lippen drückte. Nun klage nicht mehr, Rosabella, denn Du siehst, ich bin wieder da, ich habe Dich nicht vergessen, und keine Verrätherin hat Dir das Herz Deines Johanns entrissen. Also trockne die Thränen, Rosenfee, laß mich wieder Dein schalkhaftes Lächeln sehen, das so allerliebst die beiden Grübchen auf Deinen Wangen hervorruft, und mit denen Du allabendlich das Publikum enthusiasmirst, und einen wahren Beifallssturm erregst. Komm, meine liebliche Primadonna aller irdischen Ballette, komm, laß uns hier niedersitzen auf dem Kanapee, auf welchem Du eben, wie Dido um ihren Aeneas, um Deinen Johann geklagt hast, und nun keine Klagen, keine Vorwürfe mehr! Ich konnte nicht zu Dir kommen, denn ich hatte, wie ein armer Sterblicher, dem nicht gleich der Schnecke ein Haus auf dem Rücken gewachsen ist, damit zu thun, mir ein Haus einzurichten, und mir eine Wohnung zu bereiten. Du weißt es ja, in dem Hause meiner Väter, in der großen Kaiserburg, war kein Raum für den armen Erzherzog Johann, man wies mich hinaus, man ließ es mich so lange empfinden, daß ich ein Ueberlästiger, ein Aufdringling sei, daß ich

mich endlich wohl entschließen mußte, mir anderswo ein Haus zu suchen.

Es ist schändlich, es ist unerhört, rief Rosabella schmerzlich, der Bruder des Kaisers muß die Kaiserburg verlassen. Oh, wie ich den Kaiser hasse, dessen hartes, gefülloses Herz das fordern konnte. Aber er ist kalt und grausam, er hat keine Liebe zu seinen edlen Brüdern, sondern nur Eifersucht, nur —

Still, unterbrach sie Johann ernst, kein Wort gegen den Kaiser. Ich liebe ihn als meinen Bruder, ich ehre ihn als meinen Kaiser, ich gehorche ihm als meinem Herrn, und nie werde ich es wagen, zu tadeln und zu schmähen, was er thut. Er fand, daß es besser für mich sei, wenn ich selbstständig werde, und ein eigenes Haus begründete, und gewiß hat er darin Recht gehabt.

Nein, er hat nicht Recht gehabt, rief Rosabella eifrig. Er hätte, wenn kein Platz in der Kaiserburg war für den edlen Erzherzog Johann, ihm wenigstens einen Palast kaufen und ihm denselben zum Geschenk machen sollen, sammt einer prachtvollen und kaiserlichen Einrichtung.

Ach, mein theurer Bruder, der Kaiser, hat kein Geld zu solchen Allotria's, rief Johann achselzuckend.

Der Krieg hat seine Kassen geleert, und sie wollen sich auch jetzt, trotz des Friedens, noch immer nicht wieder füllen. Wir sind arm, meine reizende Rosabella, und ich habe, um mir mein Haus zu kaufen, Schulden machen und Gelder leihen müssen, denn mein Vermögen reichte nicht aus, um das Palais des Fürsten Kaunitz, des Ministers meiner Großmutter, zu bezahlen.

Aber Sie können reich sein, wenn Sie nur wollen, mein edler geliebter Prinz, flüsterte Rosabella, indem sie ihr Haupt an des Erzherzogs Brust schmiegte.

Wie denn, mein holder Engel? fragte Johann lächelnd. Wo ist die verborgene Goldmine, die ich mir öffnen könnte.

Sie ist in Tyrol, sagte Rosabella, mit einem flammenden Blick zu Johann emporschauend.

In Tyrol? fragte er verwundert. Tyrol ist ein armes Land, und wenn es dort Goldminen gäbe, so würden sie doch meinem Bruder, dem Kaiser, gehören, nicht mir, nicht dem armen Erzherzog Johann.

Nein, mein theurer Fürst, die Goldminen Tyrol's gehören Ihnen, diese Goldminen, sie fließen in den Herzen der Tyroler, der Schatz, der Sie dort erwartet, das ist die Liebe dieses hochherzigen treuen Volkes, das nichts Höheres ersehnt, als daß sein Hannes zu

ihm komme, und die alte Burg Tyrol wieder aufbaue, um in ihr als ihr Herzog von Tyrol zu wohnen. Oh, mein schöner, vielgeliebter Fürst, hören Sie nur auf den Ruf Ihrer Getreuen, fassen Sie nur den Entschluß, sich das goldene Fürstenhaus selber begründen zu wollen, und wie durch ein Wunder werden die Wände Ihres Palastes emporsteigen, und als ein freier selbstständiger Herrscher wird mein hoher Geliebter einziehen in die Burg, welche ihm die Liebe seiner Unterthanen bereitet hat.

Wie? rief der Erzherzog erstaunt. Meine Rosenfee treibt Politik? Rosabella Valzerini, die erste Balletttänzerin Neapels, beschäftigt sich, statt mit Liebesgedichten Ihrer Anbeter, mit der ernsten Politik, und sinnt dabei sogar auf Verschwörungen?

Signora Rosabella Valzerini, die erste Ballettänzerin Neapels, ist eine Deutsche, sagte Rosabella lächelnd, mehr noch, sie ist eine Tyrolerin, und wenn auch ihr Vater sich unter die Schweizer des Königs von Neapel anwerben ließ, so nahm er doch sein treu' Tyrolerherz nach Neapel mit und dasselbe treue Herz schlägt in dem Busen seiner Tochter. Oh, ich bin selig, eine Tyrolerin zu sein, denn diesem Umstand allein verdanke ich es ja, daß Sie mich Ihrer Theilnahme würdigten,

daß die ernsten und düstern Augen des gelehrten und tugendreichen Erzherzogs Johann sich herabließen mich anzuschauen, daß er mich nicht zurückwies, als ich ihm meine Empfehlungsbriefe von den Freunden meines Vaters, den tapfern Tyroler Helden Johann Panzl, Jacob Sieberer und Jacob Eisenstecker brachte. Ja, Gott sei Dank, ich bin eine Tyrolerin, johi, joha, bin ein Tyroler Madela!

Und mit einem lauten, jubelnden Jodler sprang Rosabella empor und tanzte wie in einer Extase des Entzückens eine Art Tarantella, wie man sie in den Thälern von Welschtyrol von den jungen Burschen und Mädchen bei der Kirmes tanzen sieht. Dann warf sie sich ganz erschöpft und athemlos wieder auf das Kanapee und richtete ihre flammenden Blicke mit einem schmachtenden Ausdruck auf den Erzherzog hin.

Er nickte ihr lächelnd zu. Ein reizender Dämon bist Du, sagte er heiter, aber keine Tyrolerin. Die Luft Neapels hat Dein Blut und Deine Haut durchglüht, und was auch immer Dein Taufschein sagen mag, die kleine Rosel Balzer, die ich vor sechs Jahren im Engaddin gesehen, hat doch keine Verwandtschaft mehr mit Signora Rasabella Balzerini, die aus Neapel zu

uns nach Wien gekommen ist, und hier die Herzen aller Männer, sogar das meine, sich unterthan gemacht hat.

Was kümmern mich die Herzen der andern Männer, nur das Ihre will ich, mein Fürst, mein Gebieter, mein Meister, rief Rosabella leidenschaftlich, indem sie ihre beiden vollen schönen Arme um den Nacken des Erzherzogs schlang, nur Ihre Liebe allein will ich besitzen, aber ganz ungetheilt, wie man den ganzen Himmel, die ganze Seligkeit sich ersehnt.

Und liebe ich Dich denn anders, Rosabella? fragte Johann, sie an sich drückend. Weißt Du nicht, Du holde Rosenfee, daß Dir mein ganzes Herz gehört?

Das Herz wohl, aber nicht der Kopf, sagte sie traurig.

Das heißt, rief Johann lächelnd, ich habe auch den Kopf verloren, weil ich mein Herz an Dich verloren habe. Die Liebe zu meiner Rosenfee hat meine Vernunft bethört, und ich habe es gewagt, dem Zorn des Kaisers zu trotzen, indem ich öffentlich vor aller Welt mein Herz zu den Füßen der schönen Signora Valzerini niederlegte.

Und ich habe dies Herz aufgehoben als meinen köstlichsten Schatz, mein höchstes Besitzthum, rief Rosabella feurig. Ich schmücke mich damit, wie die Königinnen

von Frankreich mit dem wundervollen Brillanten sich schmückten, dem man den Beinamen „der Regent“ gegeben.

Ach, ich kann Dir freilich wenig andere Brillanten bieten, Rosabella, sagte der Erzherzog achselzuckend. Du bist wirklich die großmüthigste und uneigennützigste der Rosenfeen des Theaters, daß Du einen Liebhaber wählst, der nicht halb so viel besitzt, als irgend einer der Banquiers und jüdischen Barone, die nur auf den Moment der Gnade lauern, um Dir ein fürstliches Vermögen zu Füßen zu legen. Verlaß mich, Rosabella, verschließe mir Deine Thür, denn ich bin Deiner Liebe nicht werth, ich bin arm, ich bin machtlos, und ich heiße Johann.

Daß Sie arm sind, wie Sie sagen, das macht mich glücklich, sagte Rosabella lächelnd, denn dem reichen Erzherzog würde es schwer sein, zu beweisen, daß man ihn liebt. Er würde niemals an die Wahrheit meiner Zärtlichkeit glauben, und würde meine Liebe für die Procente halten, die ich ihm für das Capital seiner Reichthümer abzahle. Ich bin, Dank sei es meinen Füßen, meinen Entrechats und meinem hübschen Lärvchen, reich genug, um alle Banquiers und alle jüdischen Barone verachten zu können, und aus freier

Wahl mich Dem zu schenken, den ich liebe, den ich anbete wie meinen Gott, wenn er auch Johann heißt. Sprechen wir also nicht mehr von Ihrer Armuth, die Sie leider doch nicht verhindert, mir die glänzendsten Geschenke zu machen. Sprechen wir aber davon, daß Sie sich machtlos nennen. Oh, mein edler, theurer Herr und Gebieter, wollen Sie nur mächtig sein, und Sie sind es. Ich wiederhole es Ihnen, Tyrol erwartet seinen Fürsten, es ist bereit für seinen lieben Hannes sich zu erheben, und ihn zu seinem König, seinem Herrn zu erwählen.

Und woher weißt Du das, meine Königin? fragte Johann, indem er tändelnd ihr das lange Haar um den Hals legte, wie eine goldene Schlange. Wer giebt Dir alle diese Botschaft aus Tyrol?

Die Freunde, die auf den Fürsten hoffen, von dem Sie wissen, daß er mich ein wenig liebt, sagte Rosabella lächelnd. Täglich empfange ich Botschaften und Briefe, und der Liebesschrei, die Sehnsuchtsklage von ganz Tyrol spricht zu Ihnen durch meinen Mund. Oh, sagen Sie ein Wort, ein einzig Wort, sagen Sie: Ich will kommen! und ganz Tyrol steht auf, und in den Bergen und Thälern Tyrols wird man ein Gegenstück liefern zu der berühmten sicilianischen Vesper,

mit welcher die Sicilianer sich frei machten von den Banden der Franzosen. Sagen Sie: Ich komme! und ganz Tyrol zieht Ihnen jauchzend entgegen, um Sie zu begrüßen als den gottgesandten Befreier vom Joch der Franzosen, als den geliebten Herrn, der als freier Fürst wieder herrschen soll über das freie Tyrol, und —

Still, unterbrach sie der Erzherzog strenge, kein Wort weiter, Rosabella, denn jedes Wort wäre für mich eine Beleidigung, für Dich ein Verbrechen. Aber da Du einmal dieses gefährliche Thema berührt hast, so laß mich Dir ein für alle Mal sagen, was ich denke, und was meine feste Willensmeinung ist. Du bist die Tochter eines Tyrolers, und es ist nun einmal Deine Caprice, Dich in die Begeisterung der Tyroler hinein schwindeln zu wollen. Ich aber, meine holde Rosabella, meine schöne in's Italienische übersetzte Tyrolerin, ich theile diese Begeisterung nicht. Ich bin ein nüchterner Mensch und ich sehe daher die Dinge, wie sie sind und nicht wie sie sein sollten. Ich habe das schöne Tyrol immer geliebt, und ich würde glücklich sein, wenn ich ihm angehören, und die Versprechungen erfüllen könnte, die ich ihm zwei Mal gemacht, und die leider niemals zur Wahrheit und That haben

werden wollen. Aber ich habe mich geduldig in mein Schicksal ergeben, und da es gewollt hat, daß ich zwei Mal ohne mein Verschulden an Tyrol zum Meineidigen und Wortbrüchigen geworden, so möchte ich nicht zum dritten Mal einen Weg betreten, auf dem es für mich statt der Lorbeeren nur Dornen, statt der Erfolge nur Enttäuschungen giebt. Tyrol hat von mir nichts mehr zu hoffen, und zu erwarten, denn ich habe für immerdar mein Geschick angenommen, ich bin nur noch der demüthige, ergebene und gehorsame Diener meines Herrn, des Kaisers, und will nichts Anderes mehr sein. Wollte ich dem Rufe Tyrols mein Ohr öffnen, und ihm folgen, so wäre ich von dem Moment an, wo ich die Grenzen Tyrols überschritte, ein Verschwörer und Rebell, und wie sehr dies auch meinen Feinden willkommen sein möchte, so sträubt sich doch mein Herz und mein Gewissen dagegen, an meinem Kaiser und meinem Bruder zum Verräther zu werden. Es ist wahr, Jedermann weiß, daß der Kaiser mich, wie alle seine Brüder, nicht liebt, aber das hindert doch nicht, daß ich ihn liebe, daß ich ihm meine Treue und meinen Gehorsam rein und fleckenlos bewahre mein Leben lang, das hindert doch nicht, daß ich meine Pflicht erfülle, wie herbe und bitter sie mir auch zu-

weilen erscheinen mag. Noch einmal, Tyrol hat nichts von mir zu hoffen, denn ich gehöre nicht Tyrol, sondern meinem Kaiser, und was der mir befiehlt, das allein werde ich thun. Wenn Er mich einst nach Tyrol sendet, so werde ich hingehen, aber ohne seinen Befehl nicht einen Schritt, und wüßte ich auch, daß ich mir in Tyrol die Krone von ganz Deutschland erwerben könnte. Ich habe aber keinen andern Ehrgeiz mehr, als der treue Diener und Vasall meines Kaisers zu sein, und darin sind alle meine anderen Wünsche und Hoffnungen untergegangen. Sage das Denen, welche sich an Dich gewandt haben, und durch Deinen holden Mund mich zu tollkühnen Thaten verleiten möchten. Sage ihnen, ich wolle und könne nichts mehr mit den Tyrolern zu schaffen haben, sie könnten mich deshalb verachten, wenn's ihnen beliebt, aber sie sollen nicht sagen können, daß ich zum Hochverräther und Rebellen gegen meinen Kaiser geworden. Und nun, meine liebreizende Zauberin, nun laß die Rolle eines Verschwörers und Politikers fahren, wirf die häßliche, griesgrämliche, diplomatische Maske ab, und laß mich wieder Dein schalkhaftes, liebreizendes Angesicht sehen, das freilich auch nur eine Maske ist, eine Engelsmaske für den Dämon, der in Dir wohnt. Aber selbst der

Dämon ist mir lieber, als der Diplomat und Politiker. Ich habe nichts mehr zu schaffen mit der Politik, und ich bin dessen froh. So lange ich mich noch um die Politik bekümmerte und Theilnahme hatte für die Geschicke der Völker, so lange war ich ein trauriger, griesgrämlicher, mit sich, mit Gott, dem Kaiser und der ganzen Welt zerfallener Mensch, der seine Tage in Schwermuth, seine Nächte in Weinen und Seufzen hinbrachte. Da eines Tages kam die Erkenntniß über mich, und ich glaube, ich schöpfte sie mir aus Deinen Augen, meine holde Rosabella.

Aus meinen Augen? fragte Rosabella mit einem bezaubernden Lächeln. Was für eine Erkenntniß schöpften Sie aus meinen Augen?

Die Erkenntniß, meine Rosenfee, daß Derjenige ein Thor ist, der die Dinge dieser Welt ernsthaft nimmt, und nicht, wie Du, über den Stein des Anstoßes, und durch das Drama des Lebens, mit einem Entrechat hinweghüpft. Ich sah Dich zuerst in einem jener reizenden Ballets voll Schwermuth und Schalkhaftigkeit, voll Entzücken und Verzweiflung, wie der große Vestris sie erfunden hat. Ich sah Dich als verlassene Geliebte Deinen Schmerz und Deine Verzweiflung mit solcher Grazie und Kunstfertigkeit tanzen, Deine Todes=

pein so empfindungsvoll mit Pirouetten und Beinschwenkungen ausdrücken, daß alle Welt erst in Thränen zerfloß und dann in stürmischen Jubel ausbrach. Und dieser Jubel kam auch in mein Herz, und ich sagte mir: Ueberlassen wir es doch fortan den Füßen, Tragödien aufzuführen, und Verzweiflung und Weltschmerz zu empfinden, aber halten wir unsere Herzen frei und leicht, und verjagen wir die Sorgen aus unsern Köpfen in die Füße, das ist viel bequemer und viel unterhaltender. Hüpfen wir, wie die schöne Rosabella Valzerini, durch allen Jammer und alle Verzweiflung hindurch, und wenn wir zufällig an einem Abgrund vorüberkommen, so schwingen wir uns mit einem philosophischen Entrechat drüber hinweg. — Das ist seitdem meine Philosophie geworden, und ich habe mich sehr gut dabei befunden. Ich begann mein neues Leben gleich damit, daß ich alle Sorgen zum Fenster hinausjagte, und die Liebe in mein Herz einziehen ließ, die Liebe zu Dir, meine reizende Rosabella. Du kamst zu mir, um mir die Briefe und geheimen Botschaften Deiner tyrolischen Freunde zu bringen, und daß Tyrol sich seinen diplomatischen Abgesandten unter den reizenden Vertreterinnen des Corps de Ballet gesucht, das verscheuchte den letzten Rest von Melancholie aus

meinem Herzen. Ich nahm mir vor, es zu machen, wie Tyrol, und alle meine Sorgen und Kümmernisse meiner schönen Rosabella zu Füßen zu legen, als Opfergabe meiner Liebe. Du, mein holder Engel, nahmst dies Opfer an, und so bin auf einmal der leichtsinnige, vergnügungssüchtige Mensch geworden, als welchen Wien mich jetzt kennt, und als welchen ich meinem edlen, tugendhaften Kaiser vielleicht zuweilen einiges Aergerniß gebe. — Da hast Du, allerschönste Zauberin, mein ganzes Glaubensbekenntniß! Offen und unverhohlen, wie meinem politischen Beichtvater, habe ich Dich mein Herz sehen lassen, und nun, Theure, laß es für immer genug sein, und sprich mir nie wieder von Tyrol und den Verschwörern und Rebellen, welche es dort noch wagen, sich gegen den König von Baiern, ihren Landesherrn, aufzulehnen, und noch immer auf die Wiederkehr österreichischer Herrschaft hoffen. Das sind müßige Träume, bei denen man nichts erreicht, als ein gefahrvolles Erwachen, wie der Nachtwandler, der schlafend an einem Abgrund dahin geht, wenn er erwacht, aber hinabstürzt, und seine Träume mit seinem Leben bezahlt. — Und nun, Holdseligste, laß mich Dir Lebewohl sagen. Ich kam nur, um meinen Augen ein Fest zu bereiten, indem sie Dich anschaueten, und meinem

Herzen einen Sonnenstrahl aus Deinem Lächeln zu gewinnen. Aber Du hattest heute einen häßlichen, politischen Schleier über Deine liebreizende Gestalt geworfen, und das hat mir die Freude verdorben. Zerreiß den Schleier, Kind, wirf ihn zu den Todten, die wir in den Jahren der vergeblichen Befreiungsversuche in Tyrol begraben haben, und laß uns fortan das Leben genießen in all' seiner Heiterkeit und seiner Pracht. Gott hat die Welt geschaffen zu einem großen Ballsaal für die Menschheit. Thöricht Diejenigen, welche, statt zu tanzen, sich in irgend eine stille Höhle zurückziehen, oder mit ernsthaft gemessenem Schritt durch das Leben gehen wollen. Nein, nein, mein reizender Engel, das Leben sei uns ein Fest, ein ewiges nie endendes Fest, zu dem wir uns mit Rosen schmücken, und wenn diese verblüht sind, statt dessen zu Diamanten unsere Zuflucht nehmen. Da sind einige von diesen Diamanten, laß sie an Deinem Busen funkeln wie Thautropfen auf dem Kelche einer Rose.

Er zog aus seinem Busen ein rothes Maroquin-Etui hervor, und reichte es der schönen Rosabella dar. Sie ergriff es mit einer hastigen Bewegung und drückte den Deckel auf. Ein Ausdruck lebhafter Freude sprach aus ihrem schönen Antlitz, als sie die kostbare, aus

den herrlichsten Brillanten und Rubinen zusammengesetzte Busennadel erblickte, welche sich in dem Etui befand, aber Rosabella bemeisterte diese Regung schnell, und ihre Züge wurden wieder ernst und trübe.

Ich kann dieses kostbare Geschenk nicht annehmen, sagte sie, indem sie das Etui schloß, und es dem Erzherzog wieder darreichte. Nehmen Sie es zurück, Hoheit, denn es ist kein Geschenk Ihrer Liebe, sondern nur ein kostbares Almosen, mit dem Sie mich abfinden wollen, daß ich darüber die Zurücksetzung vergesse, mit der Sie mein Herz kränken. Nein, ich kann diese kostbare Busennadel nicht annehmen, nehmen Sie sie, und belohnen Sie damit die schöne Adamberger, die Sie zu Ihrem Fest geladen, und die heute Abend der hohen Ehre theilhaftig werden soll, der Einweihung Ihres Palais beizuwohnen.

Das heißt, liebe Rosabella, die Mademoiselle Adamberger wird heute Abend meinem Fest beiwohnen, weil sie in dem Drama, welches Hormayr für diesen Abend gedichtet hat, eine Rolle spielen wird. Da sie aber nicht als Schauspielerin verpflichtet ist, für mich zu arbeiten, habe ich sie als Dame eingeladen, und sie erzeigt mir die Gefälligkeit, als Schauspielerin mein Fest zu verschönen.

Warum haben Sie mich nicht auch als Dame eingeladen? fragte Rosabella rasch. Ich würde dann auch mich beeifert haben, als Künstlerin Ihr Fest zu verschönen.

Ein leises, fast unmerkliches Lächeln flog über das Antlitz des Erzherzogs hin. Ich durfte es nicht wagen, Damen einzuladen, sagte er, denn zu meinem Unglück bin ich nicht verheirathet, und habe daher kein Recht, mein Fest mit Damen zu schmücken.

Das heißt, rief Rosabella schmerzvoll, das heißt, Sie halten mich der Ehre nicht würdig, auf Ihrem Fest zu erscheinen, Sie versagen mir eine Gunst, die Sie der schönen Adamberger zugestehen? Oh, es ist also wahr, was ich längst gefürchtet habe, es ist dieser leichtfertigen Kokette gelungen, mir Ihr Herz zu entwenden, Sie lieben diese Person, die —

Still, unterbrach sie Johann lebhaft. Die Adamberger ist weder eine Kokette, noch eine leichtfertige Person, sondern sie ist ein durchaus unbescholtenes Mädchen, die sich noch dazu bewachen läßt von einer Tante, der man mit vollem Recht den Namen „der Tugenddrache" gegeben hat. *)

*) Siehe: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Von Caroline Pichler. Bd. III.

Ew. Hoheit haben es also versuchen wollen, diese Festung, die von einem Tugenddrachen bewacht wird, zu bestürmen? fragte Rosabella lebhaft. Ew. Hoheit wissen aus Erfahrung zu erzählen von der strengen Tugend der Schauspielerin, und diese darf deshalb bei Ihrem Fest erscheinen, während ich von demselben ausgeschlossen bin? Oh, das ist eine Kränkung, die mein Herz trifft, wie ein Dolchstoß!

Und Rosabella sank in einer reizenden Stellung auf den Divan nieder, und verhüllte laut schluchzend sich mit den Händen ihr Angesicht.

Aber Johann schien wenig Mitleid mit diesen Thränen seiner schönen Geliebten zu empfinden. Er sah zu ihr nieder mit einem halb spöttischen, halb verächtlichen Ausdruck, und ließ dann seine Blicke mit einem langen prüfenden Blick durch das Zimmer gleiten.

Du spielst wie ein Engel, Rosabella, sagte er dann nach einer langen Pause, und diese Scene würde, auf dem Theater dargestellt, alle Welt entzücken und zum lautesten Applaus hinreißen. Ich aber bin kein Freund von Scenen, die vom Theater sich in's Boudoir hinein verlieren, und ich ziehe es daher vor, mich zu entfernen und abzuwarten, bis Du aus der Tragik wieder zum

heitern Lustspiel übergegangen bist. Adio, mein holdes Kind!

Er nahm seinen Hut, und wandte sich langsam und gleichgültig der Thür zu. Aber wie er die Hand mit derselben berührte, flog Rosabella empor, und wie eine gereizte Löwin zu ihm hinstürzend, faßte sie seinen Arm und suchte ihn von der Thür zurückzudrängen.

Du willst mich verlassen, mein Geliebter? rief sie mit süßer, bebender Stimme. Du zürnest mir, weil ich Dich liebe, weil ich Dein Herz mit Niemand theilen will, weil ich eifersüchtig bin auf jeden Blick, den Du einem andern Weibe zuwendest? Oh, habe doch Erbarmen mit meinem armen, glühenden Herzen, das Dich so grenzenlos liebt, das nichts will, als nur Dich, nur Dich allein!

Sie sank vor ihm nieder auf ihre Kniee, und ihre wundervollen, mit goldenen Spangen geschmückten Arme zu ihm erhebend, schaute sie mit flehendem Ausdruck zu ihm empor. Sie war wunderschön in dieser Stellung, wunderschön mit dem erregten Angesicht, den blitzenden Augen, den zitternden Lippen, den purpurgerötheten Wangen. Das blonde Haar floß in langen Wellenlinien über ihren Nacken nieder, und aus ihm hervor blitzten ihre schönen entblößten Schultern und der weiße schwanengleiche Hals.

Der Erzherzog hatte anfangs düster zu ihr niedergeschaut, aber allmählig erhellten sich seine Züge, und ein Lächeln glitt über dieselben hin.

Schön bist Du, Rosabella, wunderschön, die Venus und die Magdalena in Einer Person, sagte er träumerisch. Die Natur hat Alles für Dich gethan, um Dich zu einem Meisterwerk der Schöpfung zu machen, aber die Kunst hat so lange an Dir herumgeflickt und gepfuscht, bis von dem Ideal nichts mehr übrig geblieben ist, als die äußere Schale! Die Natur wollte Dich zu einem Engel machen, aber die Welt hat Dich zu einem Dämon umgestaltet. Armes Kind, ich beklage Dich und ich könnte über Dir weinen, wie einst Jeremias über den Trümmern von Jerusalem. Denn in Trümmer zerfallen ist Dein schönes, herrliches Sein, in Trümmern liegt Deine Seele und Dein Herz, ein einziger großer Schutthaufen. Ich wollte es versuchen, mir aus diesen Trümmern und diesem Schutt noch einige Säulen Deiner früheren Herrlichkeit hervor zu heben, aber Du hast es nicht gewollt, Du hast mit Deiner Heftigkeit, Deinem Gezänk und Deinem eifersüchtigen Komödienspiel die letzten Spuren Deines edlen Selbst mir zerstört. Lebe also wohl, und denk' an mich wie an Einen, der nie vergessen

wird, daß er Dir einige schöne Tage des Glückes zu danken hat. Lebe wohl, und da Du doch immer eine Tyrolerin bist, so kennst Du das herzige Lied, das sie in den Bergen dort sich zum Abschied singen:

Daß Du mich lieb hatt'st, bedank' ich mich schön,
Jetzt ist's zu Ende, muß von Dir gehn!
Wir konnten uns küssen,
Jetzt könn'n wir uns missen!
Auf Hitze folgt Kält',
So geht's in der Welt!
Ade! Ade!
Es thu' Dir nit weh!
Ade! Ade! Johi! Johe!

Er nickte leicht mit dem Kopf, öffnete die Thür, trat heraus und drehte draußen, indem er die Thür zudrückte, den Schlüssel, der im Schloß stak, rasch herum. Dann ging er hastigen Schrittes die Stiegen hinab, als fürchte er immer noch, Rosabella könne, obwohl er sie eingeschlossen, ihm nachfolgen, um ihn zurückzuhalten.

Wie er fast die Treppe hinunter gestiegen war, öffnete sich in der That da oben eine Thür; eine weibliche Gestalt schlüpfte heraus und lehnte sich über das Treppengeländer. Aber es war nicht die schöne Tänzerin Rosabella Valzerini, sondern nur ihr Kammermädchen, Tonerl Sandhuber.

Herr Erzherzog, lieber Herr Hannes, flüsterte sie, sich weit über das Treppengeländer lehnend.

Nun, Tonerl, was giebt's? fragte Johann, zu ihr emporschauend.

Er war wieder da, Herr, und er hat gehorcht, flüsterte Tonerl. Dann, mit angstvoller Hast, eilte sie wieder von dannen, und schlüpfte durch die Thür, die sie geräuschlos hinter sich zudrückte.

Ich wußte es, daß er da war, und daß er horchen würde, sagte Johann mit einem bittern Lächeln zu sich selber, indem er das Haus verließ, und wieder in sein Cabriolet sprang.

Die schöne Rosabella indeß lag noch immer wie erstarrt vor Schreck und Entsetzen auf den Knieen, und horchte mit weit aufgerissenen Augen nach der Thür hin, durch welche der Erzherzog verschwunden war. Als sie aber jetzt drunten von der Straße her das rasche Davonrollen des Cabriolets vernahm, zuckte sie zusammen, und von ihren Knieen emporspringend, stürzte sie zum Fenster hin.

Er ist fort! rief sie entsetzt und außer sich. Er ist fort, er hat mich wirklich verlassen!

Und er wird nicht wiederkehren, sagte hinter ihr eine kalte höhnende Stimme, und wie Rosabella sich

umwandte, schaute sie in das hohnlachende, von Bosheit strahlende Angesicht des Herrn Staatsraths von Hudelist, der eben aus der hinter den Draperien und Festons gar geschickt angebrachten Nische hervor hinkte, und Rosabella mit einem grinsenden Lächeln begrüßte.

Nein, er wird nicht wiederkehren, fuhr Herr von Hudelist fort. Wir haben die Partie verloren, denn er ist glatt, wie ein Aal, und er entschlüpft uns.

Ich verlassen, ich aufgegeben! rief Rosabella, verzweiflungsvoll die Hände ringend. Aber das ist eine Beleidigung, ein Schimpf, den ich nicht ertragen kann, nicht ertragen will!

Still, still, meine allerschönste — wie sagte doch der Herr Erzherzog? — Venus und Magdalena in Einer Person. Ich bitte, lassen wir die Magdalena ganz fort, und mit ihr die Verzweiflung, den Liebesschmerz und die Thränen. Ich hatte Dir eine herrliche Rolle aufgegeben, meine kleine Diavolezza, Du hast sie aber schlecht gespielt, und hast Fiasco gemacht. Das hindert aber nicht, daß Du noch immer schön bist, wie eine Venus, und der niedlichste kleine Dämon, den ich kenne.

Sie werden mich also auch belohnen? fragte Rosabella, indem sie mit ihrem goldenen Haar ihre Thrä-

nen trocknete, und Hudelist mit einem Lächeln anschaute, welches zwischen ihren Purpurlippen zwei Reihen perlenweißer Zähne sichtbar werden ließ. Sie werden mir Ihre Versprechungen erfüllen, mein theurer angebeteter Freund und Herr?

Was versprach ich Dir denn, meine Diavolezza, sagte Hudelist, indem er seine breite rothe Hand auf ihre weiße Schulter legte, und mit einem Faunenlächeln in Rosabella's liebliches Antlitz schaute.

Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter, und blickte schmachtend zu ihm auf. Sie versprachen mir ein Engagement hier in Wien als Primadonna assoluta des Ballets auf drei Jahre mit verdoppelter Gage, dann einen Brillantschmuck im Werthe von zehntausend Gulden, oder wenn ich es vorzöge, diese Summe in baarem Gelde.

Und was solltest Du für diese glänzenden Versprechungen leisten, meine Diavolezza? Wozu hatte ich Dich von Neapel hierher kommen lassen, Dich nach Tyrol geschickt und Dir alle Mittel und Wege eröffnet, um Dir das Vertrauen und die Liebe des Erzherzogs zu gewinnen? Was solltest Du thun?

Ich sollte den Erzherzog in eine Verschwörung hineinziehen, flüsterte sie leise. Ich sollte ihn bereden,

mit den Tyrolern neue Verbindungen anzuknüpfen, die Pläne der vergangenen Jahre wieder aufzunehmen, und Tyrol wieder zum Aufstand anzufeuern.

Und von allen diesen Dingen hast Du leider nichts erreicht, sagte Hudelist mit einem rauhen Lachen. Du hast ihn wohl auf eine kurze Spanne Zeit zu Deinem Liebhaber und Anbeter, aber nicht zu einem Verräther machen können. Er ist rein und unberührt an der Falle vorübergeschlüpft, die wir ihm so künstlich aufgestellt. Du warst wohl eine Armida, aber er war kein Rinald, und Deine Zaubergärten verlockten ihn nicht. Er hat, wie alle Verschwörer, eine feine Nase, und er witterte die Schlingen, die wir ihm gelegt. Mein Gott, es ist erstaunenswerth, daß er so schönen, goldenen Schlingen widerstehen, daß er von solchen Reizen ungerührt bleiben konnte!

Und mit einem cynischen Lachen hob Hudelist das lange blonde Haar Rosabella's an den Spitzen empor und ließ es dann langsam in einzelnen Streifen, wie einen goldenen Regen, wieder niederfallen.

Rosabella schüttelte unwillig ihr Haupt. Beleidigen Sie mich nicht, mein Satyr, sagte sie stolz und mit einem Lächeln zugleich. Er hat mich wohl geliebt, aber die Liebe konnte ihn doch nicht zu einem Ver-

schwörer und Rebellen machen. Sie haben es ja gehört, er will nichts mehr zu thun haben mit der Politik und dem Tyroler Freiheitsschwindel. Er will das Leben genießen, weiter nichts, er hat der Politik und den Tyrolern auf immer entsagt, und ist in Liebe und Gehorsam seinem geliebten Bruder und Kaiser unterthan!

Und sie glaubt das, die kleine eitle Hexe, lachte Hudelist. Weil sie ihn nicht hat in eine Verschwörung hineinlocken können, meint sie, er habe allen seinen Träumen und Phantastereien und seinen romantischen Freiheitsideen entsagt. Das ist aber ein Irrthum, meine Schöne. Der liebe schlaue Erzherzog betheuerte heute in seinem Gespräch mit Dir zu sehr seine Unschuld, als daß ich an diese Unschuld glauben sollte. Er ist uns nur entschlüpft, weiter nichts. Wir hatten ihn umgarnt, er hat sich aber wie eine kluge Maus durch alle unsere Stricke und Schlingen hindurch gebissen, und lacht uns aus. Nun, wir werden ja sehen, ob er immer seine feine Nase sich bewahren wird. Deine Rolle aber, mein holder Engel, ist ausgespielt.

Das heißt, rief Rosabella, gereizt und heftig aufspringend, das heißt, Sie wollen mir die eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllen? Sie wollen meinen Contract zerreißen? Oh, ich warne Sie, mein

Herr, hüten Sie Sich vor einer solchen Missethat, denn ich werde mich rächen. Ich werde zum Erzherzog gehen, und ihm das ganze Gewebe Ihrer Bosheit und Ihrer Intriguen enthüllen, ich werde so laut sprechen, daß ganz Wien, daß der Kaiser selber mich hören soll, ich werde aller Welt entgegen schreien, daß Sie den Erzherzog Johann in's Verderben führen wollten, und damit man mir glaubt, werde ich den Contract vorzeigen, in welchem Sie mir den Diamantenschmuck versprochen, und die doppelte Gage für drei Jahre!

Und Du willst eine Tyrolerin sein, rief Hudelist lachend, Dein Wesen ist in ewiger Gluth, und es grollt und kocht ewig in Dir, als wärst Du selber der Vesuv, zu dessen Füßen Du geboren bist. Aber ich liebe Dich in diesen Gewittergluthen, meine Zauberin, und deshalb vergebe ich Dir Deine Beschuldigungen und Deinen Argwohn. Nein, Du Tyrolerin aus Neapel, nein, ich will Dich nicht betrügen, Du sollst Deine dreidoppelte Gage haben, und den Brillantschmuck oder die zehntausend Gulden noch außerdem. Ich gab Dir mein Wort, und ich werde es halten. Dafür aber, meine Allerschönste, bleibst Du auch für drei Jahre noch in meinem Dienst und verlockest mir diejenigen, welche ich Dir bezeichnen werde.

Sagen Sie, Herr und Meister, was ich zu thun habe, und ich werde gehorchen, wie eine demüthige Sclavin, sagte Rosabella, sich mit schmeichlerischer Unterwürfigkeit Hudelist nähernd.

Deine Augen sollst Du brauchen, um mir Diejenigen in Deine Netze zu ziehen, die ich mir einfangen will. Nicht Alle sind so klug und so unempfindlich wie dieser kaltherzige Erzherzog Johann, und es giebt hier noch viele fanatische Köpfe, die für die Tyrolerische Freiheit schwärmen. Auch wirst Du bald Deine lieben Freunde in Tyrol wieder besuchen können, und mit ihnen geheime Verbindungen anknüpfen. Irgendwo wird sich doch noch eine Stelle finden lassen, wo wir dem lieben Erzherzog Hannes begegnen und wo meine schöne Löwin ihm eine wirksame Falle aufstellen kann. Vergiß es nie, Rosabella, daß der liebe Erzherzog Hannes es gewagt hat, Deiner Schönheit zu trotzen, und daß Du für dieses Verbrechen Deine Rache nehmen mußt.

Ich werde mich rächen, sagte Rosabella mit zornleuchtenden Augen.

Und ich werde Dir dazu die Mittel und Wege zeigen, Allerschönste, rief Hudelist, indem er Rosabella's glühende Wangen streichelte, und sie näher an sich zog.

IV.

Das Fest beim Erzherzog Johann.

Die Gäste, welche der Erzherzog Johann zum Einweihungsfest seines Hauses geladen, waren jetzt Alle versammelt, und durchwanderten mit freudiger Bewunderung die schönen geschmackvoll decorirten Säle, die in langer Reihe sich ihnen geöffnet hatten.

Ueberall begegnete man nur heitern Gesichtern, hörte man frohes Lachen, und ungezwungene harmlose Scherze.

Der Zwang der Etikette schien ganz und gar aus diesen Sälen verbannt zu sein; unbefangen und heiter bewegte sich der Erzherzog durch die Reihen seiner Gäste, hier mit freundlichem Lächeln einen Freund begrüßend, dort einem Neuangekommenen die Hand entgegenstreckend und ihn bewillkommnend, nicht mit der Grandezza eines Fürsten, der durch seine Gegenwart

begnadigt, sondern mit der zuvorkommenden Herzlichkeit eines Privatmannes, der durch die Gegenwart seiner Gäste sich beglückt und geehrt fühlt.

Nur Einmal nahm das Antlitz des Erzherzogs einen ernstern und feierlichern Ausdruck an, und mit stolzerer Würde schritt er einem eben anlangenden Gaste entgegen. Dieser Gast aber war der Reichshofrath von Hudelist, der mächtige und gefürchtete Günstling des Kaisers. Bei seinem Eintreten verstummten auf einen Augenblick die heiteren Gespräche, die Gesichter wurden ernst und richteten sich mit einem Ausdruck des Befremdens auf den Reichshofrath hin, der mit seinem süßlichsten Lächeln sich eben tief vor dem Erzherzog verneigte und mit enthusiastischen Worten ihm dankte für die Erlaubniß, ihm seine Huldigung darbringen zu dürfen.

Ich kenne das Interesse, das Sie an mir und meinem neuen Hause nehmen, sagte der Erzherzog mit einem leisen Lächeln, und es war mir daher eine angenehme Pflicht, Sie zu meinem Feste einzuladen. Aber vergessen Sie nicht, mein lieber Herr von Hudelist, daß ich hier nicht der Bruder des Kaisers, der Erzherzog mit allerlei Titeln und Würden, sondern nur ein schlichter Privatmann bin, der ohne alle Förm-

lichkeiten seine Freunde empfängt, und eben so von ihnen behandelt sein will. Ich denke aber, ich darf Sie zu meinen Freunden zählen, und so heiße ich Sie denn in meinem Hause willkommen, und bitte Sie, es Sich bei mir gefallen zu lassen. Es fehlt freilich meinem Feste eine Hauptzierde, es fehlen ihm die schönen Frauen, aber dafür haben wir die neun Musen geladen, und eine ihrer Priesterinnen wenigstens, die schöne Antonie Adamberger, werden wir bei uns sehen. Außerdem aber viele eifrige Jünger und Priester der Musen. Ah, da sehe ich gleich Einige von ihnen, Einige unserer Wiener Poeten, und es scheint, sie bringen mir einige fremde Gäste mit. Erlauben Sie, daß ich zu ihnen gehe, mein lieber Herr von Hudelist! Amüsiren Sie Sich gut!

Hudelist blickte dem Enteilenden mit einem finstern Lächeln nach. Es scheint wirklich, daß er alle seine Pläne aufgegeben hat, und nur noch ein leichtsinniger Schwärmer und Lebemann sein will, sagte er zu sich selbst. Wenn es eine Maske ist, so muß ich gestehen, daß sie seinem Gesicht so kunstgerecht aufgeklebt ist, daß man sie für unverfälschte Natur halten sollte. Nun, wir werden ja sehen, denn wir werden uns unsere Augen nicht verblenden, unsere Ohren nicht ver-

stopfen lassen mit süßen Schmeichelworten. Ich soll dem Kaiser Bericht erstatten über Alles, was ich hier sehe und höre, und ich werde also, bei Gott, meine Augen und Ohren gebrauchen.

Er wandte sich um, und langsam, mit dem süßlichen Lächeln auf seinem häßlichen Angesicht, die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging er durch die Reihe der Säle hin, hier und da stehen bleibend, anscheinend, um irgend ein Gemälde, eine Marmorstatue, oder ein anderes Kunstproduct zu bewundern, in der That aber, um die Gespräche derjenigen zu belauschen, die in den Fensternischen standen, und in eifriger Unterhaltung mit einander begriffen, die Nähe eines Lauschers gar nicht zu ahnen schienen. Aber diese Unterhaltungen waren doch stets von der harmlosesten und unschuldigsten Art, sie betrafen immer nur die Künste und Wissenschaften, die kleinen Begebenheiten des Tages, oder das heutige Fest selber, und nicht den kleinsten Haken boten sie dar, an welchem Herr von Hudelist das Gewebe seiner Verdächtigungen und Ränke hätte anknüpfen können.

Man ist hier wirklich von einer unausstehlichen Unschuld und Harmlosigkeit, murrte Hudelist vor sich hin. Alles lacht und plaudert und scherzt, nirgends

begegnet man auch nur einem unzufriedenen Gesicht, oder hört man ein oppositionelles Wort. Es scheint, man lebt hier in der That nur in Liebe, Friede und Freude, und Rosabella hat am Ende doch Recht gehabt: der liebe Erzherzog Hannes conspirirt nicht mehr, er hat die Tyroler ganz und gar vergessen, und ist ein loyaler Unterthan seines Kaisers geworden. Das wird aber meinem Gönner, dem schönen Minister Metternich, durchaus keine angenehme Nachricht sein, und ich denke, es wird eine kleine Wolke über sein sonnenhelles Gesicht hinfliegen, wenn ich ihm meinen Rapport abstatte. Aber ich werde mich wohl hüten, auch dem Kaiser einen solchen Bericht zu geben, denn das würde heißen, die allerhöchste Ungnade zu riskiren. Der gute Franzel muß seinen Herrn Bruder immer für gefährlich halten, das ist für ihn und für mich gut und nützlich, und also werde ich versuchen, auch unter den Rosen dieses Festes einige kleine Dornen auszufinden, die ich dem guten Kaiser in's Fleisch bohre. Je mehr es ihm weh thut, desto mehr wird er sich gegen den Erzherzog erbittern, und das ist uns nützlich und fördert unsere Pläne. Ich muß und will meinen Weg machen; wenn dieser liebe Erzherzog mir im Wege steht und meinen Gang aufhalten will, so räume ich ihn bei

Seite, oder schreite über ihn fort, das ist ganz in der Ordnung, und mein Gewissen wird mir darüber keine Vorwürfe machen.

Eben näherte sich ihm der Haushofmeister des Erzherzogs, um ihm auf silbernem Plateau einige köstliche Erfrischungen anzubieten, und der Kammerherr des Erzherzogs eilte herbei, um selber das Vergnügen zu haben, den Herrn Reichshofrath in das Billardzimmer zu führen, um eine Partie mit ihm zu spielen, und dann das Vergnügen zu haben, ihm einige Herren vorzustellen, die vor Begierde glühten, den edlen und geistreichen Reichshofrath von Hudelist kennen zu lernen.

Hudelist folgte dem Kammerherrn in das Billardzimmer, aber indem er es that, flüsterte er leise vor sich hin: Ich werde auf meiner Huth sein. Man ist hier zu verbindlich gegen mich, als daß ich an diese Unschuld und Harmlosigkeit glauben könnte. —

Der Erzherzog Johann indeß war zu den Herren hingegangen, welche eben in den Saal eingetreten waren, und in deren Mitte er einige ihm fremde und unbekannte Gestalten gesehen hatte.

Nun, mein lieber Collin, rief er dem einen der Herren entgegen, jetzt, da Sie da sind, bin ich zufrieden. Sie geben meinem Hause die Weihe des

Dichters, und ich sage daher zu Ihnen: Gesegnet sei Ihr Eintritt in mein Haus!

Und ich, sagte der Tragödiendichter mit seiner sanften melancholischen Stimme, ich sage: Gesegnet sei der edle Fürst, der hier in diesem Hause den Musen eine Stätte und Zuflucht bereiten will, und zu dem deutsche Poesie und deutsche Kunst sich flüchten darf, wenn man sie anderswo verjagen und verdrängen will.

Ja, rief Johann feurig, ja, ich verspreche es Ihnen, Collin, ich will in meinem Hause wenigstens ein deutscher Mann bleiben, und das französische Wesen und die französische Schönthuerei soll für immer aus diesen Räumen verbannt sein. Willkommen sei mir jeder deutsche Mann, und jeder deutsche Künstler; in diesem Musiksaal hier soll nur deutsche Musik erklingen, nur die Bilder deutscher Maler sollen meine Wände schmücken, auf meinem kleinen Theater sollen nur deutsche Dramen aufgeführt werden. Deutsch, wie mein Herz, sei auch mein Haus, und alles Fremdländische sei verbannt aus demselben.

Wenn Jeder dächte und fühlte, wie Ew. Hoheit, wie bald würde dann Deutschland zu einer einigen Nation erstarken, rief Heinrich von Collin begeistert. Aber es fehlt den Deutschen an dem rechten Nationalgefühl, an

dem Stolz auf sein eigenstes Wesen und Sein, und er läßt sich lieber von den Fremden beugen und knechten, als daß er sich zusammenfasse zu einiger Kraft und einigem Wollen.

Es wird anders werden, sagte Johann leise und rasch. Thun wir Alle nur dazu nach unserer Kraft, ein Jeder nach seiner Weise. Ich kann nichts thun, als mein Haus den deutschen Männern und der deutschen Kunst offen halten, Sie aber, Collin, Sie sind ein deutscher Dichter, und Deutschland hört auf Ihre Stimme. Sie müssen Deutschland erziehen zum rechten Nationalstolz, Sie müssen mit begeistertem Wort und Sang die Deutschen aufrütteln aus ihrem Schlaf, und lehren das Volk, an seine eigene Freiheit und seine eigene Stärke zu glauben.

Ich, mein Fürst? fragte Collin wehmüthig. Ich werde meine Stimme nicht mehr hoch erheben können, und mein Wort wird im Grabe verhallen. Da drinnen in meiner Brust, da wühlt der Tod, und ich bin ihm verfallen. Oh, kein Wort des Trostes, Hoheit! Ich sterbe gern, denn ich habe genug gesehen von der Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit der Menschen, genug von der Schmach und der Erniedrigung Deutschlands.

Eben darum müssen Sie leben, Collin, um endlich

auch die Erhebung und Wiedergeburt Deutschlands zu sehen, sagte Johann eifrig.

Herr von Collin schüttelte traurig lächelnd sein Haupt. Ich glaube nicht mehr an Wunder, sagte er, und überdies, — ich bin ein Trauerspieldichter, und habe daher keinen freudigen Sinn mehr, um an heitere Schicksalswendungen zu glauben. Das Trauerspiel meines Lebens steht in seinem fünften Act, und es muß daher mit dem Tode enden.*) Ich werde Deutschlands Erhebung nicht mehr sehen, und ihm keine Lieder singen. Aber ich führe Ihnen einen jungen Dichter zu, der statt meiner in jenen glücklichen Tagen der Zukunft seine Leier erheben und den Deutschen das Triumphlied ihrer Freiheit singen soll. Hoheit, hier ist der junge Dichter, Theodor Körner, ein Jüngling voll Liebe und Begeisterung für Deutschland und für Deutschlands edle Männer, also auch für unsern edlen Erzherzog Johann.

Willkommen Theodor Körner, rief der Erzherzog, dem jungen Mann seine Hand darreichend. Willkommen hier in Wien, willkommen bei mir, dem Sie kein Fremder sind, sondern der Sie kennt aus Ihren schönen

*) Heinrich von Collin starb im Sommer des Jahres 1811.

Liedern. Hab' Ihr Gedicht auf die Schlacht von Aspern erst gestern gelesen, und mich dran gefreut. Sie haben ein deutsches Dichterherz, das noch an Ideale und deren Verwirklichung glaubt. Aber was wollten Sie mit dieser deutschen Begeisterung und diesem deutschen Dichtersinn hier in Wien? Was suchen Sie hier in Wien?

Das Glück, Hoheit, sagte Theodor Körner feurig. Ja, das Glück suche ich hier in Wien, und indem ich Eure Hoheit anschaue, habe ich es schon gefunden.

Still, still, keine Schmeicheleien, rief Johann ernst. Ich bin ein armer, enttäuschter Mann, der in seinem Leben wenig von dem Lächeln der Göttin Fortuna gesehen hat. Sie ist eine arge Kokette, die Fortuna, und ich glaube, ich bin ihr niemals hübsch genug gewesen, deshalb hat Sie mir niemals Avancen gemacht. Sie aber, junger Mann, Sie sind schön, jung und feurig, Sie sind außerdem ein Dichter, und ich prophezeihe Ihnen daher, daß Sie der Günstling der Dame Fortuna sein werden. Was erwarten Sie aber von ihr, junger Mann?

Liebe, Ehre, Ruhm und Freiheit, rief Theodor Körner mit begeistertem Ausdruck. Ich bin ausgegangen, diese vier höchsten Lebensgüter zu erobern, und ich

will für sie kämpfen und nach ihnen ringen mit meinem Leben und mit meinem Blut.

Liebe, Ehre, Ruhm und Freiheit, wiederholte Johann sinnend. Sie haben sich leuchtende Ziele gesteckt, und ich beneide Sie um Ihren Muth. Liebe zu gewinnen, wird Ihnen nicht schwer werden, denn die Herzen der Frauen, der Wienerinnen zumal, werden Ihrem schönen Gesicht und Ihren leuchtenden Augen entgegenflattern. Ehre und Ruhm wird der Dichter sich selber gewinnen. Aber die Freiheit? Wo wollen Sie sich denn die Freiheit erobern, junger Mann? Die Freiheit ist doch, wie mich dünkt, eine entthronte Göttin, welche man als Verbrecherin gefangen hält, die man in Ketten und Banden geschlagen, und sie Giftmischerin und Mörderin genannt hat.

So muß man sie erlösen, Hoheit, und die Göttin wieder auf den Thron erheben, der ihr gebührt!

Womit, junger Mann? Mit Liedern und Gedichten, mit schönen Phrasen wird die deutsche Freiheit nicht erlöst.

Nein, aber mit dem deutschen Schwert, rief Körner begeistert. Das deutsche Schwert muß die gefangene Göttin erlösen, das deutsche Volk muß ihr den Altar errichten, auf dem sie wieder thronen soll in himmlischer Schönheit und Majestät. Wohl haben Ew. Hoheit

Recht, mit Liedern und Gedichten und schönen Phrasen wird die gefangene Freiheit nicht erlöst, aber sie sind der Schleifstein, auf dem man das Schwert schärft zur Schlacht, sie sind der feurige Trank, der das Blut erglühen macht, und die Seele mit Feuer erfüllt. Jetzt singen wir noch von der Freiheit, und preisen sie mit begeistertem Lied. Aber wenn die rechte Stunde gekommen ist, so werfen wir die Leier fort, und greifen zum Schwert, daß es erfülle, was das Wort verheißen.

Oh, diese Stunde wird niemals kommen, sagte Johann achselzuckend. Behalten Sie Ihre Leier und singen Sie! Es ist das Beste, was man in dieser Welt thun kann. Singen Sie! Es ist das Vorrecht des Dichters, daß er singen kann, wo Andere nur hinsiechen und sterben können in stummem Schmerz.

Hoheit, es ist das Vorrecht des Dichters, daß er die Zukunft schaut, und in prophetischem Geist das Kommende sieht, rief Körner feurig. Und ich sehe eine Zukunft, in welcher Glück und Friede und Freiheit wieder in Deutschland heimisch sind, eine Zukunft, in welcher die deutschen Männer sich siegesjubelnd aus ihrer Erniedrigung erheben, und zum Schwert greifen, um sich selbst das höchste der Erdengüter, die Freiheit, wieder zu erobern. An dem Tage aber, wo Deutsch-

land aufsteht, werde ich nicht mehr singen, sondern kämpfen.

Heute aber ist dieser Tag noch nicht da, und wir sind nicht hier versammelt, um zu kämpfen und zu drohen, sondern um den Musen zu huldigen, und frohen Herzens zu sein. Nun also, Sie Liebling der Musen, lassen Sie uns eine Probe Ihrer Kunst hören, greifen Sie in Ihre Leier und singen Sie uns etwas! Wollen Sie?

Ew. Hoheit haben es befohlen, und also gehorche ich, sagte Körner, sich lächelnd verneigend. Wollen Ew. Hoheit mir ein Thema geben, das ich besingen soll?

Der Erzherzog nickte lächelnd mit dem Haupt.

Ja, sagte er, ich will Ihnen ein Thema geben. Aber warten wir, bis meine Gäste benachrichtigt sind von dem Genuß, der ihnen bevorsteht, und Alle hierher gekommen sind. Herr von Trautmannsdorf, verkünden Sie es doch in den Sälen, daß Theodor Körner uns eine Probe seiner schönen Kunst geben will!

Der Adjutant des Erzherzogs flog von dannen, und bald verstummte das Geräusch in den Sälen. Man sang und musicirte nicht mehr, man unterbrach sein Lachen und Plaudern, und Jeder eilte nach dem großen Empfangssaal hin, indem man einander zuflüsterte:

Theodor Körner ist hier! Er will uns eine Improvisation hören lassen, zu welcher der Erzherzog ihm das Thema geben wird.

Der ganze Saal war jetzt gefüllt mit Zuhörern, Jedermann schaute theilnahmsvoll und neugierig auf diesen jungen Mann hin, der da neben dem Erzherzog in der Mitte des Saals stand, und dessen schönes edles Angesicht von Begeisterung und Energie strahlte, dessen tiefe dunkelblaue Augen mit flammender Gluth umherschaueten.

Nun, mein edler junger Dichter, sagte Johann sich leicht verneigend, entfalten Sie die Schwingen Ihrer Begeisterung. Und da Sie ein so enthusiastischer Schwärmer für Deutschland sind, so dichten Sie uns doch ein Lied über unser gemeinsames Vaterland!

Theodor Körner blickte sinnend einige Minuten vor sich hin, dann hob er den flammenden Blick empor und mit lauter volltönender Stimme, unter dem athemlosen Schweigen der ganzen Versammlung, recitirte er folgende Verse:

Wo ist des Sängers Vaterland?
Wo edler Geister Funken sprühten,
Wo Kränze für das Schöne blühten,
Wo starke Herzen freudig glühten
Für alles Heilige entbrannt! —
Da war mein Vaterland!

Wie heißt des Sängers Vaterland?
Jetzt über seiner Söhne Leichen,
Jetzt weint es unter fremden Streichen;
Sonst hieß es nur das Land der Eichen,
Das freie Land, das deutsche Land!
So hieß mein Vaterland!

Was weint des Sängers Vaterland?
Daß vor des Wüthrichs Ungewittern
Die Fürsten seiner Völker zittern,
Daß ihre heil'gen Worte splittern,
Und daß sein Ruf kein Hören fand.
Drum weint mein Vaterland!

Wem ruft des Sängers Vaterland? —
Es ruft nach den verstummten Göttern;
Mit der Verzweiflung Donnerwettern,
Nach seiner Freiheit, seinen Rettern,
Nach der Vergeltung Rächerhand.
Dem ruft mein Vaterland!

Was will des Sängers Vaterland?
Die Knechte will es niederschlagen,
Den Wüthrich aus den Grenzen jagen
Und frei die freien Söhne tragen
Oder frei sie betten unterm Sand.
Das will mein Vaterland!

Und hofft des Sängers Vaterland?
Es hofft auf die gerechte Sache,
Hofft, daß sein treues Volk erwache,
Hofft auf des großen Gottes Rache,
Und hat den Rächer nicht verkannt.
Drauf hofft mein Vaterland! *)

*) Siehe: Theodor Körner's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Karl Streckfuß. S. 11.

Lauter begeisterter Jubel durchhallte den Saal, als Theodor Körner sein Gedicht geendet, Jedermann fühlte sich entzückt, hingerissen von diesen Versen, die einen Wiederhall fanden in Aller Herzen, und mit kühnen Worten das aussprachen, was schweigsam und verborgen in jeder Brust geruht.

Erzherzog Johann, in diesem Moment der Begeisterung seiner Vorsicht und Besonnenheit vergessend, reichte dem Dichter seine beiden Hände dar, und dankte ihm mit innigen Worten für sein schönes Lied, und nun drängte sich Jeder hinzu, um den Dichter zu begrüßen, ihm seine Bewunderung, seine Sympathie auszudrücken.

Gott sei Dank, da haben wir doch endlich einige Dornen für unsern lieben Kaiser gefunden, sagte Hudelist mit schadenfrohem Lächeln zu sich selber. Dieser deutsche Patriotismus, der hier im Palais des lieben Hannes ein Asyl gefunden, wird dem Kaiser ein wirklicher Dorn im Auge sein, und die Liebe, die er zu seinem Bruder hegt, nicht gerade erhöhen. Wenn der Erzherzog auch nicht geradezu ein Verschwörer ist, so ist er doch ein deutscher Patriot, und das ist beinahe ebenso viel! Ach, ach, morgen früh soll der Kaiser meinen Rapport auf seiner Tablette, neben der Cho=

colade, finden, und ich denke, das wird ihm ein wenig den Appetit benehmen. Was ist es doch für ein lustiges Ding um die lieben, dummen Menschen! Haspeln sich ab in Begeisterungsphrasen für ein freies Deutschland, das niemals existirt hat, und niemals existiren wird. Schelten den Kaiser Napoleon einen Wüthrich und Tyrannen, der die edlen Deutschen zu Sclaven machen will, und bedenken nicht, daß er nur der Substitut ihrer eigenen Fürsten ist, und sie nur ein wenig abgelöst hat im Tyrannisiren und Despotisiren! Jammervolle Phrasenhelden, diese Deutschen, und niemals werden sie ein anderes Heldenthum beanspruchen! Aber still, wohin drängt sich denn jetzt die Gesellschaft mit so geschäftiger Eilfertigkeit? Warum verläßt der Erzherzog den Saal? Ach, er giebt ein Zeichen ihm zu folgen. Gut, folgen wir ihm also, und forschen wir wieder nach einigen pikanten Neuigkeiten für unsern Rapport.

Und indem er seine goldene, mit Brillanten reichbesetzte Dose hervorzog, nahm Herr von Hudelist eine Prise und folgte dann langsam und lächelnd der Gesellschaft, die sich jetzt in den Theatersaal begeben hatte, um das kleine Drama anzuschauen, das Herr von Hormayr für dieses Einweihungsfest gedichtet hatte,

und in welchem die ersten Schauspieler Wiens mitwirkten.

Aber Herr von Hudelist hatte heute Abend wenig Glück, und seinen angestrengtesten Bemühungen wollte es nicht gelingen in dem kleinen Theaterstück einige neue „Dornen“ für den Kaiser aufzufinden. Es war in der That nichts als ein Gelegenheitsgedicht mit allerliebsten und heitern Scenen, und historischen Erinnerungen, und ganz geeignet, der jungen schönen Schauspielerin Antonie Adamberger Gelegenheit zu geben, all ihre Kunst, und ihren Liebreiz zu entfalten.

Während Herr von Hudelist, verdrießlich und geärgert, seine goldene Dose durch seine Finger drehte, stand Theodor Körner an eine Säule nahe der Bühne gelehnt und schaute mit glänzenden Blicken hinüber zu dieser lieblichen Erscheinung, zu dieser jungen Künstlerin, deren Antlitz so voll Unschuld und Reinheit, deren Stimme so voll Liebreiz und Musik. Er achtete nicht auf die Worte, die sie sprach, er hörte nur auf ihre Stimme, er sah nur sie, die holde Künstlerin, und sein Antlitz leuchtete auf in Freude und Entzücken, und ein glückseliges Lächeln umspielte seine Lippen. Sie aber, die schöne Antonie Adamberger, sie fühlte die brennenden Blicke dieses jungen unbekannten Mannes, und

eine wunderbare Befangenheit erfaßte ihr ganzes Wesen. Sie erröthete unter ihrer Schminke und sprach mit bebender, zitternder Stimme.

Das Publikum folgte dem Beispiel des Erzherzogs und applaudirte laut, denn dieses Erröthen und Zittern des jungen Mädchens paßte so ganz in die Rolle der Künstlerin, und man nahm die Natur für die Kunst, die Wahrheit für künstlerisches Spiel. —

Antonie Adamberger aber, indem sie sich verneigte, warf einen schüchternen Blick hinüber nach dem jungen Fremden, dem sie eben diesen Triumph und diesen Beifall zu danken hatte. Seine glühenden Augen ruhten noch immer auf ihr, und begegneten jetzt den ihrigen in einem langen innigen Anschauen. Dann strahlte ein Lächeln von den beiden jugendlichen schönen Gesichtern, und unwillkürlich neigten sie ihre Häupter, als wollten sie einander grüßen und willkommen heißen in dieser neuen wunderbaren Welt, die sich ihnen aufgethan.

Das Stück nahm seinen Fortgang, und nie hatte Antonie Adamberger mit solcher Gluth, solchem Feuer gespielt, wie an diesem Abend, nie hatte sie ein junges schüchternes, in Liebe erglühendes Mädchen mit mehr Wahrheit und Natürlichkeit gespielt.

Jetzt unter dem lauten Beifall des Publikums, mit einer geschickt angebrachten Huldigung für den Kaiser Franz, fiel der Vorhang.

Erzherzog Johann erhob sich, und gleichsam begeistert von diesem Moment rief er laut und freudig: Hoch lebe unser Kaiser Franz!

Hoch lebe unser Kaiser Franz! tönte es von Aller Lippen, nur Hudelist schwieg, und murrte leise vor sich hin: Das verdirbt mir den ganzen Spaß und macht alle meine Dornen stumpf und welk. Es ist eine offenbare Hinterlist von dem Erzherzog Johann, solchen Enthusiasmus für seinen Bruder zu heucheln. Der Kaiser ist im Stande und läßt sich davon bethören, und versöhnt sich mit seinem Bruder. Das wäre aber sehr schlimm, und alle unsere Pläne würden daran scheitern, denn wenn Johann das Ohr des Kaisers für sich hat, so ist es zu Ende mit unserer Ruhe und unserm Frieden, und wir werden Krieg mit Frankreich haben, ungeachtet der Bonaparte unser kaiserlicher Schwiegersohn ist.

Und gleichsam, als habe man es darauf abgesehen, Herrn von Hudelist zu ärgern und zu ängstigen, stimmte das Orchester jetzt die Nationalhymne an, und in voller, schöner Harmonie sangen die Gäste des Erzherzogs:

„Gott erhalte Franz, den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz.“

Während aber Alle sangen, legte Theodor Körner seine Hand auf Collins Schulter, und unterbrach ihn mitten in seinem patriotischen Gesang.

Ich bitte Sie um einen Liebesdienst, sagte er leise und rasch.

Das heißt, Sie wollen mir den Liebesdienst erzeigen, Ihnen gefällig sein zu können, sagte Dichter Collin freundlich. Sprechen Sie, mein guter Freund, was ist es? Womit kann ich Ihnen dienen?

Stellen Sie mich der Adamberger vor, heute Abend noch!

Ach, mein Freund, rief Collin lächelnd, Sie fordern da beinah das Unmögliche! Die schöne Antonie Adamberger nimmt niemals Herrenbesuche an, und wird von ihrer Tante so eifrig bewacht, als wäre sie ein Schatz, vor dem der Drache die Wache hält. Niemand spricht mit der Nichte, der nicht die Zauberformel kennt, um den Tugendzorn der Tante zu beschwichtigen, und diese Zauberformel ist noch von Niemand gefunden worden.

Ich werde sie finden, sagte Theodor Körner. Die Liebe wird mich dazu begeistern.

Ach, Sie lieben also die junge Künstlerin, ohne sie

zu kennen, ohne sie jemals früher gesehen zu haben? fragte Collin lachend.

Ich habe sie heute gesehen, und ihre Seele und ihr Herz steht auf ihrem Antlitz, rief Körner begeistert. Ich kenne sie nicht, aber ich habe sie erkannt, und darum liebe ich sie. Ja, lachen Sie nicht, ich liebe sie, und ich sage Ihnen, Antonie Adamberger wird mein Weib werden, denn meine Liebe wird alle Schwierigkeiten überwinden, und sich die Geliebte erobern.

Sie wollen sie heirathen? Hören Sie, vielleicht haben Sie da die Zauberformel gefunden, mit der man die Tante Tugenddrachen zähmt. Sehr Viele haben wohl schon der schönen Adamberger gehuldigt, aber vielleicht hat noch keiner sie heirathen wollen, und den bloßen Anbetern hat die Tante die Thür verschlossen. Vielleicht öffnen sich vor Ihrer Zauberformel die Thüren, und die Tante läßt Sie ein. Kommen Sie, ich kenne die Tante, und sie ist mir ziemlich gewogen, denn ich bin ein armer, dem Tode verfallener Mann, von dem sie nichts zu fürchten hat. Ich führe Sie zu ihr, ich werde ihr sagen: „Dieser junge Mann wird einst der Stolz und die Zierde Deutschlands sein! Er wird sich unsterblichen Dichterruhm erwerben. Er liebt Ihre Nichte, und seine Liebe ist so ernst und

tugendhaft, daß er sogleich an's Heirathen denkt, und durch mich bei Ihnen um die Hand Ihrer Nichte wirbt. Sagen Sie davon aber nichts Ihrer schönen Antonie. Gönnen Sie dem jungen Manne Zeit, sich das Herz seiner Geliebten zu erobern, und wenn er's erobert hat, dann wollen wir die jungen Leute zum Altar geleiten." — Nun, was sagen Sie, junger Freund, soll ich Sie auf diese Weise der Tante vorstellen?

Thun Sie's immerhin, nur lassen Sie mich dies holde Wesen kennen lernen, dessen Anschauen alle meine Sehnsuchtsträume verwirklicht hat. Kommen Sie, theurer Freund, haben Sie ein wenig Mitleid mit meinem armen Herzen!

Sie wollen es, gut denn, kommen Sie! Wir gehen zur Tante, und versuchen unsere Zauberformel!

Lachend bot Herr von Collin dem jungen feurigen Dichter den Arm, und führte ihn durch die kleine Seitenthür des Theatersaals auf die Bühne, die durch den Vorhang bereits dem Publikum geschlossen war.

Antonie Adamberger hatte sich schon in die Garderobe zurückgezogen, um ihr Theater-Costüm abzulegen. Vor ihrer Thür aber stand die gute würdige Tante „der Tugenddrache." Herr von Collin näherte sich ihr und sprach angelegentlich mit ihr. Und er mußte wohl

die richtige Zauberformel gefunden haben, denn die Tante lächelte, und hieß alsdann den jungen Dichter Theodor Körner mit einer Freundlichkeit und Herzlichkeit willkommen, wie sie es nur einem Fürsten und Grafen, oder irgend einem reichen und vornehmen Herrn gethan. —

Das Fest indeß nahm seinen Fortgang in immer höher aufsteigendem Frohsinn. Jedermann fühlte sich angeregt, unterhalten und amüsirt, und der Erzherzog war Allen der liebenswürdigste und zuvorkommendste Wirth, und schien Allen die freundliche und glückliche Stimmung mitzutheilen, die von seinem eigenen Antlitz strahlte.

Jetzt, da die Nacht herein gebrochen, leuchtete der Garten im flimmernden Glanz von tausend und aber tausend Kerzen, und durch die Thüren des großen Buffetsaals strömte die heitere Gesellschaft hinunter in den Garten, um sich in den erleuchteten Gängen zu ergehen, oder in die schattigen Seitenalleen sich zu traulichen Gesprächen zurückzuziehen. Wieder Andere von der Gesellschaft waren in den Sälen zurückgeblieben, um entweder den Virtuosen zuzuhören, welche sich im Musiksaal hören ließen, oder im Spielsaal sich am Billard zu amüsiren, sich die Mappen mit Kupferstichen

zu betrachten, oder auch im Gesellschaftssaal der schönen Antonie Adamberger zuzuhören, welche unter dem entzückten Anschauen des Dichters einige Gedichte Theodor Körner's declamirte.

In der Thür dieses Saals stand eben der Erzherzog Johann neben dem Grafen von Hardenberg im heitern und harmlosen Gespräch über die kleinen Tagesbegebenheiten des Wiener Lebens, als der Haushofmeister sich dem Erzherzog näherte.

Nun, fragte Johann leise und rasch, was macht der Herr von Hudelist?

Hoheit, er befindet sich mit einigen Herren im kleinen Spielzimmer beim Ecarté; sie spielen sehr hoch und Herr von Hudelist gewinnt. Außerdem findet er den Tokayer, den ich nebst der Gänseleberpastete auf einem kleinen Tisch neben seinem Sitz aufgestellt, ganz vortrefflich, und hat mich schon zwei Mal deshalb belobt.

Ich sehe, Sie haben Ihre Sache vortrefflich gemacht, sagte Johann lächelnd. Jetzt, da Herr von Hudelist versorgt, und alle meine Gäste hier und dort beschäftigt und zerstreut sind, jetzt darf ich mich wohl ein wenig zurückziehen und ausruhen. Sie haben doch den Pavillon am Ende des Gartens nicht vergessen?

Nein, Hoheit. Ich habe ihn dem Befehl gemäß ganz umgeben lassen mit Buschwerk und abgehauenen Tannen. Der Weg dahin ist ebenfalls unter Buschwerk und Blumenestraden versteckt, und zum Ueberfluß noch durch eine Barrière dem Publikum versperrt. Niemand kann auch nur ahnen, daß unter all diesem Gesträuch und Buschwerk sich noch ein Pavillon befindet, und ich habe die Fenster so dicht verhangen, daß das Licht nicht durch sie hindurch scheinen kann.

Und die kleine Gartenthür dicht neben dem kleinen Pavillon, die nach dem freien Feld hinausführt, ist geöffnet?

Sie ist geöffnet, und Ew. Hoheit Büchsenspanner, der Seppel Steiner, hält neben derselben Wache.

Es ist Alles gut, ich danke Ihnen, sagte Johann freundlich. Sorgen Sie jetzt nur noch, daß Herr von Hudelist immer gewinnt, und der Tokayer immer seinen Beifall hat; sorgen Sie ferner, daß meine Gäste sich amüsiren, und daß das Feuerwerk recht glänzend ist, und recht lange dauert. Ich ziehe mich zurück. Wenn man nach mir fragt, so sagen Sie denen, welche in den Sälen sind, ich sei im Garten und promenire, und denen, welche im Garten sind, ich sei im Hause in irgend einem der Säle. Wenn das Feuerwerk been=

digt ist, und meine Gäste sich zurückziehen wollen, sagen Sie, ich habe mich in meine Gemächer begeben, um Niemand zu geniren, und Jedem die Freiheit zu lassen, daß er bleibe, oder gehe, wie es ihm beliebe. — Nun kommen Sie, lieber Graf! Gehen wir hinunter in den Garten. Ich werde Ihr Wegweiser nach dem Pavillon sein! —

V.

Die Verschworenen.

Eine Viertelstunde später hatte der Erzherzog mit seinem Begleiter, dem Grafen Hardenberg, den dunkel und unbemerkt seitab im Gebüsch liegenden Pavillon erreicht. Tiefe Stille und Einsamkeit umgab sie hier, und einsam, still und dunkel stand der Pavillon mit seinen verhangenen Fenstern da. Nur allmählig, wenn sich das von der Helle des erleuchteten Gartens geblendete Auge an diese plötzliche Dunkelheit gewöhnt hatte, entdeckte man die Thür, welche in den Pavillon führte, und neben der Thür die hohe kräftige Mannesgestalt, welche vor derselben Wache hielt. Der Erzherzog näherte sich ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Sepperl, flüsterte er leise, sind meine Freunde schon gekommen?

Ja, Hoheit, sagte Joseph Steiner leise. Der Graf Nugent ist schon da, und hat noch einen andern Herrn, den ich nicht kenne, mitgebracht. Dann ist der Graf Wallmoden mit einem fremden Herrn gekommen.

Dann sind Alle, welche ich erwartete, bereits hier, sagte der Erzherzog. Du läßt also Niemand mehr ein, und bewachst den Pavillon, daß Niemand sich heranschleichen und uns behorchen kann.

Ich werde Wache halten, sagte Steiner, die Hand an sein Gewehr legend, Niemand wird Ew. Hoheit hier belauschen.

Der Erzherzog nickte, und geräuschlos die Thür öffnend, trat er, gefolgt von Hardenberg, in den Pavillon ein. Dieselbe Stille, welche ihn außen umgab, herrschte auch hier in dem innern Raum des Pavillons. Eine kleine Lampe beleuchtete trübe und spärlich den Flur und die schmale Treppe, welche in das obere Stockwerk hinaufführte. Am Ende dieser Treppe, welche der Erzherzog mit seinem Begleiter jetzt hastig und schweigend hinaufschritt, befand man sich wieder auf einem kleinen matt erleuchteten Vorplatz, von welchem aus eine Thür in das Gemach führte, welches den ganzen obern Theil des Pavillons ausfüllte.

Erzherzog Johann klopfte jetzt drei Mal in gleichmäßigen Pausen an diese Thür und rief: Arthur und Brutus!

Seid willkommen! rief eine Stimme von innen, und die Thür that sich auf.

Neben der Thür, im Innern des Gemachs, stand Graf Nugent und begrüßte den Erzherzog mit einem glücklichen Lächeln.

Ew. Hoheit haben also wirklich Mittel und Wege gefunden, Ihren Gästen sich zu entziehen? fragte er. Wir hatten schon alle Hoffnung aufgegeben!

Alle Hoffnung aufgegeben, und ich habe doch dies Fest nur veranstaltet, um unter dem Schutz desselben meine Freunde unbemerkt empfangen zu können! rief der Erzherzog Johann lächelnd. Willkommen also, Nugent, willkommen hier in Wien, mein tapferer, weltfahrender Ritter. Willkommen, Graf Wallmoden und Herr Herzog von Accerenza.

Ich bitte, Hoheit, wollen Sie auch diesen Herrn willkommen heißen, sagte Graf Nugent, den Einzigen der Anwesenden, welchen der Erzherzog nicht mit seinem Namen begrüßt hatte, ihm vorstellend. Es ist Herr King, ein Freund und Vertrauter des britischen Ministeriums und von demselben mir mitgegeben, daß

ich ihn hier als Unterhändler und Vermittler Eurer Hoheit vorstelle.

So heiße ich denn auch Sie willkommen, Herr King, sagte Johann, freundlich mit dem Kopfe nickend, und möge Ihre Sendung den scharfen Spüraugen unserer Polizei und der ängstlichen Sorgfalt des Herrn von Metternich ein Geheimniß bleiben.

Ich bin hierher gekommen, als der Agent eines großen Banquierhauses aus Amsterdam, und mein Paß weist mich als unverdächtig aus, sagte der Engländer in geläufigem Deutsch. Ich habe außerdem unverdächtige Empfehlungsbriefe aus Berlin und Paris sogar, und Niemand wird, so hoffe ich, hinter dem Wechselagenten und Börsenspekulanten den Abgeordneten des englischen Ministeriums wittern.

Und nun, meine Freunde, laßt uns die Stunde benutzen, rief Johann lebhaft. Wir sind zusammen gekommen, um Mittheilungen zu empfangen und zu geben. Sprecht also, ich bin da, um zu hören und Eure Rathschläge zu empfangen. Nehmen wir Alle unsere Plätze hier um den Tisch ein, und mögen die weltfahrenden Ritter der Freiheit uns Kunde geben von Europa und zunächst von Deutschland. Sie zuerst, mein edler und tapferer Graf Nugent, berichten Sie

uns von Ihrer Weltfahrt, sagen Sie uns, woher Sie kommen.

Ich komme aus London, Hoheit, und war vorher in Triest, Malta und Cadix, nachher in Berlin und Kolberg, sagte Nugent ernst. Ueberall habe ich Verbindungen angeknüpft, Freunde gewonnen, Freunde für das große Werk der Weltbefreiung. Es gährt überall, die Völker alle sind voll Ingrimm und Haß, und sehnen sich nach der Stunde der Erhebung. In Illyrien und Istrien, an der ganzen Küste des Adriatischen Meeres herrscht die größte Gährung und meine Freunde und Vertrauten, der edle Bischof Verhovasz an ihrer Spitze, schüren das unterirdische Feuer mit eifrigen Händen und machen den Haß gegen die französischen kleinen Tyrannen immer höher auflodern. Illyrien und Istrien, Kärnthen und Krain sind wie ein einziger großer Pulverheerd, es bedarf nur noch eines einzigen heißen Wortes, um das Pulver zu entzünden und die Flammen des Hasses auflodern zu machen. Alles wartet und hofft dort auf den geliebten und ersehnten Fürsten, daß er komme, mit kühner Hand das Schwert emporschwinge und Besitz ergreife von dem Land und Volk, das freudig bereit ist, ihm als seinem geliebten Herrn sich zu unterwerfen. Ganz Illyrien und Istrien

hofft, gleich Tyrol, auf den Befreier, den Erzherzog Johann. Ich bringe Ew. Hoheit die Grüße eines edlen, tapferen, nach Freiheit und Erlösung dürstenden Volksstammes, der Ew. Hoheit anfleht, seine Liebe und seine Unterwürfigkeit anzunehmen, und in seine Mitte zu kommen, um es zu befreien und seine Huldigung entgegen zu nehmen.

Davon sprechen wir nachher, sagte Johann lächelnd. Jetzt berichten Sie weiter! Sie waren in Cadix, Sie haben Wellington gesprochen und die tapferen Generäle der spanischen Armee?

Ja, ich habe sie gesprochen, und ich habe von Wellington das sichere Versprechen, daß England seinen Kampf auf der spanischen Halbinsel mit ungeschwächten Mitteln fortsetzen wird, so lange ihm noch ein Soldat und eine Guinee zur Verfügung bleibt. Ich weiß von den spanischen Generälen, daß ganz Spanien jetzt einer einzigen großen Festung gleicht, welche bereit ist, bis zum letzten Tropfen Blut zu kämpfen, und sich niemals und unter keiner Bedingung dem Feinde unterwerfen wird, sondern mit allen Waffen der List, der Rache, des Hasses und des Heldenmuthes fort und fort kämpfen wird. Nicht blos jeder Mann, sondern auch jedes Weib, jede Jungfrau, jedes

Kind und jeder Greis sind jetzt Soldaten und Kämpfer der großen spanischen Armee, welche für die Freiheit Spaniens und für die gefangene Königsfamilie sich erhebt. Napoleon wird Spanien nicht erobern, es sei denn, daß er das Land in eine Wüste verwandelt, in der er den letzten Spanier und die letzte Spanierin begraben hat.

Gesegnet sei Gott, daß es noch ein Land und ein Volk giebt, welches dem Tyrannen zu opponiren wagt, und nicht die schweigende Duldung und Ergebung als eine unumgängliche Nothwendigkeit betrachtet, rief der Erzherzog tiefbewegt. Gott wird die heldenmüthigen Spanier nicht untergehen lassen. Er wird sie zu einer Leuchte machen, welche allen Völkern Europa's entgegenstrahlt, und ihnen die Wege zeigt, welche sie wandeln müssen!

Davon sind auch die Minister Englands, davon ist auch der edle Prinz Regent überzeugt, fuhr Graf Nugent fort. Das englische Ministerium ist bereit, alle Mittel in Bewegung zu setzen, um Europa zu unterstützen im Kampf gegen Frankreich. England bietet allen Völkern, welche bereit sind zum Kampfe gegen Napoleon, Geld, Waffen und Soldaten an. Ganze Schiffe voll Waffen, voll Pulver und Munition harren nur eines Rufes, um den Hafen von London zu verlassen und dahin zu

steuern, wo man ihrer bedarf. England bietet den Völkern Waffen, den Fürsten Subsidien. Es will besonders das unglückliche Preußen und das arme geknechtete und so oft hintergangene Tyrol mit wirksamer Hülfe unterstützen. Bereits ist es ihm gelungen, eine ganze Ladung Waffen über Spanien und Sardinien nach der Schweiz zu bringen, um sie von dort, sobald es möglich und nothwendig ist, nach Tyrol zu befördern. Auch Gelder stellt es für Tyrol zur Verfügung, und hat mit Sardinien einen Vertrag abgeschlossen, daß dies den Tyrolern sofort ein Hülfscorps sende, wenn Tyrol sich erhebt, wenn die rechte Stunde gekommen und ihr ersehnter Befreier in ihrer Mitte ist.

Und was will England für Preußen thun? fragte Johann. Glaubt es denn, daß Preußen etwas für sich thun lassen will?

Ja, mein Fürst, England glaubt das, oder vielmehr, es weiß das. Preußen ist nicht mehr das gebeugte, muthlose, bezwungene und verzagte Land und Volk, das es nach den unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstedt gewesen. Edle, entschlossene und unverzagte Männer haben dort in Geheimniß und Stille rastlos gearbeitet an dem großen Werk der Erneuerung und Erhebung. Sie haben sich mit den

Gleichgesinnten aus allen Theilen Preußens vereinigt zu geheimen Bündnissen, deren Aufgabe es war, überall in dem preußischen Volk den Muth, die Hoffnung und das Selbstvertrauen zu heben, den Haß zu schüren und das Gefühl der Schmach, unter welcher Preußen darniederlag, bis zum glühendsten Durst nach Rache zu erregen. Scharnhorst, Gneisenau, Blücher und Hardenberg haben in rastloser Thätigkeit, in begeistertem Eifer gearbeitet an der Wiedergeburt Preußens. Sie haben das Heer und die Heeresverfassung reorganisirt, die Festungen wieder in Kriegsbereitschaft gesetzt, die Finanzen so geordnet, daß es Preußen im Moment des Handelns weder an Geld, noch an Soldaten fehlt, sondern daß man bei dem ersten Aufruf ein Heer von hundertundzwanzigtausend Mann in Bereitschaft hat.

Und der König ist mit all diesem einverstanden?

Der König ist immer noch schwankend und unentschlossen, aber in der Stunde der Entscheidung wird sein redlicher Sinn, sein Haß gegen Napoleon und seine aufrichtige Sympathie für den Kaiser Alexander ihn zu einer offenen Erklärung drängen, und ihn Partei nehmen lassen gegen Frankreich, trotz der Furcht, die er hat, sein Volk abermals in einen langwierigen und gefährlichen Krieg hineinzuziehen. Gneisenau's und

Scharnhorst's Thätigkeit hat Preußen wieder zu einer angesehenen Macht erhoben. Sie haben die ungeheuersten und zugleich die allerzweckmäßigsten Rüstungen gemacht. Bei Kolberg ist ein verschanztes Lager für zwanzigtausend Mann, andere sind in Schlesien und Ostpreußen, eines wird eben bei Spandau angefangen. Dieses zog die französische Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich; man drang darauf, alle Rüstungen einzustellen und sich mit Frankreich zu verbünden. Ich kam eben in Berlin an, als diese große verhängnißvolle Frage im Ministerium in der heftigsten Erörterung begriffen war. Ich setzte mich sofort mit Gneisenau in Verbindung, und gab dem ausgezeichneten und edlen Mann vollständige Kenntniß der Pläne und Mittel des Prinz Regenten. Die von England bethätigte Energie hat die Entschlüsse des preußischen Gouvernements neu bestärkt, und man ist jetzt entschlossen, die Allianz Frankreichs nicht anzunehmen, den Bruch mit Frankreich aber noch bis zur letzten Stunde hinaus zu schieben. Preußen hofft, daß in Einer Stunde an allen Enden von Europa die Flammen des Krieges wider Bonaparte emporschlagen, daß den gemeinsamen Anstrengungen ganz Europa's es gelingen muß, den gemeinsamen Feind zu Boden zu werfen und auf immer zu vernichten. — Dies, Ho=

heit, ist es, was ich von meiner letzten Rundreise durch Europa zu berichten habe, und ich bin jetzt hierher gekommen, um zu erfahren, welche Stellung Oesterreich einzunehmen gedenkt, und welche Mittel wir jetzt anwenden müssen, um Oesterreich unwiderruflich zur Partei der Antifranzosen hinüber zu ziehen.

Hören wir erst, was Wallmoden und der Herzog von Accerenza uns zu berichten haben, sagte der Erzherzog ausweichend. Sie, Herr Herzog, waren in Rußland. Was bringen Sie uns für Botschaft von dem Kaiser Alexander? Wird die Wetterwolke, welche sich zwischen Frankreich und Rußland aufgethürmt hat, vorüberziehen oder wird sie sich entladen?

Sie wird sich entladen, Hoheit, und ganz Europa wird unter ihren Donnern und Blitzen erbeben, erwiederte der Herzog von Accerenza feierlich. Der Kaiser Alexander ist entschlossen zum Kriege. Die unerträglichen Anmaßungen Frankreichs, die hochmüthige Forderung Napoleons, daß Rußland sich seiner Feindschaft gegen England anschließen, und gleich den andern ergebenen Fürsten Europa's einen Blocus auf alle englischen Waaren und Schiffe legen solle, haben den Kaiser auf's Aeußerste gebracht, und den unerschütterlichen Entschluß in ihm gereift, diesen Uebermuth des fran-

zösischen Tyrannen zu züchtigen, und die Welt von ihm zu befreien. Er wird daher allen Vermittelungsversuchen, allen Friedensvorschlägen ausweichen, und endlich den Vernichtungskrieg gegen Frankreich, nicht um Rußlands willen, sondern zum Wohl Europa's beginnen. Er hofft dabei auf die Mitwirkung Deutschlands, auf das feste Zusammenstehen Oesterreichs und Preußens, auf die heldenmüthige Erhebung aller Völker, damit dem vorschreitenden Eroberer jeder Fuß breit Landes bekämpft, ihm Schritt vor Schritt sein Raub entrissen, und er zurückgedrängt werde aus allen seinen Eroberungen. Rußland bietet deshalb allen unterdrückten Völkern seine Hülfe und seinen Beistand an, es will nicht erobern, sondern erlösen, es will nicht unterdrücken, sondern befreien, es erhebt sein Schwert für die Freiheit und Unabhängigkeit Europa's, aber es hofft, daß ganz Europa zu seiner Fahne stehen wird.

Und Gott gebe, daß seine Hoffnungen nicht getäuscht werden, seufzte Erzherzog Johann schmerzlich. Jetzt, Graf Wallmoden, was bringen Sie uns für Nachrichten, und wo waren Sie in dieser letzten Zeit?

Ich war in Sicilien, Hoheit, und ich bringe auch Nachrichten vom Erzherzog Franz aus Sardinien. In Palermo traf ich mit ihm und Lord Bentink zusammen,

und erfuhr von ihm seine Pläne für die Zukunft. Der Erzherzog Franz, der edle und gleichgesinnte Bruder unserer Kaiserin Ludovica, ist der glühende und unerschütterliche Feind Napoleons und ein machtvolles und treues Bollwerk der Freiheit und Unabhängigkeit Europa's. Seiner Beredsamkeit und Gluth ist es gelungen, auch den König von Sardinien, den Vater seiner jungen Gemahlin Beatrix, in seine Pläne mit hinein zu ziehen, und ihn für die Sache der Befreiung zu gewinnen. In Genua werden demgemäß Schiffe, Soldaten und Waffen gesammelt und aufgehäuft werden, um am Tage der allgemeinen Erhebung mit in die Action gebracht und im Dienste der Freiheit verwandt zu werden. Der Erzherzog ist ungemein thätig und zu Allem bereit. Er erwartet nur, daß man ihn immer au fait hält, daß man ihn beständig benachrichtige von Allem was geschieht und geschehen soll, und daß die Gleichgesinnten aller Länder Europa's in ununterbrochener Correspondenz mit einander bleiben, um sich unter einander zu verständigen und stets in Einigkeit handeln zu können. Mit Lord Bentink steht er im innigsten Einvernehmen, und wenn Joachim Murat noch einmal einen Angriff auf Sicilien wagen sollte, wird Erzherzog Franz dem Lord Bentink, der mit sei-

nen englischen Truppen Sicilien und die Königsfamilie vertheidigt, mit Truppen und Waffen zur Hülfe herbei eilen. Sie senden ihre Agenten durch ganz Italien, und die Revolution ist auf der ganzen Halbinsel so sicher organisirt und vorbereitet, daß es zu ihrem Losbruch nur eines Zeichens bedarf. Dieses Zeichen erwartet Italien von Deutschland. An dem Tage, an welchem in Deutschland die ersten Kanonenschläge der Völkerschlacht gegen Napoleon erdröhnen, wird ganz Italien aufstehen und zum Schwert greifen, um die Franzosen, die Unterdrücker und Tyrannen Italiens, zu vertreiben. Italien wartet auf Deutschland, auf Rußland, auf den ganzen Norden von Europa; es weiß, daß das einmüthige Handeln und Kämpfen aller Fürsten und aller Völker nothwendig ist, um den gemeinschaftlichen Feind, den machtvollen Usurpator, zu stürzen, und es wartet daher und bereitet sich vor auf die Stunde der That. Das ist die Botschaft, die ich von dem Erzherzog Franz aus Sardinien und dem Lord Bentink aus Sicilien bringe.

Und jetzt also wäre es an mir, Ihnen Nachricht zu geben über das, was wir seither in Oesterreich gethan, sagte Johann traurig. Jetzt müßte ich Ihnen Kunde geben von unsern Rüstungen und geheimen

Einverständnissen, von unsern Plänen und Vorbereitungen. Aber das ist eben das Schlimme, Oesterreich hat gar keinen Plan, kein entschiedenes Wollen. Es will sich nur das Leben fristen, nur möglichst sich fern von allen Feindseligkeiten halten, um dann nachher sich auf die Seite Dessen zu stellen, der den Sieg gewonnen hat. Das heißt, ich rede nur von unserm Ministerium, nur von Metternich, der jetzt zum Unglück der deutschen und der österreichischen Sache das Ohr des Kaisers für sich hat. Metternich ist kein großer, kein energischer Character, ja, er ist nicht einmal ein politischer Character, und führt niemals seine Ideen mit Consequenz und Strenge durch. Ihm kommt es nur darauf an, Minister zu bleiben, denn darauf beruht seine Werthschätzung und seine Existenz. Er hat kein Vermögen, es ist daher für ihn eine ganz materielle Nothwendigkeit, im Amt und in der Macht zu bleiben. Deshalb hat er sich zum allgemeinen Friedensvermittler gemacht, weil der Krieg, der an allen Verhältnissen und an allen Thronen rüttelt, gar leicht auch sein Ministerium verschütten, und ihn machtlos werden lassen könnte. Er hat in sich die Idee der Erhaltung seiner Stelle so identificirt mit der Erhaltung des Friedens, daß sie beinah Eins geworden. Metternich

will Minister bleiben, und darum wird er all seine Kraft, seine Schlauheit aufbieten, alle Mittel der Diplomatie und Intrigue in Bewegung setzen, um den Frieden zu erhalten, darum wird er alle kühnen und entschiedenen Maßregeln fliehen, weil er nicht verspielen kann, nicht verspielen will. Er bezweckt daher nichts weiter, als die kränkliche Existenz des Staats zwischen zwei mächtigen Nachbarn, zwischen Rußland und Frankreich, nur so hinzuhalten, jede Krisis zu vermeiden, Minister zu bleiben, zu thun, was der Herr will, wenn er den Herrn nicht bewegen kann, zu thun, was er, der Metternich, will. Sein Herr aber, der Kaiser, will den Krieg nicht, weil er die Niederlage fürchtet, weil er seiner Armee mißtraut, und weil er seinen Brüdern um keinen Preis die Gelegenheit gönnen will, sich auszuzeichnen und die alten Scharten des letzten Krieges wieder auszumerzen. Oh, meine Freunde, es steht schlimm um Oesterreich, und mein Herz ist voll Trauer und Schmerz, denn ich fürchte, daß alle unsere Hoffnungen und Pläne vergeblich gewesen. Oesterreich wird sich nicht erheben, es wird vielmehr immer tiefer sinken, denn die Hand Metternichs drückt es darnieder, und wir Alle werden nicht stark genug sein, diesen vergifteten Pfeil aus dem Fleisch Oesterreichs, in das

er sich eingebohrt, wieder herauszuziehen. Alle unsere Anstrengungen werden vergeblich sein, denn Metternich hat das Ohr des Kaisers und Metternich will den Frieden!

Man muß also durch List zu erlangen suchen, was man nicht durch Gewalt erlangen kann, sagte Graf Hardenberg lächelnd, man muß den gewandten Diplomaten zu überlisten suchen, und ihn ganz unvermerkt zwingen sich uns anzuschließen. Dies haben wir schon begonnen, und wie ich hoffe, mit einigem Erfolg. Auf meinen Rath hat der Prinz Regent sich durch seine Agenten mit Metternich in Verbindung gesetzt, und Herr King wird uns erzählen, was ihm Graf Metternich bei der geheimen Unterredung, die er in meinem Hause gehabt, geantwortet hat. Sie wissen, ich habe das Glück, für einen harmlosen und unverfänglichen Schwätzer und Narren zu gelten, dessen Haus man immer besuchen kann, ohne sich dadurch zu compromittiren, und Graf Metternich zog es daher vor, den geheimen Agenten des Prinz Regenten lieber bei mir, als in seinem eigenen Hause zu empfangen.

Es ist wahr, lieber Graf, sagte Erzherzog Johann lächelnd, Sie spielen Ihre Rolle mit solcher Virtuosität, daß Sie zuweilen im Stande wären, sogar die

Eingeweiheten zu täuschen, die Ihnen den Namen Brutus gegeben, weil Sie, um das Vaterland zu retten, die Rolle des Einfältigen übernommen haben. Möge Ihr schöner und ruhmwürdiger Name zur Wahrheit werden, und Ihr Streben von demselben Erfolg gekrönt werden, wie das des römischen Brutus! Und jetzt, Master King, lassen Sie uns wissen, was Sie mit dem Grafen Metternich gesprochen haben, und was für Aussichten er Ihnen eröffnet hat?

Ich übergab dem Grafen Metternich zuerst meine Empfehlungsbriefe vom Prinz Regenten, und vom Grafen Münster, sagte King, ich sagte ihm dann, daß die beiden edlen Männer das höchste Vertrauen in den Grafen Metternich setzten, daß sie Beide überzeugt seien, der Graf Metternich, der Lenker der Geschicke Oesterreichs, werde, wenn ganz Europa, wenn Deutschland zunächst sich erhebe gegen Napoleons Despotie, treu und fest zu Deutschland stehen, die nationale Sache zu seiner eigenen machen, und zum Kampf der Rache und der Befreiung sein Schwert erheben. — Graf Metternich antwortete mir nur mit einem Lächeln und einem leisen Kopfnicken und forderte dann von mir nähere Information über die beregten Gegenstände. Ich setzte ihm nun weitläufig die Absichten des brittischen

Ministeriums und Gouvernements, auch bezüglich der übrigen Mächte auseinander, von welchen jede thun möge, was ihr bei der großen Aufgabe das Nützlichste scheine; ich sprach von Englands Entschluß, den Krieg in Spanien mit aller Kraft fortzusetzen, als einem Hauptmittel zur allgemeinen Freiheit, ich sprach von der Wichtigkeit eines bessern und nähern Einvernehmens Oesterreichs mit dem Norden, vor allem mit Preußen, und berührte die Nothwendigkeit, ein gediegeneres System hinsichtlich des Mittelmeers anzunehmen. Dann verbreitete ich mich über Großbrittanniens außerordentliche Hülfsquellen und über die ungemeine talentvolle Thätigkeit des Prinz Regenten. Graf Metternich hörte mir sehr aufmerksam zu, dann, nachdem ich geendigt, erklärte er mir kategorisch, daß die Grundbedingung jeder weitern Unterhandlung die sei, daß er allen Entwürfen vollkommen fremd, und in allen Plänen der antifranzösischen Partei vollkommen neutral bleibe. Nachdem ich ihm dies feierlich zugesagt, versprach er die Pläne und Bestrebungen Englands nach besten Kräften zu fördern, allen Agenten Englands in Oesterreich Schutz und Förderung zu gewähren, und so viel in seinen Kräften stehe, heimlich unsere Pläne zu begünstigen, auch uns immer mit Nachrichten und Mittheilungen zu versehen, wie er andrer-

seits auch von uns stets erwarte, über das Fortschreiten unseres Werkes genaue und ausführliche Berichte zu erhalten. Graf Metternich erklärte sich ferner bereit, auch mit den geheimen Agenten Preußens und Rußlands in Verbindung zu treten, und durch sie mit dem König Friedrich Wilhelm und dem Kaiser Alexander sich in Einvernehmen zu setzen, um vorsichtig und heimlich Alles vorzubereiten für die Stunde, wo er sich öffentlich mit diesen beiden Mächten verbinden könne, um den entscheidenden Vernichtungskampf gegen Frankreich zu beginnen. Er hoffte, sagte er, daß er bis dahin für denselben die Zustimmung des Kaisers gewinnen, und ihn überzeugen werde, daß der Kaiser von Oesterreich gegen sein Volk und Deutschland Pflichten habe, die höher und heiliger noch seien, als die Pflichten, welche er als Vater gegen seine Tochter, die Kaiserin von Frankreich, habe. Bis dahin will er nur ganz im Geheimen seine Verbindungen mit uns fortsetzen, und wünscht immer nur durch den Grafen Hardenberg von unsern Fortschritten und Plänen benachrichtigt zu werden.

Ich werde ihm allwöchentlich Bericht erstatten, aber ich werde auf meiner Huth sein, nicht allzu aufrichtig und offen zu sein, sagte Graf Hardenberg lächelnd.

Daran werden Sie sehr wohl thun, rief Johann lebhaft. Die Danaer muß man fürchten, auch wenn sie Geschenke bringen. Und das Geschenk seines Vertrauens, das uns Graf Metternich da macht, ist ein sehr zweideutiges. Er will eingeweiht sein in alle Pläne, vielleicht nur um sie zerstören zu können. Ich wiederhole es Ihnen: Metternich fürchtet jedes Zerwürfniß mit Frankreich, weil der Krieg ihn selber gefährdet; wenn er sich mit den Feinden Frankreichs verbindet, so geschieht es nur, um sie zur rechten Zeit an Frankreich zu verrathen, und sich dies bei Napoleon als einen eclatanten Beweis seiner Treue und Ergebenheit anrechnen zu lassen.

Man muß daher, wie ich schon sagte, den Listigen zu überlisten suchen, sagte Graf Hardenberg. Beweisen wir ihm volles Vertrauen, seien wir anscheinend ganz offen gegen ihn, und suchen wir ihn dadurch immer weiter auf unserm eigenen Wege vorwärts zu schieben. Graf Metternich will ein Doppelspiel spielen, er will zugleich Frankreichs Freund und der geheime Vertraute von Rußland, England und Preußen sein. Unterhandeln wir also mit ihm in's Geheim so lange bis es Zeit ist, diese Unterhandlungen öffentlich zu machen.

Dies ist auch die Meinung des Grafen Münster, und selbst des Prinz Regenten, sagte King. Man muß den Grafen Metternich und durch ihn auch den Kaiser immer tiefer in die Verhandlungen mit den Feinden Frankreichs hinein ziehen, bis man Beide Napoleon gegenüber schonungslos compromittiren kann, so daß sie nicht mehr zurück können.*)

Der Plan ist gut, und sicherlich der einzige, der bei Metternich zum Ziel führen kann, rief Johann lebhaft. Man muß ihn zwingen, ein guter Oesterreicher, ein guter Deutscher zu sein. Man muß machen, daß er sich in seinen heimlichen Negotiationen mit den Höfen von England, Rußland und Preußen, in seinen Verhandlungen mit den geheimen Gesellschaften und Bündnissen solche Blößen giebt, daß sie zu Waffen werden, die man mit vollster Energie gegen ihn gebrauchen kann. Von einem bloßen Gefühl für Freiheit und Ehre ist bei ihm durchaus nichts zu erwarten, man muß ihm drohen, man muß ihn zu rechter Zeit so bei Napoleon compromittiren, daß er dessen Rache fürchtet, und muß ihm auf den Fall, daß er den Kaiser zu einer Kriegserklärung gegen Frankreich beredet, eine angesehene und

---

*) v. Hormayr: Lebensbilder. Th. II. S. 62.

gesicherte Existenz in Aussicht stellen.*) Sie also, Graf Hardenberg, haben von nun an das Amt, den Vermittler zwischen den Feinden Napoleons und dem Grafen Metternich zu machen, Ihnen liegt es ob, Metternichs Vertrauen zu gewinnen, ihn so vorwärts zu treiben, daß er nicht mehr zurück kann, und wenn er es doch will, ihm jeden Rückweg abzuschneiden. Wir Alle aber wollen rastlos weiter arbeiten, an dem großen Werk der Zukunft, an der Zerschmetterung des Despoten, an der Befreiung Deutschlands und dadurch Europa's. Wir wollen Alle unsere Kräfte, unsere Fähigkeiten aufbieten, dies große Werk zu fördern, und demselben immer mehr Anhänger, immer mehr Soldaten für die große Armee der Freiheit und Gerechtigkeit zu gewinnen. In Heimlichkeit und Stille wollen wir wirken und schaffen, von keinen Niederlagen uns beirren, von keinen Gefahren uns abschrecken lassen! Napoleon muß gestürzt werden, damit Deutschland, damit die ganze Welt aus schmachvoller Erniedrigung sich wieder erheben könne! Lassen wir also kein Mittel unversucht, dies Ziel zu erreichen, vereinigen wir uns untereinander in treuester Gemeinschaft, wirken wir im steten Ein-

*) Ebendaselbst.

verständniß jeder nach seiner Weise, nach seiner Kraft. Graf Nugent und Graf Walmoden sind die Vertrauten, welche die ganze Welt mit rastlosem Eifer durchwandern, um überall neue Verbindungen anzuknüpfen, neue Freunde und Genossen zu gewinnen, Herr King ist der Vermittler und Bote, den uns England gesendet, und durch den wir mit dem englischen Gouvernement in steter Berührung stehen, Graf Hardenberg ist der Vertraute von uns Allen, der Mittelpunkt, in welchem alle die vereinzelten Fäden unseres Gewebes zusammen laufen; er vermittelt unsere Correspondenz, unsere Verbindungen untereinander und mit den auswärtigen Gesinnungsgenossen. In seiner Hand ruht die Chiffre zu den Berichten, welche die Grafen Nugent und Walmoden uns senden werden, er wird die Berichte, die wir ihnen zukommen lassen, chiffriren und ihnen durch vertraute Boten und auf geheimnißvollen Wegen zustellen. Der Herr Herzog von Accerenza wird durch ihn von allem Wichtigen benachrichtigt werden, und davon dem Kaiser Alexander Mittheilung machen, auch uns die Botschaften seines Kaisers bringen. Ich Armer aber werde von Ihnen Allen am Wenigsten zu thun vermögen. Ich bin machtlos, und mittellos, ich habe nichts als meinen guten Willen, und meinen Arm,

wenn es zur Schlacht kommt. Ich kann nichts thun, als vorbereiten, anfeuern und rathen, und vielleicht als Schildwacht für meine Freunde sorgen, daß ihnen nichts Uebles geschieht, und kein Verrath sie bedroht. Ich habe keine Armee, die ich der großen und edlen Sache, der wir Alle uns geweiht haben, darbieten kann, ich habe nichts als meinen Namen und meinen guten Willen.

Ew. Hoheit haben mehr, sagte Graf Nugent feierlich, Sie haben die Liebe und die Sympathie Oesterreichs, Sie sind der Stern und die Hoffnung eines unglücklichen Landes, einer edlen Bevölkerung, welche Sie ihren Helden, ihren Befreier nennt. Gnädiger Herr, Tyrol erwartet Sie, Tyrol hofft auf Sie, es schreit zu Ihnen um Hülfe, um Befreiung, es schreit zu Ihnen, als zu seinem Retter. Wollen Sie diesen Schmerzensschrei eines edlen so oft schon getäuschten und hintergangenen Volkes nicht hören? Wollen Sie es nicht vielmehr belohnen für seine Geduld, seine Treue und seinen unerschütterlichen Glauben?

Wissen Sie, was die Tyroler wollen, was sie von mir fordern? fragte der Erzherzog Johann.

Sie wollen frei sein durch und mit Oesterreich, sie wollen das Joch, das auf ihnen lastet, abwerfen, und die Baiern und Franzosen mit Hülfe Oesterreichs wieder

aus ihrem Lande verjagen. Sie wollen noch einmal um ihre Freiheit kämpfen, und sie rufen den geliebten Erzherzog Hannes zu sich, daß er sich an ihre Spitze stelle, daß er sie zum Kampf, zum Sieg führe, und bei ihnen bleibe als ihr König und ihr Herr!

Und wissen Sie, wen die guten Tyroler in ihrer Kinderunschuld sich zum Boten an mich auserwählt haben? Durch wen sie mir ihre Pläne, ihre Grüße und Liebesversicherungen gesandt haben? Durch die Tänzerin Rosabella Valzerini.

Sie ist eine Tyrolerin von Geburt, sagte Graf Nugent, die Tyroler Panzl und Wintersteller erzählten mir von ihr. Sie kam aus Neapel, wo sie bis dahin mit ihrem Vater gelebt, vor einem halben Jahr nach Tyrol zurück, und zeigte sich als eine so warme Patriotin, als eine so glühende Verehrerin des edlen Erzherzogs Johann, daß man ihr wohl vertrauen, und sie zur Vermittlerin zwischen Tyrol und seinem geliebten und ersehnten Erzherzog machen konnte. Sie erhielt daher von Panzl, Wintersteller und Eisenstecken Briefe an Ew. Hoheit und ward zur Unterhändlerin zwischen Tyrol und seinem Erzherzog ausersehen. Daß man aber eine richtige Wahl getroffen, das vermuthe ich daraus, daß man mir hier in Wien erzählt hat, Ew.

Hoheit hätten der Tänzerin Rosabella Valzerini ihre besondere Gnade zugewandt, und sich zu ihrem Beschützer gemacht.

Sie bedarf indessen meines Schutzes nicht, sagte der Erzherzog lächelnd, Rosabella ist eben so schön als klug und verschlagen, und sie hat sich einen Beschützer gewählt, der mächtiger, reicher und einflußreicher ist als ich. Rosabella brachte mir allerdings die Briefe meiner Tyroler Freunde, und ihr Enthusiasmus für Tyrol und auch für mich äußerte sich lebhaft genug. Vielleicht hätte er mich hingerissen, und ich hätte der schönen Rosabella vertraut, aber sie brachte den Warner gleich mit sich. Dieser Warner war ein unschuldiges Tyroler Kind, das Rosabella in Windisch-Matrey in ihre Dienste genommen, und das ihr von einer edlen Patriotin, von Elise Wallner, als zuverlässig und treu war empfohlen worden. Aber Tonerl war zuverlässiger und treuer als Rosabella es ahnte, und sie brachte mir ein Schreiben von Elise Wallner, das nichts als die Worte enthielt: Mißtrauen Sie der Tänzerin, und beobachten Sie sie. Es ist kein richtig Tyroler Kind. Sie ist bezahlt, um Sie und uns auszuforschen und zu verrathen. Seien Sie also auf Ihrer Huth! — Ich folgte dem Warnungsruf meiner edlen Tyroler

Heldin, und war auf meiner Huth, und Tonerl stand mir hülfreich zur Seite. Ich schien ganz arglos, ganz hingerissen von der Schönheit und Gluth der reizenden Rosabella, ich ward vor aller Welt ihr Verehrer und Freund, und huldigte ihr als meiner Geliebten, aber ich beobachtete sie, und ich kann Ihnen jetzt das Resultat meiner Beobachtungen mittheilen. Rosabella Balzerini ist ein Werkzeug in der Hand meiner Feinde, die mich zu einem Verräther und Rebellen stempeln möchten, um mich für immer unschädlich zu machen. Rosabella Balzerini ist eine Creatur des Herrn von Hudelist, der wiederum ein Werkzeug des Grafen Metternich ist. Hudelist hat Rosabella nach Tyrol gesandt, Hudelist hat sie dafür bezahlt, daß sie dort als eifrige Patriotin erschien, er hat ihr seine Instruktionen gegeben, wie sie es anzufangen habe, sich das Vertrauen der Tyroler zu erwerben, er hat ihr seine Verhaltungsbefehle gegeben, und sie ist seine gelehrige Schülerin gewesen, sie hat vor mir mit wahrer Meisterschaft die Patriotin und die Liebende gespielt. Ich gab mir den Anschein, an beide Rollen zu glauben, und ihr unbedingt zu vertrauen. Dadurch machte ich sie sicher, und erforschte ihre Pläne, und die des Herrn von Hudelist. Heute Morgen wagte sie einen entscheidenden Schlag. Dasselbe,

was Sie, Graf Nugent, mir vorher vorschlugen, das forderte auch Rosabella von mir. Ich sollte nach Tyrol eilen, sollte mich an die Spitze der Tyroler stellen, sollte mich zum Herrn von Tyrol machen, zum Herrn eines freien unabhängigen Volkes. Ich antwortete meiner verführerischen Rosabella, daß ich niemals ein Rebell, ein Hochverräther an meinem Herrn und Kaiser sein wolle, daß ich nichts mehr begehre, als dem Kaiser zu gehorchen, ihm zu dienen, und meinen Willen dem seinen zu unterwerfen. Ich sagte ihr, daß ich das Vorhaben der Tyroler verabscheue, daß ich überhaupt gar nichts mehr mit der Politik zu schaffen haben, sondern nur noch dem Vergnügen und dem heitern Genuß des Lebens huldigen wolle. Herr von Hudelist war, wie ich wußte, hinter einem Vorhang verborgen, ein Zeuge meiner Unterredung mit Rosabella, und er wird sich jetzt vollkommen überzeugt haben, daß ich ein ganz harmloser Mann geworden bin, den das Unglück so gezähmt, daß er allen Ehrgeiz und alle Energie verloren hat. Er wird das dem Kaiser freilich nicht sagen, aber er wird ihm auch nichts von einer Verschwörung in Tyrol berichten, und dem Kaiser weder mich, noch meine Tyroler Freunde verdächtigen können. Dies war das Ziel, welches ich erstrebte, und da ich

es erreicht und Herrn von Hudelist irre geführt habe, durfte ich meine Rolle als Liebhaber endlich aufgeben. Ich benutzte einen Vorwand, mich von Rosabella zu trennen, und habe ihr heute für immer Lebewohl gesagt. Herrn von Hudelist aber hatte ich heute Abend hierher geladen, um ihn zu überzeugen, wie harmlos und tendenzlos mein Fest ist. Aber indem ich es that, sorgte ich dafür, daß er beschäftigt war, und wir hier seine Verrätheraugen nicht zu fürchten hatten. Seine Spione werden heute mein Haus nicht bewachen, da Herr von Hudelist selber hier ist, und inmitten einer großen Gesellschaft konnten wir uns viel leichter und ganz unbeobachtet hier zusammenfinden.

Ich danke Ew. Hoheit in unserer Aller Namen für Ihre Mittheilungen, sagte Graf Nugent sich verneigend. Wollen Sie aber den Tyrolern keine andere Antwort geben, als der Tänzerin Rosabella, und dem Herrn von Hudelist? Soll Tyrol vergeblich auf seinen Liebling, auf seinen Befreier hoffen?

Sind unsere Pläne schon so weit gediehen, daß wir daran denken können, sie zur That werden zu lassen? fragte Johann ernst. Noch bauen wir an dem Fundament, auf dem wir der Freiheit und Erlösung einen Altar errichten wollen. Ein unvorsichtiger Griff könnte

leicht das ganze Fundament zusammen fallen machen. Tyrol muß in der Stille sich vorbereiten und bewaffnen, wie wir Alle es thun, es muß, gleich uns, auf die rechte Stunde, und den rechten Moment warten. Wenn der aber gekommen ist, werde ich Tyrol die Versprechungen endlich erfüllen, die ich ihm bis jetzt leider nicht verwirklichen konnte. Die kleine Tonerl, Rosabella's Dienerin, verläßt morgen Wien, um in ihre Heimath zurückzukehren. Durch sie werde ich den Tyroler Freunden meine Botschaft senden. Hudelist bewacht sie und mich, und es wäre sehr unvorsichtig, wenn wir gerade jetzt irgend etwas unternehmen wollten. „Vorsicht und Geduld," das muß die Devise sein, die wir Alle zur Richtschnur unsers Lebens machen. Wir gehen einer großen Zeit entgegen, suchen wir uns und unser Volk darauf vorzubereiten, und alle Wege zu ebnen, alle Schlagbäume und Hemmschuhe hinweg zu räumen, welche dieser neuen Zeit den Weg versperren möchten. Suchen wir vor allen Dingen bei uns diejenigen zu verdrängen, und unschädlich zu machen, welche, um ihrer eigenen Interessen willen, die großen Interessen des Vaterlandes, die Befreiung von Frankreich hindern und unmöglich machen wollen. Das ist meine Aufgabe, und ich finde bei derselben eine mächtige

Stütze an der edlen und muthigen Kaiserin Ludovica. Wenn wir unser Ziel erreichen, wenn es uns gelingt, Metternich entweder zu stürzen oder ihn für die nationale Sache zu gewinnen, und den Kaiser mit Männern zu umgeben, denen die Ehre, die Größe und Freiheit Oesterreichs am Herzen liegt, dann wird ein neuer Tag aufgehen in Oesterreich, und das ganze Volk wird diesem Tage entgegenjubeln. Denn das Volk von Oesterreich ist edel, muthig und treu, sein Muth ist nie gebeugt, sein Sinn niemals bestochen worden. Es hat noch niemals Frieden mit Napoleon gemacht, es wird, wenn der Kaiser zum Kampf ruft, die Größe des Moments, die Nothwendigkeit der Rache fühlen, und freudig dem Ruf des Kaisers folgen. Bis dahin seien wir thätig, vorsichtig und besonnen, denn die Gegenwart gehört noch Bonaparte, die Zukunft aber wird unser sein. Nun also an's Werk, insurgiren wir ganz Deutschland, und ganz Italien, schaffen wir den Völkern Waffen, den Fürsten Geld, Muth und Vertrauen zu ihrer guten Sache, machen wir, daß der Krieg in ganz Europa entbrennt, und all überall sich wider den einen gemeinsamen Feind, wider Napoleon richte, machen wir aus allen geknechteten und von französischem Uebermuth darnieder gebeugten Völkern

Kriegsheere, und führen wir sie gegen den Feind, gegen Napoleon. Einem Völkerkriege in Spanien, einem andern in Deutschland, einem dritten in Illyrien, einem vierten in Italien, und einer vereinten brittischen, russischen und preußischen Armee werden die Franzosen mit all ihrem Uebermuth doch nicht gewachsen sein, und die Stunde der Vergeltung wird hereinbrechen über Frankreich!

VI.

Napoleons Geburtstagsfeier.

Paris hallte wieder von Glockengeläute und Kanonendonner, Paris feierte heute den Geburtstag seines Kaisers, den fünfzehnten August des Jahres achtzehnhundertundelf. Ueberall waren die Läden geschlossen, ruhten die fleißigen Hände; geputzte Menschenschaaren durchzogen die Straßen und wallfahrteten hinaus nach den Vergnügungsorten vor den Barrièren, während wieder Andere nach der Notredame-Kirche eilten, um dem Hochamt zur Ehre des Kaisers beizuwohnen. Glänzende Carossen rollten durch die Straßen den Tuilerien zu, und dort empfing von der Frühe des Morgens an der Kaiser Napoleon die demüthigen Glückwünsche seiner Familie, seiner Großwürdenträger und Beamten. — In den glänzend decorirten, von Gold und Spiegeln funkelnden Sälen standen die Mar-

schälle und Generäle, die Minister und Kammerherren, die Fürsten und Grafen des Kaiserreichs, die Deputationen der großen Städte Frankreichs, der Magistrat der Stadt Paris an ihrer Spitze, ihnen folgten die Deputationen des Handelsstandes, der Bürgerschaft; in dem großen Thronsaale aber befanden sich sämmtliche Gesandten der auswärtigen Mächte und diejenigen fremden Fürsten, welche gekommen waren, dem Kaiser selbst ihre Huldigung darzubringen. Alle diese geputzten, glänzend decorirten vornehmen Herren warteten in feierlichem Schweigen auf das Erscheinen des Kaisers, der als die Sonne dieses glänzenden Tages über ihnen aufleuchten sollte.

Aber Napoleon kam noch immer nicht, er befand sich noch immer in seinem Kabinet, beschäftigt mit dem Lesen der Depeschen, welche so eben ein Courier von seinem Gesandten in Petersburg, dem Grafen Lauriston, gebracht hatte. Das Antlitz des Kaisers war während des Lesens immer düsterer geworden; jetzt warf er mit einer verächtlichen Handbewegung das Papier auf den Tisch, und sein blitzendes Auge richtete sich hinüber auf Maret, den Herzog von Bassano, den der Kaiser, aller Etiquette zum Trotze, aus dem Empfangssaal hatte herbescheiden lassen, um mit ihm die Depeschen zu lesen.

Maret, sagte Napoleon heftig, es ist abgemacht! Nur der Krieg kann entscheiden zwischen mir und Alexander. Er glaubt mir trotzen zu können, ich aber werde ihn demüthigen und ihm beweisen, daß er weiser gethan, mein Freund und Bundesgenosse zu bleiben, statt heimlich gegen mich zu intriguiren, alle Welt gegen mich aufzuhetzen, und sein Heer nach den Grenzen marschiren zu lassen. Das heißt mir drohen und mich herausfordern, und bei Gott, ich nehme die Herausforderung an, und der Drohung werde ich mit Thaten antworten, die den Kaiser Alexander, diesen hinterlistigen, verschlagenen Neugriechen, wehrlos zu meinen Füßen niederschmettern sollen. Ja, er soll ihn haben den Krieg, den er so sehr begehrt, er soll es erfahren, was es heißt, gegen mich sich aufzulehnen und meine Freundschaft verschmähen zu wollen. Maret, wir werden Krieg haben, einen Krieg, der ganz Europa wird zittern machen!

Einen Krieg, der neue Siege und neue Lorbeern des großen Napoleon in den Büchern der Geschichte verzeichnen wird, sagte Maret ehrerbietig. Ew. Majestät verstehen die Kunst, die Thränen zu trocknen, welche die Väter und Mütter über ihre gefallenen Söhne weinen, sie geben ihnen Siege und Lorbeern,

und statt über ihre Todten zu weinen, jubeln sie über den Lebenden, ihren Kaiser.

Das heißt, rief Napoleon, das heißt, Sie wollen mich daran mahnen, daß meine Kriege Frankreich doch Thränen erpreßt, und den Vätern und Müttern ihre Söhne raubten! Aber ich kann es nicht ändern, und ich bin es nicht, der die Kriege veranlaßt. Man zwingt mich dazu, man fordert mich heraus, es ist als ob diese Fürsten vom bösen Fatum getrieben nicht eher Ruhe geben können, als bis sie von mir zur Ruhe gezwungen und gedemüthigt worden. Aber das wird aufhören! Nur noch drei Jahre und ich werde der Herrscher des Weltalls sein! Dann möge mir das Schicksal nur noch weitere dreißig Jahre gönnen, um das große Weltreich, das ich geschaffen, zu befestigen und zu beglücken. Der Triumph meiner Waffen ist der Triumph des guten Princips über das böse, der Triumph der Ordnung, Sittlichkeit und Mäßigung über den Bürgerkrieg, die Gesetzlosigkeit, die Leidenschaften.*) Warum wollen das diese Fürsten nicht begreifen? Warum lehnen sie sich wider mich auf, statt mich als ihren Freund, ihren Protector anzuerkennen? Es sind

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Lebensbilder. I. S. 71 und S. 73.

kurzsichtige, in Vorurtheilen befangene, engherzige Menschen, diese Fürsten, und es wird mir nichts Anderes übrig bleiben, als sie Alle zu verjagen! Dieser Kaiser Alexander zumal! Er ist ein Undankbarer, ein Heuchler! Ich liebte ihn, ich bot ihm meine Freundschaft aus aufrichtigem Herzen an, und er hinterging mich!

Verzeihung, Majestät, sagte Maret ehrerbietig, ich bin überzeugt, daß Kaiser Alexander Ew. Majestät liebt und verehrt, daß er glücklich sein würde, der Freund und Bundesgenosse Ew. Majestät bleiben zu können. Aber die altrussische Partei, an deren Spitze der Großfürst Constantin steht, drängt ihn zum Kriege, und erhebt ihre Stimme jetzt so laut, daß der Kaiser sie nicht mehr überhören darf. Indessen würde es immer noch in der Macht Ew. Majestät liegen, diese Stimme zum Schweigen zu bringen, und der kriegslustigen Partei jeden Vorwand zu benehmen.

Wie meinen Sie das? fragte Napoleon, seinen Minister mit einem so finsteren drohenden Blick anschauend, daß dieser ganz verwirrt das Auge zu Boden senkte.

Ich meine, Sire, stammelte er, ich meine, wenn Ew. Majestät nur einige Zugeständnisse machen wollten, wenn —

Zugeständnisse, unterbrach ihn Napoleon zornig, es ist nicht an mir, Zugeständnisse zu machen, sondern an Alexander. Er hat es gewagt, mir durch Tschernitscheff Protestationen und beinahe Vorwürfe darüber zu machen, daß ich Oldenburg zu einer französischen Provinz gemacht und seinen Herzog seiner lächerlichen kleinen Souverainetät entsetzt habe.

Der Herzog von Oldenburg ist des Kaisers Schwager, bemerkte Maret schüchtern, der Gemahl der Großfürstin Katharina.

Warum ist sie so thöricht gewesen, diesem kleinen Herzog ihre Hand zu reichen, rief Napoleon achselzuckend. Sie hatte zwei Freier, die sich um ihre Hand bewarben; sie schlug meine Hand aus und wählte den Herzog von Oldenburg. Mag sie jetzt die Folgen ihrer Wahl tragen.

Ew. Majestät wissen, daß die verwittwete Kaiserin von Rußland ihre Tochter zwang, den Herzog von Oldenburg statt Ew. Majestät zu wählen, und daß die Großfürstin Katharina sich nur widerstrebend fügte.

Sie hätte sich gar nicht fügen sollen, rief Napoleon. Ein charakterfester Mensch läßt sich von Niemand zwingen, selbst nicht vom Schicksal, er gehorcht nur sich selber. Diese Großfürstin Katharina könnte

jetzt Kaiserin von Frankreich sein, sie hat es nicht gewollt. Jetzt mag sie meine Rache fühlen. Ich werde den Herzog von Oldenburg nicht wieder auf seinen kleinen Thron setzen. Aber dem Kaiser, ihrem Bruder, zu Liebe will ich ihm eine angemessene Entschädigung gewähren, nur soll mir Alexander dafür dankbar sein, und den Ukas zurücknehmen, in welchem er die Einfuhr englischer Waaren auf neutralen Schiffen erlaubt, alsdann soll er den Zolltarif abändern, in welchem er französische Waaren hoch besteuert, einzelne sogar ganz und gar zu verbieten wagt.

Sire, ich sprach vorher den russischen Gesandten, Fürsten Kurakin, welcher nebst den andern Gesandten im Thronsaal sich befindet. Er war voll tiefer Betrübniß über diese Forderung Ew. Majestät, die, wie er meinte, sein Kaiser unter keinen Umständen gewähren könne. Es widerstrebe ganz und gar der Würde des Kaisers, meinte Kurakin, einen erlassenen Ukas wieder zurückzunehmen, und einen erst vor wenigen Monaten von ihm bestätigten und von seinem Finanzministerium ausgegebenen Zolltarif umzustoßen.

Er sagt das, rief Napoleon, und er wagt es dennoch vor mir zu erscheinen und meinem Zorn zu trotzen! Ah, ich werde diesen Vermessenen züchtigen! Oeffent-

lich vor allen Gesandten will ich ihn demüthigen, und ihnen Allen beweisen, daß ich Rußlands Zorn nicht fürchte, und daß ich nicht gesonnen bin, Zugeständnisse zu machen! Sie haben mich zu rechter Zeit daran gemahnt, daß die Gesandten im Thronsaal sind, daß alle Würdenträger meines Reichs mich erwarten. Ich will diese Herren alle bewillkommnen, bei Gott, ich werde mich heute nicht mit den alltäglichen Geburtstagsphrasen und Floskeln begnügen! Frankreich und die Welt sollen heute erfahren, daß ich mir weder drohen, noch mich einschüchtern lasse, sondern daß ich ein unerbittlicher Feind aller Derjenigen bin, welche mir zu opponiren wagen. Kommen Sie, Maret, ich will die Deputationen empfangen. Zuerst aber will ich die Herren meines Staatsraths sehen; zu ihnen möchte ich zuerst im Vertrauen einige Worte sagen. Wo sind sie?

Sire, gleich in dem kleinen Empfangssaal hier neben dem Kabinet.

So kommen Sie, rief Napoleon, indem er rasch das Zimmer durchschritt, und die Thür zu dem Nebengemach aufstieß.

Der Herzog von Bassano schritt bleichen und demüthigen Angesichts hinter ihm her, zitternden Herzens,

denn die düstere Wolke auf der Stirn des Kaisers hatte ihn belehrt, daß ein Gewitter sich im Haupte Napoleons zusammengezogen, und daß es im Begriff sei, sich zu entladen.

Napoleon, rasch in das nächste Gemach eintretend, nahm die tiefen Verbeugungen der Herren seines Staatsraths entgegen, ohne nur mit einem Neigen seines Hauptes zu danken, oder seine fest zusammengepreßten Lippen zu dem Schein eines Lächelns zu zwingen. Er ließ nur seine unter den zusammengezogenen Augenbrauen hervorblitzenden Augen im Kreise der Versammelten umherflammen, und seine Blicke schienen sich in jedes dieser demüthigen, lächelnden, unterwürfigen Gesichter einzubohren, um auf dem Grunde der Herzen zu lesen.

Sire, begann jetzt Cambacères, einige Schritte vorschreitend, Sire, erlauben mir Ew. Majestät Ihnen im Namen Ihres Staatsraths die Gefühle der Freude, des Entzückens auszusprechen, daß —

Genug, unterbrach ihn Napoleon ungestüm, gebieterisch seine Rechte emporstreckend, genug mit diesen Redensarten. Die Lage der Dinge bietet wenig Gelegenheit zur Freude und zum Entzücken dar; wir gehen ernsten und blutigen Tagen entgegen!

Erlauben Ew. Majestät, daß wir dieselben an dem heutigen Freudentage vergessen, sagte Cambacères feierlich. An diesem großen Tage, an welchem die Sonne über Frankreich aufgegangen ist, dürfen nur die Gefühle des Dankes gegen Gott, der diese Sonne aufgehen ließ, der dem beglückten Frankreich seinen Kaiser gab, unser Herz beseelen. Ganz Europa wendet heute seine von dieser Sonne geblendeten Augen nach Frankreich hin, die Gebete von Millionen und aber Millionen Menschen richten sich zu Gott empor, und erflehen von ihm Glück, Segen und Frieden für das erhabene Haupt des Weltbeglückers Napoleon!

Aber ich fürchte, diese Gebete werden nicht gehört werden, rief Napoleon ungestüm. Wenn Millionen für mich Glück und Frieden erflehen, so bitten sie vergebens, denn wir werden Krieg haben. Die Völker Europa's sind vielleicht für mich, aber die Fürsten sind gegen mich. Bilden Sie Sich einen Moment ein, wir wären im Staatsrath. Ich will zu Ihnen mich aussprechen. Der Kaiser von Rußland beobachtet nicht die Tractate, die wir geschlossen haben. Er läßt die englischen Waaren in seine Häfen. Er will dem Continental-System nicht beitreten. Ich werde ihn dazu zwingen. Ich kann nicht auf ihn zählen; ich

muß daher alle Häfen des baltischen Meeres zu Eigen haben, denn meine Douaniers müssen bis nach Petersburg hin meine Interessen überwachen können, meine Lage macht das nöthig. Wenn der Kaiser mir das verweigert, nun wohl, so wird er den Krieg haben, und ich werde ihm in Petersburg meine Bedingungen dictiren. Preußen, der Nachbar Rußlands, scheint es redlich zu meinen, aber ich traue ihm nicht unbedingt. Preußen ist mir nicht gleichgültig, es bildet eine Avantgarde. Es gilt mir so viel als hundertundzwanzigtausend Mann. Vierzigtausend Mann hat Preußen auf den Beinen. Wenn es die Avantgarde Rußlands bildet, muß ich ihm vierzigtausend Mann entgegenstellen, das ist also eine Differenz von achtzigtausend Mann. In Schlesien würde sich dann eine Vendée bilden, die ich nur vermittelst sechszigtausend Mann in Respect halten kann, und das macht zusammen die hundertundzwanzigtausend Mann. Die preußischen Truppen sind gut, sehr gut. Sie haben freilich nichts geleistet, das etwas taugt, aber sie hatten Niemand, der sie anzuführen wußte; wenn ich sie commandirt hätte, würden sie sich ebenso gut wie die Franzosen geschlagen haben. Der König von Preußen hat mir seine Truppen angeboten, aber er muß mir Sicherheit

bieten. Der preußische Soldat liebt mich nicht, ich könnte mich auf ihn nicht verlassen, wenn ich keine Geißeln habe. Der König könnte den Krieg an meiner Seite machen, — aber ein Kaiser und ein König in Einer Armee, das genirt, das könnte Verlegenheiten bereiten. Ich will die preußischen Prinzen haben, sie sollen mir als Pfänder für die Treue der Truppen dienen. Ich werde sie mit Auszeichnung behandeln; wenn die Officiere und Soldaten Preußens sehen werden, daß ihre Prinzen unter meinen Befehlen dienen, so werden sie gehorchen, und die Prinzen werden lernen, was es heißt, Krieg zu machen. Wenn Preußen sich redlich beträgt, werde ich ihm eben so viel Gutes thun, als ich ihm Böses gethan, ich werde es vielleicht auch vergrößern, aber die Häfen des baltischen Meers muß ich für mich behalten, das ist nothwendig. Ich werde zwanzig bis fünfundzwanzig Schiffe bauen lassen, welche die Engländer verhindern sollen, in die Ostsee zu kommen. — Sachsen handelt nicht aufrichtig. Der König ist ein alter Dummkopf, der das Herzogthum Warschau nicht zu regieren versteht. Ich gab es ihm früher, weil ich nichts Besseres wußte, aber ich werde es ihm wieder nehmen müssen. Ich werde sehen, was ich mit Polen anfangen kann. Baiern und Würtem-

berg benehmen sich gut, aber sie haben genug, eben so Baden; der Großherzog von Würzburg ist mein Verwandter, er beträgt sich gut, ich bin ihm gewogen, ich werde ihn also ein wenig vergrößern. Auch dem Großherzogthum Frankfurt werde ich eine Kleinigkeit hinzufügen. — Mit Dänemark bin ich sehr unzufrieden; ich weiß aber noch nicht, was ich damit anfangen will, ich werde mich indeß bald darüber entscheiden.*) — Da haben Sie meine Antwort auf Ihren Glückwunsch. Sie sehen, es ist wenig Hoffnung auf Frieden, und das neue Jahr meines Lebens beginnt nicht unter heitern Auspicien. Aber Ihre Glückwünsche nehme ich an, sie sollen mir eine Gewähr sein der Zukunft. Wenn wir den Krieg haben müssen, so sei es, um neuen Ruhm und neue Lorbeern zu erwerben. Dennoch würde ich es als mein höchstes Glück erachten, wenn ich in diesem Jahre meinen Völkern und dem ganzen Europa den Frieden zu erhalten vermöchte, und in Erwiderung Ihrer guten Wünsche verspreche ich Ihnen, daß ich darnach trachten werde bis zum letzten Moment.

---

*) Diese Rede ist nur eine wortgetreue Uebersetzung der wirklich gehaltenen Rede Napoleons. Siehe: v. Hormayr: Lebensbilder. II. 66.

Er grüßte die Herren vom Staatsrathe mit einer raschen Kopfbewegung, und schritt dann langsam durch das Gemach dahin, dem nächsten Saale zu. Sein bleiches Antlitz war jetzt von einem leichten rosigen Schimmer angehaucht, die Wolke war von seiner Stirn gewichen, welche jetzt leuchtete von großen und kühnen Gedanken, seine Augen blitzten, wie sie es im Feuer der Schlachten zu thun pflegten, und um seine schmalen Lippen zitterte ein Lächeln. Das starre eherne Antlitz des Cäsaren hatte sich jetzt verwandelt in das Antlitz des muthigen, schlachtenbereiten Feldherrn, und statt der Krone leuchteten die Lorbeern von seiner breiten Stirn. Er vergaß in dieser Stunde, daß er der Kaiser sei, welcher im feierlichen Ceremoniell die Glückwünsche Frankreichs zu seinem Geburtstage empfangen solle, und er erinnerte sich nur, daß er der Feldherr, der in zwanzig Schlachten gesiegt, und der jetzt neuen Kämpfen, neuen Siegen entgegen ginge.

Mit diesem leuchtenden Feldherrnangesicht empfing er die Deputation des Handelsstandes von Frankreich und hörte mit stolzer, lächelnder Ruhe der pomphaften Rede ihres Präsidenten zu.

Sire, schloß jetzt der Präsident diese Rede, gesegnet sei Ew. Majestät, der uns, nachdem er Frankreich

den Ruhm und die Lorbeern seiner Siege geschenkt, jetzt die Segnungen des Friedens gewährt, und unserer Industrie Gelegenheit gönnt, in ganz Europa ihre Triumphe zu feiern.

In ganz Europa, rief Napoleon, — man will ihr aber in Rußland die Wege versperren, man denkt unserer Industrie einen empfindlichen Stoß zu geben, indem man unsere Waaren einer hohen Steuer unterwirft. Der Ukas des Kaisers ist eine Kriegserklärung gegen unsere Industrie. Aber ich werde den Kaiser Alexander auffordern diesen Ukas zurückzunehmen; wenn er es nicht gutwillig thut, so werde ich zu ihm nach Petersburg, nach Moskau gehen und ihn dann zwingen, aber ich werde nicht ohne Begleitung dahin gehen, ich werde meine Armee mit mir nehmen. Frankreich hat deshalb nicht zu fürchten, daß seine Industrie und sein Handel leiden. Ich werde für diesen Krieg, wenn mich der Kaiser Alexander zwingt, ihn zu beginnen, keine Opfer von Frankreich fordern, und ihm keine neuen Steuern auferlegen. Ich habe zweihundert Millionen in meinen Kellern, zweihundert Millionen, die mein Privateigenthum sind, und die ich im Nothfall für den Staat verwenden werde. Ich gebrauche für meine Person wenig und habe jährlich eine Einnahme von

neunhundert Millionen in blanken Thalern, die ich zum Wohl Frankreichs hingeben kann. Frankreich ist stark durch seine Landarmee, und ich werde Sorge tragen, daß es eben so stark werde auf dem Wasser, wie auf dem Lande. Ich werde eine Flotte errichten, welche dem Uebermuth der Engländer Schweigen gebieten soll; ich kann, wenn ich will, mir in kurzer Zeit eine Flotte von zweihundert Schiffen errichten, und wenn auch die Engländer für den Augenblick vielleicht noch bessere Admiräle haben, so bürgt mir die Größe und der Geist Frankreichs dafür, daß wir bald ebenso kühne Helden zur See haben werden, wie wir sie zum Schrecken Europa's zu Lande besitzen. Ihre Industrie und Ihr Handel hat daher nichts zu fürchten. Das Meer und das Land sollen sich uns beugen, und mit unsern Schiffen und mit unsern Armeen werden wir Europa zwingen, alle Schlagbäume hinweg zu reißen, mit denen sie unsere französischen Waaren absperren wollen. Gott ist mit Frankreich, und die Sonne von Austerlitz und Friedland ist noch nicht erloschen!

Er grüßte die Herren mit einer Handbewegung und einem Kopfnicken, und während sie in Begeisterung ihr vive l'Empereur erschallen ließen, schritt er weiter durch die nächsten Säle dahin, überall mit enthusiasti=

schen Zurufen empfangen und geleitet, überall die begeisterten rhetorischen Glückwünsche seines Hofes und seiner Staatsbeamten und Würdenträger empfangend.

Jetzt trat der Kaiser in den großen Audienzsaal ein, in welchem seine Minister, seine höchsten Würdenträger, die Marschälle und Generäle, und die Gesandten aller auswärtigen Mächte versammelt waren, die bei Napoleons Eintreten ihre stolzen aristocratischen Häupter ehrerbietig neigten. Er schritt schweigend und hochaufgerichteten Hauptes bis in die Mitte des Saals vor, dann blieb er stehen, und einen einzigen, flammenden Blick an der Versammlung umher gleiten lassend, heftete er dann seine Augen auf den Cardinal Fesch. Da der Papst Pius, den Napoleon zu Fontainebleau gefangen hielt, keinen Nuntius am Hofe seines kaiserlichen Feindes hatte, war es dem Cardinal Fesch vorbehalten, im Namen des diplomatischen Corps die feierliche Anrede an den Kaiser zu halten, und in pomphaften Worten und hochfliegenden Phrasen sprach er jetzt zu dem Kaiser von den Segenswünschen, welche ganz Europa in dieser Stunde durch die Gesandten seiner Fürsten für sein Haupt zum Himmel emporrief, von der Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung, welche alle auswärtigen Mächte dem großen Kaiser

zollten, von ihrem glühenden Wunsch mit ihm in Frieden, Liebe und Eintracht zu leben.

Napoleon dankte seinem Oheim mit einem spöttischen Lächeln und näherte sich den Gesandten, um mit Jedem von ihnen einige kurze flüchtige Worte zu sprechen. Dann ging er an der Reihe seiner Marschälle, Generäle, Minister und Staatsbeamten dahin, und begrüßte sie mit kaltem Blick, mit zerstreutem, stolzem Wesen, Niemand von ihnen einer besondern Aufmerksamkeit, eines Blickes würdigend, seine Augen zerstreut umherirrend, seine Hände auf dem Rücken gefaltet, die Lippen fest aufeinander gepreßt, das bleiche, düstere Antlitz etwas vorwärts geneigt.

Jetzt hatte er mit raschen Schritten die Tour an den beiden Reihen der feierlichen Versammlung zurückgelegt; die Ceremonie war jetzt beendet, die Reihen zertheilten sich, man trat in Gruppen zusammen, und sprach leise und flüsternd mit einander, während Napoleon diesen und jenen seiner Marschälle zu sich winkte, und laute hastige Worte an ihn richtete, oder sich einem von den Gesandten näherte, um ihn mit einer seiner scharfen, kurzen Anreden zu überraschen.

Eine leichte, ungezwungene Unterhaltung war jetzt dem steifen Ceremoniell gefolgt, und während Aller

Augen und Ohren immer heimlich dem Kaiser zugewandt blieben, schien Jeder unbefangen und harmlos sich dem Gespräche mit seinen Bekannten hinzugeben.

In einer Fensternische standen Talleyrand und Fouché, Beide ihre lauernden schlauen Blicke dem Kaiser zugewandt, Beide bemüht in seinem düstern, verschlossenen Angesicht die geheimsten Gedanken seiner Seele zu errathen.

Es ist ein Gewitter im Anzug, flüsterte Fouché nach einer Pause. Sehen Sie nur, wie er mit der rechten Schulter zuckt, und wie er die Augenbrauen düster zusammenzieht, und wie gezwungen das Lächeln ist, das er dem Fürsten Schwarzenberg, als dem Gesandten seines Schwiegervaters, gönnt. Oh, ich kenne das, und ich sage Ihnen, das Gewitter wird sich noch hier im Audienzsaal entladen.

Und wen glauben Sie, daß der Donnerkeil des modernen Jupiters treffen wird? fragte Talleyrand mit seinem leisen, spöttischen Lächeln.

Sehen Sie, wohin die Blitze seiner Augen zucken, und Sie werden es wissen!

Ich meine, diese Blitze zucken zu uns her, sagte Talleyrand mit vollkommener Ruhe, aber ich gestehe Ihnen, daß ich diese Blitze nicht fürchte. Sie haben

mich schon oft getroffen, aber mich noch niemals zerschmettert, und wenn ich das Donnergerolle, wie Sie sein Schelten immer zu nennen belieben, gehört habe, so hat mich das immer mehr belustigt, als erschüttert, denn es hat mich immerhin daran erinnert, mit welchem richtigen Instinct das Volk ihm den Beinamen: „der kleine Corporal" gegeben hat. Der Kaiser, wenn er zornig ist, hat wirklich das Wesen eines gemeinen Corporals, der die untergebenen Soldaten fuchtelt. Es beliebt ihm dann, seine Abstammung und seine Vergangenheit ein wenig zu verrathen und den Stammbaum zu verleugnen, den ihm seine Heraldiker gemacht, und der seine Ahnherrn zu italienischen Fürsten stempelt. Aber sehen Sie nur, die kaiserlichen Augen blitzen schon wieder hierher.

Aber sie treffen nicht uns, sondern den russischen Gesandten, der hier im Gespräch mit Caulaincourt und dem Fürsten Schwarzenberg vor uns steht, sagte Fouché leise. Der arme Kurakin wird dies Mal von dem Blitzstrahl des kaiserlichen Zorns getroffen werden. Ach, der Kaiser kommt hierher, er wendet seine Schritte gerade den drei Herren zu. Wir werden das Gewitter sich ganz in unserer Nähe entladen sehen, und es wird

ein interessantes Schauspiel sein. Oeffnen wir also unsere Augen und Ohren, um zu sehen und zu hören!

Fouché hatte Recht gehabt, der Kaiser näherte sich wirklich den drei Herren, die unfern von der Fensternische sich befanden, in welcher der Minister Talleyrand und Fouché standen. Sie unterbrachen sich in dem lebhaften Gespräch, das sie bis dahin geführt, und erwarteten in ehrfurchtsvollem Schweigen, wen von ihnen Dreien der Kaiser mit einer Anrede beglücken werde.

Napoleon wandte sich zuerst dem Gesandten des Kaisers von Oesterreich, dem Fürsten Schwarzenberg, zu, und richtete an ihn einige freundliche Worte. Aber er ließ dem Fürsten keine Zeit zu einer Antwort, sondern heftete jetzt seine Blicke auf den Fürsten Kurakin.

Haben Sie Nachrichten aus Petersburg von Ihrem Kaiser? fragte er hastig.

Zu Befehl, Sire, sagte Fürst Kurakin, sich tief verneigend, ich habe vor einer Stunde einen Courier aus Petersburg erhalten.

Ich auch, rief der Kaiser lebhaft. Ihr Courier wird Ihnen dasselbe gemeldet haben, was mir der meine hinterbringt. Kaiser Alexander läßt seine Truppen nach den Grenzen marschiren, er giebt den ehrgeizigen

und ränkesüchtigen Intriguants Gehör, welche ihn zum Kriege drängen.

Verzeihung, Sire, sagte Kurakin ehrerbietig, aber ich wage zu behaupten, daß man Ew. Majestät falsch berichtet hat. Der Kaiser, mein erhabener Herr, hat durchaus keine kriegerischen Absichten. Es ist sein lebhafter Wunsch, mit allen Fürsten Europa's in Frieden und Eintracht zu leben, er gehört zu den treuesten und aufrichtigsten Bewunderern Eurer Majestät, und —

Sie hüten sich wohl zu sagen, daß er zu meinen Freunden gehört, unterbrach ihn Napoleon ungestüm. Sie thun wohl daran, denn ich weiß, daß Ihr Kaiser die mir so feierlich zugesagte Freundschaft gebrochen hat. Der letzte Ukas, den er gegeben, ist in seiner Form ganz und gar gegen Frankreich gerichtet. In früheren Zeiten würde der Kaiser Alexander, bevor er eine solche Maßregel gegen den Handel Frankreichs genommen hätte, mich davon benachrichtigt haben, und ich würde alsdann vielleicht ein Mittel gefunden haben, das, indem es den Hauptzweck erfüllte, doch verhindert hätte, daß es in den Augen Frankreichs nicht den Anschein einer Aenderung des Systems angenommen hätte. Ganz Europa hat es aber so aufgefaßt, und

unsere Allianz existirt in den Augen Englands und Europa's schon nicht mehr.

Und dennoch wünscht mein Herr, der Kaiser Alexander, sie von ganzem Herzen, bemerkte Fürst Kurakin schüchtern. Ich darf es wagen, zu behaupten, daß der Kaiser nichts gethan hat, was irgend einen feindlichen Character gegen Frankreich an sich trüge.

Dann wagen Sie eine Unwahrheit zu behaupten, rief Napoleon mit flammenden Augen.

Sire, rief Kurakin lebhaft —

Still, unterbrach ihn Napoleon heftig. Ich sage, Sie wagen eine Unwahrheit zu behaupten, denn der Kaiser Alexander hat sehr Vieles gethan, was einen feindlichen Character gegen Frankreich an sich trägt. Er macht unsinnige Forderungen wegen Oldenburg, er erläßt Ukase, welche mich beleidigen, und um Allem die Krone aufzusetzen, bringt er seine Armee in Kriegsbereitschaft. Ihr Kaiser will den Krieg. Meine Generäle melden mir, daß die russischen Armeen an den Niemen ziehen. Der Kaiser will mich nur noch eine Zeit lang hinhalten, er sucht mich zu täuschen, und verführt mir die Leute, die ich an ihn sende. Auch Sie, Caulaincourt, fuhr der Kaiser fort, seine flammenden Zornesblicke auf Caulaincourt, seinen früheren Ge-

sandten in Petersburg, heftend, auch Sie sind Russe geworden, auch Sie hat der Kaiser Alexander gewonnen.

Ja, Sire, sagte Caulaincourt rasch, der Kaiser Alexander hat mich gewonnen, nicht weil ich ein Russe bin, sondern, weil ich glaube, daß er Franzose ist.

Und weil Sie erkannt haben werden, welch einen hohen Werth der Kaiser Alexander auf die Freundschaft Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen legt, fügte Kurakin hinzu, indem er sich tiefer vor Napoleon verneigte.

Wenn dem so ist, so gebe mir der Kaiser doch Beweise davon, rief Napoleon, denn mit hohlen Phrasen kann ich mich nicht begnügen! Er nehme seinen Ukas zurück, er hebe seinen Zolltarif auf, und schließe seine Häfen nicht blos den englischen, sondern auch den amerikanischen Schiffen.

Sire, das ist unmöglich, sagte Kurakin erregt, der Kaiser kann nicht Gesetze zurücknehmen, die er eben erst erlassen hat, er würde sich dadurch selbst compromittiren, sich an seiner eigenen Würde beschädigen, und —

Es ist genug, rief Napoleon mit donnernder Stimme und seine Blicke hefteten sich wie zwei funkelnde Dolchspitzen auf Kurakins bleiches Angesicht. Es ist genug.

Der Kaiser Alexander will den Krieg, er soll ihn haben! Nur soll er sich die Zukunft wohl überdenken. Mag es dem Glück oder der Tapferkeit meiner Soldaten zuzuschreiben sein, oder mag es daher kommen, daß ich das Handwerk ein wenig verstehe, ich habe immer den Vortheil im Kriege gehabt. Ich will nicht sagen, daß ich die Russen schlagen werde, aber wir werden uns schlagen. Sie wissen, daß ich Geld habe, daß ich achtmalhunderttausend Mann habe, daß jedes Jahr mir zweimalhundertundfunfzigtausend Conscribirte zu Gebote stellt, daß ich meine Armee also in drei Jahren um siebenmalhunderttausend Mann vermehren kann, und das ist genug, um den Krieg in Spanien fortzusetzen, und um zu gleicher Zeit mit Rußland Krieg zu führen. Rechnen Sie etwa auf Oesterreich? fuhr er fort, mit einer leichten Handbewegung auf den neben ihm stehenden Fürsten Schwarzenberg hindeutend. Meinen Sie, daß Oesterreich Ihr Bundesgenosse sein wird, dann glaube ich, daß Sie sich irren. Wenn Oesterreich wieder hervortreten, und Krieg führen will, so wird es das nur thun, um Ihnen wieder zu entreißen, was es Ihnen im letzten Kriege hat abtreten müssen, und bei Gott, ich werde es nicht daran hindern.*)

*) Diese Rede Napoleons ist historisch, ebensowohl wie die

Sagen Sie das Ihrem Kaiser, sagen Sie, daß ich mich nicht mehr von ihm täuschen lasse, daß, da seine Handlungen nicht mit seinen Worten übereinstimmen, ich nur seinen Handlungen glauben kann, und daß diese mir feindselig sind.

Er wandte sich hastig um, und schritt, ohne Kurakin eines Abschiedsgrußes zu würdigen, zu einer Gruppe seiner Generäle hin, während Kurakin bleichen, zerstörten Angesichts sich aus dem Saale schlich.

Bei Gott, das war ein tüchtiges Gewitter, murmelte Fouché mit einem schadenfrohen Lächeln.

Ja, das Blitzen und Donnern haben wir gesehen, sagte Talleyrand mit seiner unerschütterlichen Ruhe, den Schaden dieses Gewitters werden wir aber erst später berechnen können. Ich fürchte, diesmal wird Frankreich den Schaden zu tragen haben, und von den siebenmalhunderttausend Conscribirten, die der Kaiser so pomphaft ankündigte, wird ebenso wenig etwas übrig bleiben, als von den Millionen, mit denen er prahlt. Wahrhaftig, er rechnete dem russischen Gesandten sein Hab und Gut vor, wie ein Krämer, der sein Inventarium verkaufen will, oder wie ein Pferdehändler, der

ganze Scene. Siehe: Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Thl. VII. b. S. 73 u. folg.

sein Roß anpreist, das er an den Mann bringen will. Er hofft, daß Kaiser Alexander scheu zurückweichen wird vor seinem Gold und seinen Conscribirten, und doch ersehnt er sich leidenschaftlich den Krieg.

Und wir werden ihn haben, sagte Fouché düster. Alle Gräuel, alle Unsicherheit des Krieges wird wieder über uns kommen; Napoleon gönnt uns keinen Frieden, keine Erholung, wir werden niemals Frieden haben, so lange Er das Haupt Frankreichs ist, und man ihn nicht unschädlich gemacht hat.

Sie sollten es versuchen, ihn zu warnen, sagte Talleyrand lächelnd. Sie sollten ihm die Gefahren dieses Krieges begreiflich machen, ihn darauf aufmerksam machen, daß Frankreich der Kriege überdrüssig ist, daß selbst in seiner Armee der Geist der Unzufriedenheit sich eingeschlichen hat, daß seine Soldaten murren, seine Generäle conspiriren, und nur auf eine Gelegenheit warten, um in offene Empörung gegen ihn auszubrechen!

Und warum sagen Sie ihm das nicht selbst, Herr Minister? fragte Fouché. Warum geben Sie ihm nicht selbst diese Rathschläge, die sicher zu seinem Heil sein würden? Ich will es Ihnen sagen: Weil Sie wissen, daß der Kaiser niemals Rath annimmt, daß

jeder Widerspruch ihn zu einem pöbelhaften Zornesausbruch aufreizt, weil er sich unfehlbar und Gott ähnlich dünkt wie Nebukadnezar, und sich alles Ernstes einbildet, die ganze Welt müsse ihm zu Füßen liegen und ihn anbeten. Ach, ich hatte wohl Recht mit dem Rath, den ich damals den Marschällen und Generälen gab, als der Kaiser nach der Schlacht von Aspern in jenen wunderbaren todesähnlichen Schlaf gefallen war.

Welchen Rath gaben Sie damals den Generälen, mein theurer Freund? fragte Talleyrand mit süßlicher Stimme. Und weshalb forderte man Ihren Rath?

Nun, jener dreißigstündige Schlaf nach der verlorenen Schlacht hatte die Generäle ängstlich gemacht, und Bernadotte sandte im Namen der andern Marschälle und Generäle einen Boten an mich ab mit der naiven Frage: Was zu thun und zu unternehmen sei, im Fall einer Gefangennehmung oder gar des Todes Napoleons? Sie hatten sich darüber, während Napoleon schlief, schon in Ebersdorf berathen, und waren zu keinem Resultate gekommen, deshalb wandten sie sich jetzt an mich.

Und Sie antworteten?

Ich antwortete: Was? Sie fragen mich, was geschehen soll, während Sie doch schon Alles, was hätte

geschehen müssen, allein hätten thun können? Wenn Ihr nur zwölf entschlossene Männer habt, so erdrosselt ihn in seinem Bett, steckt ihn in einen Sack, ertränkt ihn in der Donau, und Alles wird sich überall leicht und von selbst arrangiren. *)

Sie haben Recht, sagte Talleyrand lächelnd, es wäre vielleicht das Beste gewesen, Ihrem Rath zu folgen. Aber da es leider nicht geschehen, müssen wir uns schon darein ergeben, abermals einen Krieg sich entflammen zu sehen.

Nun, vielleicht findet sich in diesem Krieg eine Kugel, die besser als die bei Regensburg ihren Weg macht, und nicht den Fuß, sondern den Kopf trifft. Hoffen wir darauf!

*) Fouché's eigene Worte. Siehe: Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Th. III. S. 398.

Zweites Buch.

1812.

I.

Metternich und Erzherzog Johann.

Der Graf Clemens Metternich hatte so eben seine Morgentoilette vollendet. Seine beiden Kammerdiener waren leis auf den Zehen hinausgeschlichen, und Graf Metternich war allein in seinem Cabinet. Er stand vor dem großen venetianischen Spiegel und betrachtete in demselben sein eigenes Bild, diesen schönen, von lichtbraunen Locken umwallten Kopf mit der hohen Stirn, den feingeschweiften Augenbrauen, den großen leuchtenden Augen, der gebogenen aristokratischen Nase, dem schönen Mund, dessen purpurne Lippen eher einem jungen Mädchen, als einem Staatsbeamten anzugehören, und mehr dazu geschaffen schienen, zu lächeln, und Worte der Liebe zu sprechen, als die ernste Weisheit der Diplomatie und Politik zu verkünden. Er betrachtete auch seine zierliche, nicht eben große und imponirende,

aber elegante und anmuthige Gestalt, die heute umhüllt war von der goldgestickten Staatsuniform, und seinen kleinen zierlichen Fuß mit den seidenen Strümpfen und den mit Brillantschnallen verzierten Schuhen.

Ja, es ist wahr, sagte er dann mit einem Lächeln, das die doppelte Reihe seiner perlenweißen Zähne ein wenig sehen ließ, ja, es ist ein ziemlich hübscher Mensch, der mir da gegenüber steht, und ich begreife es, daß er Glück macht bei den Weibern. Aber es liegt in seinem Gesicht ein gewisses Etwas, das aussieht wie Langeweile, und mich beinah vermuthen läßt, daß er sich zuweilen inmitten seines Glückes ennuyirt. Ja, ja, ich seh's ihm an, trotz dieses Lächelns, der arme Mensch da mir gegenüber langweilt sich, er ist blasirt, und er ist es herzlich satt, immer der leidenschaftlich Geliebte zu sein, und den leidenschaftlich Liebenden zu spielen. Nun denn, wir wollen ihm einige Abwechselung bereiten, und ihn aus den blumigen Pfaden der Liebe weiter auf die dornenvollen Wege der Politik hinausführen. Aber sein hübsches Gesicht kann uns dabei immer noch förderlich sein, denn in der Politik sind die Weiber gar nützliche Unterhändler, und wer sie für sich hat, der kommt immer noch durch die Hinterhüren, wenn ihm die Hauptthüren verschlossen

werden. Durch die Hinterthüren und Boudoirs wird man Minister und Staatsmann, durch die Hinterthüren schlüpft die Intrigue herein, wenn die schwerfällige Wahrheit und Politik langsam durch den Haupteingang daher kommt. Deshalb, mein hübsches Herrchen, sorgen Sie mit Ihrem lieben Gesicht dafür, daß uns die Hinterthüren und Boudoirs immer offen sind, dann werden wir auch eines Tages siegreich durch den Haupteingang unsern Einzug halten!

Er grüßte sein Spiegelbild mit einem vertraulichen Kopfnicken und wandte sich dann seinem Schreibtisch zu, um von dem goldenen Teller die Briefe zu nehmen, die seit dem gestrigen Tage angelangt waren. Mit rascher Hand erbrach er einen Brief nach dem andern, überflog den Inhalt mit flüchtigen Blicken, und warf sie dann nachlässig zur Seite.

Liebesbriefe, nichts als Betheuerungen, Klagen, Eifersüchteleien, sagte er verächtlich. Mein Gott, wie ausschließlich und wie empfindsam doch die Frauen sind. Jede will die einzige, und wo möglich auch die erste Liebe sein, jede will ausschließlich das Männerherz besitzen! Sie sollten sich doch alle ein Beispiel nehmen an meiner Frau! Die giebt mir vollkommene Freiheit, ärgert sich nicht, wenn ich andere Weiber

vergöttere, und schmollt nicht, wenn ich weniger zu ihren Füßen, als zu denen meiner Göttinnen sitze. Daher führen wir aber auch die glücklichste Ehe von der Welt, sind die treuesten und zuverlässigsten Freunde für einander, und fördern uns gegenseitig, so viel wir können. Ach, da ist ein Brief aus Neapel von Caroline Murat! Gute kleine Königin, sie denkt also noch immer an mich!

Er öffnete hastig das Siegel, und während er dann langsam und aufmerksam las, nahmen seine Züge einen ernsten Ausdruck an, nicht eine Spur der früheren Leichtfertigkeit war mehr in denselben zu sehen.

Gute Caroline, sagte er dann ernst, sie liebt mich noch immer, sie denkt gleich mir an die schönen Tage von Paris, und bei diesen Erinnerungen beschwört sie mich, ihrem Bruder die Freundschaft und den Beistand Oesterreichs in diesem gefährlichen Kriege zu sichern, ihrem Gemahl seine Krone zu schützen! Sie erkennt gar wohl alle die Gefahren, die Napoleon bedrohen, wenn er in diesem Kriege nicht siegreich ist, und die ihrem Gemahl leicht seinen Thron kosten können. Sie beschwört mich den Allianztractat abzuschließen, und Oesterreich zum Bundesgenossen Frankreichs zu machen. Nun, meine liebreizende Königin, Du sollst sehen, daß

ich Deine Bitte erfülle! Ich bin Caroline Murat Dank schuldig, sie hat mich nicht allein geliebt, sie hat mir auch genützt, sie ist bei ihrem eigenen Bruder mein Spion gewesen, und statt, wie's Napoleon wünschte, mich ihm zu verrathen, hat sie mich immer au fait seines Willens und Wollens gehalten. Ja, Caroline, ich werde dankbar sein, und dieser Allianztractat —

Eben öffnete sich die Thür und der Kammerdiener erschien in derselben.

Se. Hoheit der Erzherzog Johann wünscht Excellenz seinen Besuch zu machen, meldete der Kammerdiener feierlich.

Er hat blos hergeschickt, um sich anzumelden? fragte Metternich.

Nein, Excellenz, er ist selbst gekommen, und er ist bereits da, sagte der Erzherzog, indem er auf der Schwelle der Thür erschien und dem Kammerdiener winkte, hinauszugehen.

Graf Metternich ging ihm ohne den mindesten Ausdruck von Ueberraschung entgegen.

Hoheit, sagte er, Sie erzeigen mir eine so seltene und unerwartete Ehre, daß ich keine Worte finden kann, Ihnen zu danken!

Und weshalb sollten Sie auch danken? fragte Jo-

hann achselzuckend. Was kann es dem mächtigen, einflußreichen Grafen Metternich nützen, wenn der arme, machtlose, nicht von dem Sonnenschein der kaiserlichen Gnade berührte Erzherzog Johann Sie besucht?

Ah, Ew. Hoheit belieben zu scherzen, rief Metternich, Ew. Hoheit nennen sich arm und besitzen das unschätzbare Capital der Gelehrsamkeit, der Weisheit und Popularität; Ew. Hoheit nennen sich machtlos und besitzen die Liebe eines ganzen Volkes, das auf Ihren Ruf sich erheben würde als eine einige siegesdurstende Armee, und was endlich die kaiserliche Gnade anbelangt, so ist ja der Bruder des Kaisers derselben für alle Zeiten gewiß. Aber ich bitte Ew. Hoheit um die Gnade, Sie in den Salon führen zu dürfen.

Nein, ich bitte, lassen Sie uns bleiben, wo wir sind, in Ihrem Arbeitskabinet, Oesterreichs Allerheiligstem. Setzen wir uns und lassen Sie uns ein offnes und vertrauliches Wort mit einander reden. Wir waren bisher Feinde, Metternich, wir haben uns immer bekämpft, und gesucht uns allerlei Schlingen und Hemmschuhe zu legen. Nein, schütteln Sie nicht Ihr Haupt, Sie wissen, daß es so ist, und daß wir bis hierher uns niemals freundlich auf unsern Wegen begegnet sind.

Hoheit, ich habe wohl zuweilen gefürchtet, daß ich nicht Ihre Gnade besitze, aber niemals habe ich mir erlaubt, Ew. Hoheit Hemmnisse zu bereiten, niemals habe ich zu den Feinden Eurer Hoheit gehört.

Weshalb leugnen Sie es? fragte Johann mit einem sanften Lächeln. Lassen Sie uns doch in dieser Stunde offen sein. Ich bin zu Ihnen gekommen, um Ihnen die Hand zum Frieden zu bieten, um zu Ihnen zu sagen: Vergessen wir die Vergangenheit, um in der Zukunft gute Freunde zu sein.

Ach, Hoheit, wie glücklich wäre ich, wenn Sie mir solchen Vorzug gönnen wollten! rief Metternich freudig. Sagen Sie mir, was ich thun muß, um solches Glück zu verdienen und solcher Ehre theilhaftig zu werden?

Sie sind ein geschickter Diplomat, sagte Johann lächelnd, Sie steuern grade auf das Ziel hin. Was Sie thun müssen, fragen Sie? Nun, ich will offen sein. Ja, ich bin gekommen, um Sie aufzufordern, Etwas zu thun! Sie sollen Oesterreich retten, Metternich!

Wie denn? Schwebt Oesterreich in Gefahr? fragte Metternich mit dem Anschein der Verwunderung.

Ja, es schwebt in Gefahr, der Vasall Frankreichs zu werden, rief Johann ungestüm. Es schwebt in Gefahr, seine Unabhängigkeit, seine Freiheit, seine Na-

tionalität zu verlieren, und zu einer französischen Provinz herabzusinken.

Das sind harte und schreckensvolle Beschuldigungen, Hoheit, aber —

Aber sie sind wahr, unterbrach ihn Johann. Frankreich verlangt von Oesterreich, daß es sich zu seinem Bundesgenossen mache, daß es Theil nehme an seinem Krieg gegen Rußland. Frankreich hat aber keine Bundesgenossen, sondern nur Untergebene, es duldet keine Gleichberechtigte neben sich, sondern nur gehorsame Vasallen. Metternich, ich beschwöre Sie, geben Sie es nicht zu, daß Oesterreich sich zu einem Vasallen Frankreichs erniedrige. Sehen Sie, ich komme zu Ihnen als ein Bittender, ich lege alle Waffen von mir und komme zu Ihnen in das feindliche Heerlager, um Ihnen Frieden und Freundschaft anzubieten. Ich weiß wohl, daß das nicht klug, nicht diplomatisch fein gehandelt ist, aber es ist ehrlich, Graf, und — lächeln Sie immerhin — es ist eines deutschen Mannes würdig. Ich mag nicht mehr kämpfen mit den Waffen der Intrigue, der Bosheit, mich widern diese Ränke und Kniffe an, mit denen man sich einander verfolgt, diese Parteikämpfe, die mir so kleinlich erscheinen, der großen Sache gegenüber, und darum komme ich zu

Ihnen mit dem guten Willen eines ehrlichen Mannes. Sie wissen es, ich gehöre zur antifranzösischen Partei, Sie wissen auch, daß diese groß und mächtig, durch ganz Europa verbreitet ist, überall, selbst hier in Wien, ihre mächtigen Stützen hat, und daß diese Partei mit allen ihren Mitteln dahin strebt, Sie Ihres Amtes, Ihrer Stellung zu entheben, und einen der Unsrigen an Ihre Stelle zu setzen. Ihre Polizei bedient Sie zu gut, als daß ich glauben könnte, Ihnen da etwas Neues zu erzählen.

Und mein Körper und mein Name ist zu oft von den vergifteten Pfeilen getroffen worden, als daß ich mir der Existenz meiner einflußreichen und kriegslustigen Feinde nicht bewußt sein sollte, sagte Metternich seufzend.

Und dieser Kampf wird ohne Ende sein, rief Johann, er wird dauern, bis Sie oder wir unterlegen sind, oder — bis wir uns geeinigt haben! Versuchen wir das Letztere, Metternich, sehen wir zu, ob wir uns nicht vergleichen und verständigen können. Die Zeiten sind ernst und schwer, lassen wir daher alle kleinlichen Feindschaften enden und streben wir gemeinschaftlich dem Einen, großen Ziele zu: der Größe, der Unabhängigkeit Oesterreichs und Deutschlands! Ich biete Ihnen meine Hand, Metternich, nehmen Sie sie

an, lassen Sie uns zusammen diesem Ziele entgegen gehen!

Unser Ziel, Hoheit, ist gewiß dasselbe, sagte Metternich, aber werden auch unsere Wege zu dem Ziele dieselben sein?

Gehen Sie mit mir auf unserem Wege, rief der Erzherzog dringend. Im Namen Oesterreichs, im Namen Deutschlands bitte ich Sie, verlassen Sie den Weg, den Sie bisher gegangen, denn dieser Weg führt Oesterreich an den Rand des Verderbens, es giebt Oesterreich dem Haß, dem Zorn Europa's Preis! Oh, sehen Sie, ich beuge mich vor Ihnen, ich spreche zu Ihnen als Bittsteller, ich lege meine Waffen zu Ihren Füßen nieder, und überliefere mich Ihnen wehrlos! Ja, ich komme, mit Ihnen einen Vergleich abzuschließen. Sie kämpfen wider mich, weil Sie glauben, wenn ich Einfluß auf den Kaiser gewänne, so würde das Ihrem Einfluß schaden, — nun wohl, ich will mich verpflichten, ganz in Zurückgezogenheit und Vergessenheit zu leben, für mich jeder Bedeutsamkeit und jeder Stellung zu entsagen, ich will Ihnen das höchste Opfer bringen, will in dem heiligen Kriege, um den ich Sie anflehe, sogar meinem Antheil entsagen, und in thatenloser Ruhe daheim bleiben, während Ihr auszieht zu Ruhm

und Siegen. Nur ziehet aus, nur wenden Sie allen Ihren Einfluß an, um den Kaiser zu diesem heiligen Kriege zu gewinnen. Seien Sie ebenso kühn als klug, eben so muthig als besonnen, und ich verspreche Ihnen, daß alle meine Freunde sich in Ehrfurcht vor Ihnen neigen, daß Europa Ihnen huldigen wird als seinem ersten und größten Helden, ich verspreche Ihnen ferner, daß selbst, wenn das Schicksal wider uns entscheiden, und Napoleon immer noch Sieger bleiben sollte, es seinem Zorn nicht gelingen wird, Sie zu bedrohen, Ihren Ruhm zu schmälern. Sie werden den Ruhm haben, als ein deutscher Patriot gehandelt zu haben, und England bietet Ihnen eine Freistatt an; Sie werden da ein Asyl finden, so lange Sie dessen bedürfen, und man wird Ihnen eine Million Gulden sichern, um Sie vor jeglicher Bedrängniß zu behüten.

Ah, Ew. Hoheit wollen mich bestechen, sagte Metternich lächelnd. Sie meinen, weil ich ein armer Reichsgraf bin, würde eine Million Gulden mich reizen? Aber bevor ich diesem Reiz nachgebe, müßte ich zuerst immer doch genau wissen, was man von mir fordert?

Man fordert nichts weiter, als daß Sie ein deutscher Mann sind, rief Johann lebhaft. Seien Sie es, Metternich! Entsagen Sie der Freundschaft dieses

Despoten, vor dem die Welt im Staube liegt, und der seinen Fuß auf den Nacken Europa's gesetzt. Erheben Sie die Fahne der Freiheit, der Selbstständigkeit Oesterreichs, verwerfen Sie den Tractat, durch welchen Frankreich Oesterreich die Hände binden und seinen Willen fesseln will, antworten Sie dem Drängen Napoleons mit einem lauten, entschlossenen Nein! Ganz Oesterreich, ganz Deutschland wartet auf dieses Nein! Sprechen Sie es aus, und es wird mit einem einzigen Jubelruf sich erheben, es wird die Waffen ergreifen, und mit der Entschlossenheit eines Löwen die Ketten abstreifen, welche der französische Despot ihm angelegt.

Und rechnen Ew. Hoheit Preußen nicht auch zu Deutschland? fragte Metternich lächelnd.

Preußen, der ganze Norden Deutschlands ist heimlich gewaffnet, und wartet auf Ihr Nein.

Preußen, Hoheit, wartet nicht darauf. Preußen hat den Allianztractat unterzeichnet, durch welchen es sich verpflichtet, mit Frankreich gegen Rußland zu kämpfen und dem Kaiser Napoleon ein Truppencorps von zwanzigtausend Mann mit preußischen Generälen, aber unter dem Oberbefehl eines französischen Marschalls zu stellen.

Unglückliches Preußen, rief Johann schmerzvoll,

unglücklicher König, den das Schicksal zwingt, seine Sympathien zu verleugnen, seinen Haß und seine Demüthigung hinunter zu würgen, seines Feindes Bundesgenosse, seines Freundes Feind zu werden! Aber wenn Preußen, von seiner Noth besiegt, sich mit Frankreich gegen Rußland hat verbünden müssen, so ist es um so mehr die Pflicht Oesterreichs, nicht Preußens traurigem Beispiel zu folgen, so ist Oesterreich jetzt Deutschlands letzte Hoffnung. Wenn es diese aber erfüllt, wird es Deutschlands Herr werden, wird Deutschland in ihm aufgehen, und der Kaiser von Oesterreich wird, wie er es einst dem Namen nach gewesen, jetzt in der That der Kaiser von Deutschland sein! Metternich, seien Sie ein deutscher Mann, lassen Sie Sich die Noth und die Schmach Ihres deutschen Vaterlandes erbarmen, wagen Sie den Zorn Napoleons, und Sie werden dafür die Sympathie von ganz Europa gewinnen.

Ew. Hoheit sprechen, als ob ich der Kaiser von Oesterreich wäre, sagte Metternich lächelnd, ich bin aber nur der Diener des Kaisers, und folge in Allem gehorsam seinem Willen. Ich glaube aber leider nicht, daß es des Kaisers Wille ist, schon jetzt offen als der Feind Napoleons aufzutreten, nicht als ob Kaiser Franz den Kaiser Napoleon fürchtet, aber er kann

nicht vergessen, daß die Kaiserin von Frankreich seine Tochter, daß der Sohn Napoleons sein Enkel ist.

Er hat seiner Politik Andreas Hofer, er hat ihr ganz Tyrol geopfert, so möge er ihr jetzt auch seine Tochter und seinen Enkel opfern, rief Johann ungestüm.

Das ist ein großes kühnes Opfer, und vielleicht überwindet der Kaiser sein Herz und bringt es, vielleicht giebt er die Pflicht des Vaters an die Pflicht des Kaisers hin, aber wenn er das thut, so muß er auch des Erfolges sicher und gewiß sein, so muß sein Opfer ein für ganz Europa entscheidendes sein. Glauben Ew. Hoheit aber, daß dieser Moment jetzt schon gekommen ist? Glauben Sie, daß Oesterreich, dessen Finanzen zerrüttet, dessen Armeen mangelhaft, dessen Grenzen jedem Angriff der französischen Armee offen sind, das von allen Seiten von Bundesgenossen oder Provinzen Frankreichs umgeben ist, glauben Sie, daß Oesterreich jetzt schon im Stande ist, Frankreich Trotz zu bieten? Blicken Sie doch umher, Hoheit, und sehen Sie, wie die Lage der Dinge ist, und wie wenig jetzt schon eine offene Feindschaft gegen Frankreich für Oesterreich, ja für ganz Deutschland von Nutzen sein könne. Frankreich hat durch seinen Rheinbund die

Hälfte von Deutschland in seiner Unterthänigkeit, es hat jetzt auch mit Preußen eine Allianz abgeschlossen, und alle revolutionnairen Elemente Polens aufgeregt und für sich gewonnen. Es hat durch den Wiener Frieden uns die Küsten des Adriatischen Meeres abgenommen, und ganz Istrien und Illyrien zu einer französischen Provinz gemacht. Es hat im Süden Oesterreichs die Lombardei, dessen Vicekönig mit seiner Armee unsere Grenzen bewacht, das Königreich Neapel mit seinem König Murat, der uns von jeder englischen Hülfe abschneidet. Wenn wir jetzt, wo Oesterreich also rings von Feinden eingeschlossen ist, uns offen als Feind von Frankreich bekennen wollten, so würde das zu unserm Verderben sein, denn noch ist Frankreich uns überlegen, und es würde uns erdrücken. Die nächste und unmittelbare Folge eines solchen Krieges würde sein, daß die Fackel des Aufruhrs sich sogleich in Galizien entzünden würde, und daß Frankreich das unterjochte, von uns nicht mehr geschützte Preußen völlig zerstückelte.

Aber setzen Sie den Fall, daß Gott endlich Erbarmen hätte mit dem Unglück und der Schmach der Völker, daß er das Glück des Krieges wendete, und daß Rußland Frankreich besiegte?

Ach, Hoheit, dieser Fall ist leider nicht denkbar, sagte Metternich achselzuckend. Die französische Armee ist, wie es scheint, unsterblich und unbesiegbar, und Gott hat ihr noch eine große und herrliche Aufgabe vorbehalten. Diese Aufgabe ist: die Demüthigung Rußlands! Gott hat gewollt, daß diesem Coloß, der sich vernichtend und zerschmetternd in Deutschland hereinwälzte, ein starkes Bollwerk entgegen gesetzt würde, und seinen Lauf hemmte. Dieses Bollwerk ist Frankreich. Ihm ist die Sendung vom Schicksal geworden, den allgemeinen Feind Europa's, das barbarische Rußland, zu vernichten und seine Macht zu brechen. Rußland muß wieder aus dem Herzen Europa's hinausgeworfen werden, es muß wieder eine asiatische Macht werden, und die großartige, auf der einen Seite noch nicht aufgerichtete, auf der andern Seite schon wieder in Fäulniß übergegangene Schöpfung Peters des Großen muß wieder in Nichts zerfallen und zerbrochen werden. Das ist die heilige Aufgabe Frankreichs, und so lange es an dieser arbeitet, wird ihm der Segen Gottes nicht fehlen, wird Oesterreich sich nicht als den Feind Frankreichs erklären können.

Sie weisen also meinen Antrag zurück? fragte Johann. Sie nehmen die Hand nicht an, welche ich

Ihnen im Namen aller Patrioten biete, Sie wollen sich nicht mit uns verbünden, nicht unser Freund sein?

Ich werde mich zu allen Zeiten glücklich fühlen, wenn Ew. Hoheit mir die Ehre erzeigen wollen, mir zu erlauben, Ihr Freund zu sein, sagte Metternich ehrfurchtsvoll, aber ein Bündniß mit den Feinden Napoleons darf ich für jetzt noch nicht eingehen, wenigstens nicht öffentlich. Die Stunde ist noch nicht gekommen, wo Oesterreich eine mächtige, siegreiche Freundschaft zurückweisen kann, um sich einer gefährlichen, machtlosen und ungewissen Feindschaft hinzugeben. Ich kann meinem Herrn, dem Kaiser, nicht dazu rathen, und wenn ich es selbst thäte, würde der Kaiser meinen Rath nicht annehmen wollen. Der Kaiser ist ein sehr fester, selbstständiger und willenskräftiger Herr, und ich bin nur der Diener, der dem Willen seines Herrn gehorsam ist, und ihm folgen muß. Der Wille des Kaisers aber ist es, daß Oesterreich auch ferner der Bundesgenosse des großen siegreichen Frankreichs bleibe, dessen Kaiser überdies durch die theuersten Bande der Verwandtschaft an ihn geknüpft ist.

Das heißt: Sie werden Oesterreich zum Bundesgenossen Frankreichs in diesem russischen Kriege erniedrigen? fragte Johann schmerzlich. Sie werden mit

Frankreich einen Allianztractat abschließen, wie Preußen es gethan?

Nein, Hoheit, Oesterreich wird niemals einen Vertrag gleich dem preußischen eingehen, denn dieser Vertrag macht Preußen zu einem abhängigen willenlosen Vasallen Frankreichs, es stellt für Frankreich, gleich den Rheinbundsfürsten, nur ein Contingent zur französischen Armee und giebt ganz und gar seine Selbstständigkeit auf. Ich kenne die geheimen Artikel dieses preußisch-französischen Bündnisses vom vierundzwanzigsten Februar. Der letzte dieser Artikel bestimmt, daß Preußen, so lange die Franzosen auf preußischem oder feindlichem Gebiete stehen, keine Truppen ausheben, kein Heer zusammenziehen, keine militairische Bewegungen machen darf.*) Nie würde der Kaiser von Oesterreich dies unterschrieben haben, nie würde ich ihm dazu rathen können, denn es wäre gegen die Würde, die Ehre und Selbstständigkeit Oesterreichs. Mein Wahlspruch aber ist: „Oesterreich über Alles!" Oesterreich muß sein eigener Herr sein, um darnach einst der Herr von Deutschland zu sein. Oesterreich kann sich wohl den Umständen beugen, aber es darf

*) Schlosser. 7.b. S. 761.

sich niemals demüthigen. So beugt sich Oesterreich jetzt vielleicht, und schließt ein Bündniß mit Frankreich, aber es demüthigt sich nicht, und es ist der Bundesgenosse, aber nicht der Vasall Frankreichs.

Worte! Worte! rief Johann ungestüm; die Sache aber bleibt dieselbe! Oesterreich läßt seine Regimenter nicht gegen, sondern für Frankreich marschiren. Nicht wahr, es ist so?

Ich darf Ew. Hoheit die Wahrheit nicht verhehlen, sagte Metternich nach einer Pause. Ja, es ist so. Oesterreich verbindet sich mit Frankreich für diesen Krieg gegen Rußland. In einer Stunde erwarte ich hier den französischen Gesandten Baron von Otto, um mit ihm den Allianztractat zu unterzeichnen.

In einer Stunde, rief Johann schmerzlich, in einer Stunde wird die Schmach Oesterreichs unterzeichnet, in einer Stunde wird Oesterreich der Vasall Frankreichs. Metternich, noch ist es Zeit! Im Namen Oesterreichs, im Namen Deutschlands, ja, im Namen aller rechtlichen Leute, beschwöre ich Sie noch einmal: Treten Sie zurück, da es noch Zeit ist. Unterzeichnen Sie nicht, eilen Sie zum Kaiser, beschwören Sie ihn, nicht eine Allianz einzugehen, die ihn in offene Feindschaft mit England, mit Schweden, mit Spanien und

Rußland, mit allen wahren Deutschen und Vaterlandsfreunden bringt. Metternich, noch ist es Zeit, um Ihrem Namen einen unsterblichen Ruhm, eine nie erlöschende Glorie zu geben. Erheben Sie das Schwert, wagen Sie es, dem Despoten zu trotzen, sagen Sie ein lautes entschiedenes Nein zu seinen anmaßenden Forderungen, rufen Sie das österreichische, das deutsche Volk zu den Waffen, sagen Sie ihm, daß die Zeit der Schmach, der Knechtschaft, der Demüthigungen vorüber sei, daß Oesterreich Deutschland frei machen wolle! Lassen Sie diesen Kampf Frankreichs und Rußlands einen Gotteskampf sein, an dem sich Oesterreich nicht betheiligt, und den es benutzt, um nach diesem Gotteskampf entweder den Sieger Napoleon zu neuem Kampf herauszufordern, oder Napoleon, den Ueberwundenen, vollends in den Staub zu werfen. Der Moment ist groß, tragen Sie ihm einen großen Sinn entgegen, und lassen Sie nicht durch kleinliche Rücksichten und ängstliches Erwägen sich zurückhalten. Metternich, ich habe zu Ihnen gesprochen im Namen aller Gutgesinnten, aller Patrioten, im Namen Deutschlands! Deutschland glüht nach dem Kriege der Rache, der Vergeltung, geben Sie ihm denselben und es wird Sie segnen, und es wird Ihnen eine ewige Dankbarkeit zollen.

Verweigern Sie ihm denselben, und Millionen Herzen werden in heiliger Entrüstung sich von Ihnen wenden, Ihrer Klugheit fluchen, Ihnen ewige Feindschaft schwören und in unablässigem Bemühen darnach trachten, Sie zu verderben, Sie hinwegzudrängen von einer Stelle, auf der Sie so viel Gutes schaffen konnten, und so viel Böses geschaffen haben. Metternich, ich selbst, ich werde zu Ihren unversöhnlichsten Feinden gehören, wenn Sie auf Ihrem Entschluß beharren, zu Ihren treuesten und ergebensten Freunden, wenn Sie jetzt noch einen großen Entschluß fassen, und das Banner der Freiheit, der Unabhängigkeit Oesterreichs hoch über Deutschland erheben.

Ich habe es also nicht vermocht, Ew. Hoheit zu überzeugen, daß Oesterreich dieses Banner jetzt noch nicht erheben darf? fragte Metternich schmerzvoll. Und dafür soll ich jetzt dem stolzen Glück entsagen müssen, der Freundschaft Ew. Hoheit gewürdigt zu werden? Das ist ein großer, ein bitterer Schmerz für mein Herz, aber ich werde ihn ertragen müssen, denn ich sagte es Ihnen schon, meine Devise ist: „Oesterreich über Alles!“ Das Wohl Oesterreichs muß mir höher noch stehen, als die Freundschaft des edelsten österreichischen Prinzen, und mit blutendem Herzen

opfere ich sie jetzt auf dem Altar des Vaterlandes. Hoheit, der Kaiser hat den Allianztractat genehmigt, es bleibt mir keine Wahl, ich werde ihn unterzeichnen. Aber ich beschwöre Ew. Hoheit, erwägen Sie gnädigst meine Worte wohl. Ich habe gesagt: Oesterreich muß für jetzt noch der Freund Frankreichs bleiben und seine Allianz annehmen. Ich habe von der Gegenwart gesprochen, aber ich habe mir die Zukunft reservirt. Dieser Zukunft vorzuarbeiten, ihr die Wege zu bereiten, das ist meine Aufgabe, und sie beginnt schon mit diesem Allianztractat, den ich heute unterzeichnen werde, denn in diesem Allianztractat ist schon, zum Unterschied von Preußen, die Größe und Freiheit Oesterreichs festgehalten. Preußen stellt Frankreich ein Truppencontingent, Oesterreich wird der Bundesgenosse Frankreichs, und stellt ihm ein Hülfsheer. Der Anführer und Oberbefehlshaber dieses Hülfsheers wird vom Kaiser Franz gewählt und ernannt werden, und erhält seine Befehle nur unmittelbar von dem französischen Kaiser, steht allen Marschällen aber gleich an Rang und Würde. Preußen darf während des Krieges seine Festungen nicht armiren, keine neuen Truppen ausheben, kein Heer zusammenziehen. Oesterreich aber wird rüsten, es wird sein Heer vermehren, und seine

Festungen und Arsenäle in Stand setzen. Es wird dies unter dem Vorwand thun, verstehen Ew. Hoheit mich wohl, unter dem Vorwand, gegen Rußland zu rüsten, und eine Reserve-Armee bereit zu haben, wenn die erste Armee unterliegen sollte. Aber wenn Oesterreich vollständig gerüstet ist, wenn es seine Armeen vollzählig und kriegsbereit gemacht hat, dann wird es, sobald der richtige Moment gekommen ist, alle Vorwände und alle Schleier abstreifen, und es wird Frankreich, es wird Deutschland dann sagen, gegen Wen es gerüstet hat, und Wer der furchtbare verhaßte Feind ist, den es auf Tod und Leben bekämpfen will! Ihnen, Hoheit, kann ich das schon heute sagen: dieser Feind ist Frankreich! Oesterreich wartet auf die rechte Stunde, wenn diese aber gekommen ist, wird es das Schwert, das es jetzt für Frankreich erhebt, gegen Frankreich wenden, und es nicht wieder in die Scheide stecken, als bis es seinen Feind vernichtet hat. Aber, Hoheit, jetzt ist diese Stunde noch nicht gekommen! Wir wollen die Tage von Austerlitz und Wagram nicht noch einmal erleben. Das Unglück hat uns vorsichtig gemacht, und nur durch Vorsicht, richtiges Erwägen unserer Kräfte, und große allmählige Vorbereitung werden wir zum Ziele gelangen.

Und inzwischen erniedrigen wir Oesterreich, rief Johann in schmerzlichem Zorn, inzwischen bekämpfen wir Diejenigen, welche den kühnen Muth haben, dem despotischen Unterdrücker und Eroberer mit offener Stirn und entblößtem Schwert entgegen zu treten. Oh, elende Pfiffigkeit, die sich Staatsklugheit dünkt, feige Hinterlist, die sich Weisheit nennt! Ich sage Ihnen, Metternich, Sie werden mit dieser Pfiffigkeit und Hinterlist Oesterreich an den Rand des Verderbens führen, Sie werden sich wohl eine Zeit lang auf den krummen Wegen glücklich hindurch schleichen und hindurch lügen, aber ein Tag wird kommen, an dem Sie mit all Ihrer Staatsklugheit und Weisheit zu Schanden werden, ein Tag, an welchem die Völker Ihnen die Wahrheit als drohendes Schreckgespenst entgegen halten, und an diesem Tage werden Sie Fiasco machen mit all Ihrer Staatsweisheit. Man kann wohl eine Zeit lang von der Lüge leben, und auf die List sich stützen, aber die Wahrheit macht sich doch zuletzt siegreiche Bahn, und die List bricht zusammen wie morsches Holz.

Wenn dem so wäre, Hoheit, sagte Metternich lächelnd, wenn man immer nur grade aus gehen, nur immer die Wahrheit reden, und alle List verwerfen

könnte, dann lebten wir wahrlich in einem Paradiese, in welchem nicht einmal die berühmte Schlange zu finden wäre. Wir wissen aber einmal aus der Bibel, daß die Schlange selbst in das Paradies gekommen, und da Gott die Menschen und alles Gethier geschaffen, so hat er auch die Schlange geschaffen, welche die Menschen die List gelehrt, und die List also ist eine göttliche Schöpfung, die wir nicht verachten, sondern der wir uns als Waffe bedienen sollen, wenn wir zum Unglück keine anderen Waffen haben, oder wenn diese Waffen stumpf geworden sind. Ew. Hoheit verachten die Staatsklugheit, ich aber meine, daß die einzelnen Individuen sowohl, wie die Staaten und Völker dieselbe bedürfen, und daß nur die Wilden sie entbehren können. Die Staatsklugheit und die List, das sind die beiden Lootsen, welche den Staat, dieses schwerfällige Schiff, durch alle Brandungen und alle Stürme hindurch führen und ihm die richtigen Wege zeigen müssen, ohne dieselben würde es scheitern und zu Grunde gehen.

Sie verwechseln da die Staatsklugheit mit der List und der Intrigue, mein Herr Graf, sagte Johann stolz. Staatsklug wäre es, wenn Sie jetzt, da Frankreich in Spanien und Rußland zugleich kämpfen und

Armeen beschäftigen muß, den günstigen Moment benutzten, um die Macht des Feindes zu brechen. Staatsklug wäre es, Frankreich den Krieg zu erklären; listig ist es, jetzt sein Freund zu bleiben, weil Frankreich noch mächtig ist, und es nur dann erst anzugreifen, wenn es vielleicht ohnmächtig geworden! Aber streiten wir nicht mehr! Sie haben meinem Flehen, meinen Vorstellungen kein Gehör geben wollen. Ich bot Ihnen meine Freundschaft, Sie haben sie abgelehnt.

Ich mußte sie zu meinem Schmerz ablehnen, obwohl sie für mich ein höherer und schönerer Preis gewesen wäre, als die Million Gulden, mit welcher Ew. Hoheit mich anfangs bestechen wollten. Ew. Hoheit sehen also, daß ich wenigstens ein Mann der Ueberzeugung bin, denn nicht einmal Ihre Freundschaft, viel weniger das elende Gold hat mich bestechen können. Ew. Hoheit wissen, daß ich nicht reich bin, daß ich zu meiner Existenz diejenigen Mittel bedarf, welche mir meine Stellung im Staatsdienste gewährt, Sie haben aber erkennen müssen, daß ich mir keine Million erwerben will auf Kosten meiner Ueberzeugung, und wenn ich also das Unglück habe, daß meine Ueberzeugungen von denen Ew. Hoheit abweichen, so wird es Ew. Hoheit doch nicht das Recht geben, mich zu ver-

achten als einen käuflichen, charakterlosen Mann. Der Kaiser, mein hoher Herr, hat mich zu einem schwierigen und großen Amte berufen, ich werde dasselbe ausfüllen nach bester Ueberzeugung und mit aller Kraft meines Geistes; ich werde der treue Diener des Vaterlandes sein, aber ich kann ihm nur dienen nach meiner Ueberzeugung und Erkenntniß.

Nun recht, thun Sie es, sagte der Erzherzog rauh, dienen Sie ihm nach Ihrer Weise. Ich muß es dulden, denn ich habe nicht die Kraft es zu hindern. Unsere Wege aber sind für immer geschieden, und wenn wir uns dennoch zuweilen auf denselben begegnen, so wird es sein, um einander zu bekämpfen. Dieser Kampf wird unversöhnlich sein, ich sage Ihnen das im Voraus, denn ich stehe in demselben auf der Seite der Leidenden, der Unterdrückten, Sie stehen auf der Seite der Peiniger, der Unterdrücker. Sie werden vielleicht lange mir gegenüber siegreich sein, denn die List ist zähe und windet sich überall hindurch, aber ein Tag wird kommen, an dem ich Sie doch besiege, denn die Wahrheit ist unsterblich, und ihr Licht, mag es auch lange von trüben Wolken umhüllt sein, strahlt doch zuletzt leuchtend hinter denselben hervor. Ich kämpfe für die ewige Wahrheit der Volksunabhängigkeit, Sie für

die ewige List der Volksunterdrückung, und dieser Kampf wird dauern, so lange wir leben!

Möge das wenigstens eine recht lange Zeit sein, sagte Metternich sanft, und mögen viele und glückliche Jahre noch über dem Haupte meines edlen, hochherzigen Gegners dahin ziehen. Mögen Ew. Hoheit noch lange der Schmuck, die Zierde und der Held Oesterreichs bleiben!

Ich kann Ihnen diesen Wunsch nicht zurück geben, rief Johann schmerzlich. Ich kann nicht wünschen, daß Sie noch lange der Schmuck, die Zierde und der Held Oesterreichs sein möchten. Ich sage es Ihnen zuvor, ich werde Alles versuchen, Sie zu stürzen, und einen Mann an Ihre Stelle zu bringen, dem die Ehre, die Selbstständigkeit und die Freiheit Oesterreichs höher steht, als seine eigene Existenz, und der den trotzigen und schönen Muth hat, Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen! Metternich, leben Sie wohl! Dieser verhängnißvolle Tag, dieser zwölfte März, den die Geschichte als einen Unglückstag Oesterreichs in ihre Bücher einzeichnen wird, er scheidet uns für immer! Leben Sie wohl!

Er wandte sich um und ging, ohne Metternich zu begrüßen, der Thür zu. Aber Graf Metternich eilte

ihm nach; mit seinem verbindlichsten Lächeln, und mit der Unterwürfigkeit eines Hofmannes begleitete er den Erzherzog, der ihn keiner Beachtung weiter würdigte, bis zu der Thür seines Vorsaals.

Hier verneigte er sich noch einmal tief vor dem Erzherzog, der nicht einmal mit einem Kopfnicken ihm dankte, und kehrte dann in sein Kabinet zurück.

Eine wirklich erhabene Scene, sagte er hochaufathmend, ich wünschte nur, der Kaiser hätte ihr beigewohnt, und hätte die erhabenen Tiraden dieses Ritters der Wahrheit gehört. Er würde dann eingesehen haben, wie gefährlich diese Ritter sind, und wie nothwendig es ist, sie zu beseitigen. Ah, dieser liebe Erzherzog hat die Güte, mich zu warnen, und es mir vorher zu sagen, daß er Alles versuchen wird, um mich zu vertreiben, und einen Andern, vermuthlich den guten Napoleonshasser Stadion, an meine Stelle zu bringen. Ich werde mich dieser Warnung erinnern, und auf meiner Huth sein. Kampf gegen Kampf! Auch ich werde nichts unversucht lassen, um den Gegner zu besiegen, und da der Erzherzog Johann durchaus mein Gegner sein will, nun wohl, so werde ich gegen ihn kämpfen! Es wird sich auch schon eine Stelle finden,

wo dieser hörnerne Siegfried verwundbar ist. — Nun, was giebt's, Jean?

Der Herr Staatsrath von Hudelist! meldete der eben eintretende Kammerdiener, und Metternich befahl ihn einzuführen.

II.

Intriguen.

Mit einem strahlenden Lächeln ging Metternich dem eintretenden Staatsrath von Hudelist entgegen.

Wäre ich abergläubisch, sagte er, so würde ich denken: Gott selber ist es, der Sie zu mir schickt, gerade in dem Moment, wo ich Ihrer so nothwendig bedarf.

Wie, Excellenz, rief Hudelist mit einer Grimasse des Lächelns, die sein Gesicht auf eine wunderbare Weise verzerrte, wie, Ew. Excellenz bedürfen meiner? Das heißt: der Adler will sich von dem Raben einen Flügel borgen, um mit ihm zur Sonne aufzufliegen! Ach, Excellenz, Sie machen mich lachen mit dieser wundervollen Schmeichelei, daß Sie meiner bedürfen! Was bin denn ich, der unbedeutende, der häßliche, verwachsene, arme Hudelist gegen den reichen, schönen,

anmuthstrahlenden, einflußreichen Grafen Metternich? Es ist, als wenn man den Götterjüngling Achill und den Pickelhäring Thersites neben einander stellte.

Ich will Ihnen sagen, was Sie sind, sagte Metternich, ihm die Hand auf die Schulter legend und ihm freundlich in das häßliche, purpurgeröthete Antlitz schauend. Sie sind ein geistreicher, genialer Kopf mit einem ehrgeizigen Herzen. Sie sind ein Mann von größtem Einfluß, Sie sind der Liebling des Kaisers, dessen Ohr Ihnen immer offen ist, und der Ihnen vertraut, wie keinem Andern. Und was endlich Ihre Behauptung anbetrifft, daß Sie häßlich und verwachsen sind, so erinnere ich Sie nur an die beiden wundervollen Frauenportraits, die ich jüngst in Ihrem Kabinette gesehen, zwei Venusgestalten, deren Schönheit jede Hülle und jeden irdischen Faltenwurf verschmäht. Die göttlichen Urbilder dieser Portraits müssen Sie sehr geliebt haben, wenn sie so ohne alles Falsch und ohne alle Schleier sich Ihnen darstellen mochten, und wer von den Schönsten der Schönen mit solcher kühnen Wahrheit angebetet wird, der kann nicht häßlich und verwachsen, nicht der Pickelhäring Thersites sein.

Ach, Excellenz, die Frauen sind gar so wunderliche Geschöpfe, lachte Hudelist. Hat doch die Elfenkönigin

Titania ein Ungeheuer geliebt, warum sollten die schönen reizenden Polinnen nicht einmal einen Hudelist lieben können? Es sind die Portraits zweier polnischen Fürstinnen, die Ew. Excellenz in meinem Kabinette gesehen.

Und Sie hätten neben denselben noch die Portraits der reizenden, anmuthstrahlenden Messaline, der Lady Emma Hamilton, dann ferner der schönen Geliebten des Grafen Sièyes und viele andere noch aufhängen können, nicht wahr?

Aber, Excellenz, wenn ich auch alle Portraits der Schönen, welche mich ihrer Liebe gewürdigt haben, in meinem Kabinette aufhängen wollte, sie würden doch nur eine kleine Minorität sein gegen die Unzahl derer, welche Ew. Excellenz ihre anbetende Liebe geweiht haben. Hätten Ew. Excellenz gleich mir die Portraits Ihrer Geliebten an der Wand aufhängen wollen, so würden Sie an den Wänden Ihres Kabinets hier keinen Platz dazu gefunden haben, Sie hätten Ihren größten Empfangssaal und alle Ihre Nebensäle damit schmücken können, und alle Wände würden doch nicht dazu ausreichend gewesen sein. Ah, welch ein Glück ist es, Excellenz, daß Ihre Frau Gemahlin nicht eifer=

süchtig ist, und es nicht gemacht hat, wie weiland der Fürst von Monaco.

Und was machte denn der Fürst von Monaco?

Er war vermählt mit einer schönen Grammont, der Schwester des Grafen Guiche, um dessenwillen Ludwigs des Vierzehnten Bruder, der Herzog von Orleans, seine Gemahlin aus Eifersucht erdrosselte. Die schöne Leonore Grammont war eben so schön, eben so bezaubernd, wie ihr Bruder Guiche, und sie hatte daher viele Anbeter. Auf den Befehl ihres Vaters, des Herzogs von Grammont, mußte sie sich indeß dem Fürsten von Monaco vermählen, und ihm nach seiner kleinen Residenz Monaco folgen. Die junge Fürstin aber fand diesen Aufenthalt im Schloß zu Monaco eben so langweilig, als ihren Gemahl, der die Prätension hatte, ihr einziger Liebhaber sein zu wollen. Eines Tages bestieg sie daher, während ihr Gemahl auf der Jagd war, ihre Equipage und kehrte mit Courierpferden nach Paris zurück, ihrem Gemahl in einem Abschiedsschreiben anzeigend, daß sie ihn ermorden lasse, wenn er es wagen wolle, ihre Rückkehr zu fordern, oder ihr nach Paris zu folgen. Der Fürst von Monaco wußte, daß seine schöne Gemahlin sicherlich Wort halten würde, und da er das Leben liebte, zog er es

vor, auf seinem Schloß Monaco zu bleiben. Aber er nahm eine eigenthümliche Rache an seiner Treulosen. Er sandte einen Maler zu bleibendem Aufenthalt nach Paris, und beauftragte ihn, seine Gemahlin streng zu beobachten, von jedem neuen Liebhaber derselben ein Portrait zu malen und es dem Fürsten nach Monaco zu senden. Der Maler folgte getreulich seinem Befehl, und ein Portrait nach dem andern traf in Monaco ein. Der Fürst ließ in seinem Tanzsaal eine Marmortafel anbringen mit der Inschrift: „die Portraits der Liebhaber meiner Frau," und hing demgemäß die Portraits, wohl numerirt, je nach ihrer Reihenfolge in dem Saal auf. Als aber in dem Saal kein Platz mehr war, öffnete er die Thüren und hing die Gemälde auf den Corridor, und endlich, da auch dort kein Raum mehr war, ließ er sie auf dem Schloßhof an der hohen Mauer zu beiden Seiten der Einfahrt anbringen, indem er unter jedem Portrait den Namen des Originals mit der Unterschrift: „Liebhaber meiner Frau" in goldenen Lettern anbringen ließ.*) Gott weiß, ob er auf dem Schloßhof hinlänglich Platz gehabt hätte, wenn ihn nicht der Tod

*) Siehe: Mémoires de la princesse de Monaco, par Alex. Dumas. Vol. III.

ereilt, und seiner Gemäldegallerie ein Ende gemacht hätte.

Eine allerliebste Geschichte, rief Metternich, und sicherlich eine Gemäldegallerie, wie es keine zweite in der Welt geben möchte.

Excellenz, nehmen wir den Fall an, daß die Frau Gräfin Metternich eine ähnliche Gemäldegallerie gegründet hätte, glauben Sie nicht, daß sie auch schon bis auf den Hofraum avancirt wäre?

Nun, wer weiß, sagte Metternich lachend, unser Haus ist sehr groß, und hat einige recht weite Säle. Aber ich will es zugestehen, die Gallerie würde ziemlich bedeutend sein, denn, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, mit meiner diplomatischen Carrière begann auch gleich meine Laufbahn mit den Weibern, die mich oft entzückt, oft zum Sterben ennuyirt und in Verzweiflung gebracht haben. Viele schöne Närrinnen haben mich aufrichtig geliebt, obschon ich mir bewußt bin, es mit gar keiner ehrlich gemeint zu haben, was sie nämlich in ihrem Dünkel ehrlich nennen. — Was ich namentlich in Dresden von alten Königinnen, Kurfürstinnen, Großherzoginnen und Herzoginnen ausgestanden habe, davon wäre ein ganzer Roman für schwergeplagte und schlaflose chronische Kranke zu schreiben. Aus Ver-

zweiflung griff ich nach Allem, Karten- und Hazardspielen, Taschenspieler- und Bauchrednerkünsten, die Hazardspiele reizten mich zwar, jedoch weniger als man glauben sollte, und die Weiber zerrten mich immer wieder in ihre magischen Kreise zurück.*) Man kann, um rasch und sicher Carrière zu machen, die Frauen nicht entbehren, und es giebt Einige von ihnen, denen ich für mein ganzes Leben zu Dank verpflichtet bleibe.

Excellenz, diese können jetzt zu Ihnen, wie Gretchen zum Faust sagen: „Ich habe schon so viel für Dich gethan, daß mir zu thun fast nichts mehr übrig bleibt!"

Sie sind ein Spötter, Hudelist, sagte Metternich lachend. Aber lassen Sie uns ernsthaft reden. Was für Nachrichten bringen Sie mir? Ist es Ihnen gelungen, den Kaiser für unseren Plan zu gewinnen? Der französische Gesandte wird sogleich hierher kommen, um mit mir den Allianztractat zu unterzeichnen, darf ich ihm noch außerdem erfreuliche Botschaft melden?

Ja, Excellenz, Sie dürfen es. Wir haben unser Ziel erreicht, und es ist mir gelungen, durch Bitten und Schmeicheln und wohlangebrachte kleine Seiten-

*) Metternich's eigene Worte. Siehe: Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment. S. 91.

hiebe auf Diejenigen, denen dies Project ein Dorn im Auge sein würde, den Kaiser dahin zu bringen, daß er eingewilligt hat. Sie dürfen also dem französischen Gesandten melden, daß der Kaiser von Oesterreich freudig bereit ist, sich mit dem Kaiser Napoleon in Dresden ein Rendezvous zu geben, wenn der Kaiser der Franzosen im Mai Dresden passirt, um nach Rußland zu seiner Armee zu gehen. Der Kaiser Franz unternimmt diese Reise, um vor ganz Europa ein Zeugniß abzulegen von seiner Sympathie für den großen Mann, der jetzt auszieht, die Barbaren zu bekämpfen, und die Kosacken und Russen wieder nach Asien zurückzuschleudern. Ew. Excellenz dürfen hinzusetzen, daß, da der Kaiser Napoleon bis Dresden von seiner Gemahlin Marie Louise begleitet sein wird, der Kaiser Franz dahin auch in Begleitung seiner Gemahlin, der Kaiserin Ludovica, kommen werde.

Wie? rief Metternich freudig, die Kaiserin wird ihren Gemahl begleiten? Aber sagen Sie, Sie Wundermann, wie haben Sie es angefangen, das zu Stande zu bringen?

Es war nicht so schwer, Excellenz, sagte Hudelist lächelnd. Ich sagte dem Kaiser, daß natürlich die Kaiserin Ludovica ihn nicht begleiten werde, weil sie

ja bekanntlich zu den unversöhnlichen Feinden Napoleons gehöre, und daß Se. Majestät sicherlich nicht ein so großes Opfer von seiner Gemahlin fordern werde. Der Kaiser erwiderte darauf: „Es muß halt ein Jeder seine Opfer bringen. Ich hab' damals es just auch nit als eine angenehme Promenad' betrachtet, als ich zu ihm an's Wachtfeuer von Austerlitz ging, und ein Spazierritt ist's auch nit für mich von hier nach Dresden. Wenn ich dahin gehen kann, um den Herrn Bonaparte als zärtlicher Schwiegervater zu begrüßen, so wird's meiner Frau Gemahlin wohl auch nit schaden, und es wird der Welt beweisen, daß die Kaiserin ebenso wie ich selber nit zu den Feinden, sondern zu den Freunden des Kaisers der Franzosen gehört. Die Kaiserin Ludovica wird mich also jedenfalls begleiten."

Wirklich, Sie haben Ihre Sache vortrefflich angefangen, und ich mache Ihnen mein Compliment, Herr Hofrath, rief Metternich. Diese Reise des Kaiserpaars nach Dresden wird Napoleon eine Garantie dafür sein, wie ernst es Oesterreich mit seiner Freundschaft und Treue ist, und wie sicher er auf uns zählen kann. Aber werden unsere Feinde hier in Wien unsere Pläne nicht untergraben, wird es ihren fortgesetzten Intriguen, Bosheiten und Ohrenbläsereien nicht zuletzt

dennoch gelingen, Einfluß auf den Kaiser zu gewinnen und uns zu verdächtigen? Ich sage „uns", denn man betrachtet uns Beide als zusammengehörig, als die Häupter der französischen Partei, und wir werden zusammen stehen und zusammen fallen. Sie wissen es, Hudelist, wir haben sehr mächtige und erbitterte Feinde hier am Hofe, und sie werden uns zuletzt doch noch bei Seite schieben, wenn wir ihnen nicht zuvorkommen, und sie bei Seite schieben.

Thun wir das also, Excellenz, sagte Hudelist, kämpfen wir gegen unsere Feinde, biegen wir ihnen ein Paroli! Sie wollen uns verdächtigen, nun wohl, verdächtigen wir sie!

Der Erzherzog Johann war so eben bei mir, um mich zu beschwören, die Allianz mit Frankreich nicht einzugehen. Er bot mir Versöhnung und Freundschaft an, im Fall ich zu der antifranzösischen Partei mich bekennen, und Frankreich den Krieg erklären wolle.

Ach, bei Gott, der Kaiser würde es Ihnen Dank wissen, wenn Ew. Excellenz mit seinem lieben Bruder Johann ein Freundschaftsbündniß schlössen! Es wäre der sicherste Weg, um die Macht und den Einfluß Ew. Excellenz zu zerstören und den Kaiser auf immer mit Mißtrauen gegen Sie zu erfüllen!

Ich habe zu meinem größten Schmerz die angebotene Freundschaft des Erzherzogs nicht annehmen können, sagte Metternich lächelnd. Ich kann meine Politik nicht von meinen Privatneigungen abhängig machen, und so hoch beglückt ich sein würde durch die Freundschaft des edlen Erzherzogs Johann, so muß ich ihr doch entsagen, wenn ich dafür die Feindschaft Frankreichs für Oesterreich hervorrufen soll.

Und darf ich fragen, Excellenz, wie der Erzherzog Ihre Weigerung aufnahm?

Er gerieth in schmerzlichsten Zorn, verwünschte mich und meine Politik, und schwur mir glühende Feindschaft bis an mein Lebensende, und betheuerte, daß er alle Mittel aufbieten werde, um mich zu stürzen, und einen Mann an meine Stelle zu bringen, der, wie er sagte, mehr Herz und Verständniß habe für die Ehre und Größe Oesterreichs und Deutschlands. Denn Sie wissen ja, die Phrase vom großen Deutschland taucht jetzt in allen phantastischen, liberalen Politikern wieder auf, und ist das Schiboleth aller Schwärmer geworden. Der Erzherzog begehrte daher auch vor allen Dingen von mir, daß ich ein deutscher Mann sein, und mit ganz Oesterreich für Deutschlands Jammer und Schmach einstehen solle!

Ach, ich wollte der Kaiser hätte ihn hören können, wie der Erzherzog Ihnen seine phantastischen Pläne, die er für hohe Politik ausgeben möchte, entwickelte. Es würde die Liebe des Kaisers für seinen Herrn Bruder absonderlich gesteigert haben. Wollen Sie dem Kaiser keine Mittheilung machen von diesen Plänen des Erzherzogs?

Ich würde dann in denselben Fehler verfallen, den der Erzherzog und seine Parteigenossen gegen mich begehen, sagte Metternich achselzuckend. Ich würde anklagen, ohne beweisen zu können. Denn gesprochene Worte, die in der Luft verschwunden sind, müssen gehört werden, wenn sie als Schuldbeweise dienen sollen. Nur die That oder das geschriebene Wort sind vollgültige Zeugen einer Schuld. Hätten meine Feinde Gelegenheit gehabt diese gegen mich reden zu lassen, so würde ich lange schon dem Grafen Stadion oder irgend einem andern phantastischen Deutschthümler und Freiheitspolitiker haben weichen müssen. Aber meine Feinde konnten Sr. Majestät immer nur Worte hinterbringen, die ich gesagt haben sollte, und die, so entsetzlich sie dem Ohr des Kaisers auch zuweilen klingen mochten, ihn doch nicht von meiner Schuld überzeugen konnten.

Um so mehr, weil der Kaiser, der Ew. Excellenz

liebt, nicht überzeugt sein wollte. Ein Anderes indessen ist es mit dem Erzherzog. Sagen Sie dem Kaiser, Excellenz, welche große Pläne sein Herr Bruder mit Oesterreich hat, daß der Erzherzog verlangt, Oesterreich solle um Deutschlands willen da sein, solle wo möglich in Deutschland aufgehen, und Sie können sicher sein, daß das wie eine Bombe wirkt, die in das Pulverfaß der kaiserlichen Bruderliebe fliegt, und sie mit furchtbarem Donner zerplatzen macht.

Aber auf mich würde alsdann die ganze Verantwortung kommen, sagte Metterich, mich würde man anklagen als den intriguanten und hinterlistigen Feind, dessen Verleumdungen es endlich geglückt, meinen edlen, hochherzigen Feind, den Erzherzog Johann, die Hoffnung Oesterreichs, zu stürzen. Man würde mich überall verdammen, ihn vergöttern und preisen! Und dennoch sehe ich es ein, daß Einer dem Andern weichen muß, daß wir Zwei nicht friedlich nebeneinander existiren können. Der Erzherzog und seine Brüder, das sind die Hemmschuhe, welche sich dem organischen, naturgemäßen Fortschritt Oesterreichs entgegenwerfen, und Alles verwirren und zurückhalten, indem sie Alles unnatürlich rasch vorwärts treiben wollen. Die Erzherzöge zertheilen die Verwaltung Oesterreichs in zwei

feindliche Hälften, und machen jede Einheit unmöglich. Was ich heute mühsam vom Kaiser, meiner innigsten und besten Ueberzeugung gemäß, errungen habe, das machen sie durch irgend einen Contrecoup morgen wieder unwirksam; wenn es mir heute gelungen, dem vielgeplagten Oesterreich durch irgend eine lange vorbereitete, wirksame Allianz den Frieden zu sichern, so können sie morgen dennoch schon durch ihr unsinniges Kriegsgeschrei und ihre Zanksucht uns einen Krieg auf den Leib hetzen, der Oesterreich an den Rand des Abgrundes bringt. Ich bin daher entschlossen, diesen Zustand nicht länger zu ertragen, und auf irgend eine Weise eine Entscheidung herbeizuführen. Entweder die Erzherzöge müssen mir weichen, oder ich weiche ihnen.

Dies „Oder" darf niemals eintreten, Excellenz, rief Hudelist eifrig. Oesterreich bedarf Ihrer, wenn es nicht unrettbar seinem Unheil entgegen gehen soll, wenn es nicht alle Ungeheuer des Kriegs und der Verwüstung wieder entfesselt sehen soll. Nein, Excellenz, Sie dürfen den Kaiser, Sie dürfen Oesterreich und Ihre Freunde nicht verlassen. Sie müssen bleiben, und der liebe Erzherzog Johann muß Ihnen weichen!

Er wird es nicht thun, wenn man nicht Mittel hat,

ihn zu zwingen. Er ist aber klug und verschlagen, und vermeidet Alles, wodurch er Anstoß erregen könnte.

Ja, ja, ich weiß das, seufzte Hudelist. Ich beobachte ihn seit Jahren, ich versuche alle Mittel, die bei jedem Andern von der größten Wirksamkeit sein würden. Aber er hat ein Kieselherz, und selbst meine schöne Tänzerin Valzerina hat bei ihm vergeblich ihre Zauberkünste versucht. Er merkte die Schlinge, und wußte sich ihr auf schlaue Weise zu entziehen.

Die Weiber werden ihn niemals verführen, sagte Metternich lächelnd. Er hat ein kaltes Herz, und schwärmt nur für die schönen Frauenzimmer Austria und Germania.

Nun, so muß man versuchen, ihn durch diese zu verführen, rief Hudelist, sich vergnügt die Hände reibend. Ich muß durchaus Revanche nehmen für das Fiasco, das ich bei ihm mit meiner Rosabella gemacht, er muß mir Genugthuung geben.

Wenn es uns gelingen soll, den Krieg mit Frankreich zu vermeiden, und Oesterreich noch länger den Frieden zu sichern, so muß der Einfluß des Erzherzogs Johann gebrochen werden, so muß man durch ihn den Kaiser überzeugen können von der Gefährlichkeit und

Tollkühnheit derjenigen Partei überhaupt, welcher der Erzherzog angehört.

Es beginnt schon eine Möglichkeit in mir zu erwachen, sagte Hudelist mit einem boshaften Grinsen. Wir müssen dem Kaiser, um sein natürliches Mißtrauen zu beschäftigen, und es nicht auf eine falsche Fährte hinzuleiten, anderswo einen Anhaltspunkt geben. Wir müssen ihm beweisen, daß Erzherzog Johann wirklich für ihn ein gefährlicher Rival ist, und daß diejenigen seine wahren Freunde sind, welche den Kaiser vor seinem Bruder, dem Erzherzog Johann, gewarnt haben!

Sie müßten aber in der That sehr starke Beweismittel haben, sagte Metternich achselzuckend, Und woher wollten Sie die nehmen? Der Erzherzog besitzt die Liebe von ganz Oesterreich, die lieben Tyroler schwärmen für ihn, und nennen ihn ganz heimlich ihren Herzog von Tyrol, — aber das sind keine Beweise irgend einer Schuld.

Doch, Excellenz, das sind Beweise, denn es sind Zeugnisse, daß die Tyroler noch immer nicht ihre Hoffnungen aufgegeben haben, daß sie hoffen, den lieben Hannes als den wirklichen Herzog des Gebirges zu erhalten. Der Erzherzog hat mich damals hintergangen, er hat mich überlistet, und sehr geschickt Rosa-

bella gegenüber den Unschuldigen gespielt; aber er hat ihn nur gespielt, und ich bin überzeugt, daß er schuldig ist.

Wie denn, schuldig? Wir wissen es ja, daß der Erzherzog noch immer geheime Verbindungen mit Tyrol unterhält. Der Kaiser selbst hat ihn dazu ermächtigt, und der Polizeipräsident von Hager überwacht und beschützt die Tyroler, die als geheime Boten hierher kommen.

Aber es kommt darauf an, zu wissen, wie weit diese geheimen Verbindungen mit Tyrol gehen, und ob der Erzherzog sie nicht zu eigenen persönlichen Zwecken ausbeutet, ob er nicht — Ach, Excellenz, es dämmert da in mir ein Plan auf, ein wundervoller Plan! Es ist uns mißlungen ihn durch ein Weib zu gewinnen, sehen wir zu, ob der liebe Erzherzog auch gegen einen Mann sein Mißtrauen bewahrt, und ob es uns nicht gelingen kann ihm einen faux frère zu geben, da er sich gegen eine fausse soeur gesträubt hat. Ich kenne einen lieben talentvollen Mann, der vielleicht geneigt wäre, in dieser Sache eine Rolle zu spielen, und — Doch nein, ich will Ew. Excellenz nichts von meinem Plan verrathen, sondern Sie durch die Ausführung desselben überraschen.

Sie erfüllen damit meine geheimsten Wünsche,

mein lieber Herr von Hudelist, sagte Metternich leise das Haupt wiegend. Ich liebe es nicht persönliche Intriguen zu machen, und es thut meinem Herzen weh, wenn ich um meinetwillen irgend Jemand Schaden zufügen soll. Lassen Sie mich daher Ihrem Plan lieber ganz fremd bleiben, denn ich könnte Ihnen denselben sonst gar leicht verderben durch meine unausstehliche Gutmüthigkeit, die leider zu den Fehlern gehört, welche ich mir noch immer nicht habe abgewöhnen können. Ich wiederhole Ihnen nur: zum Wohl Oesterreichs, und zur Erhaltung des Friedens ist es nothwendig, daß der Erzherzog, welcher zu den einflußreichsten Häuptern der Kriegspartei gehört, unwirksam gemacht, und auf immer bei Seite geschoben werde. Es läßt sich nicht regieren, so lange dieser unruhige phantastische Erzherzog das Recht hat, seine Schwindeleien für Weisheit auszugeben, und zuweilen sogar unsern edlen Kaiser damit zu düpiren. Die Kaiserin Ludovica ist die Vermittlerin zwischen dem Kaiser und seinen Brüdern, sie ist der Kanal, durch welchen die brüderliche Weisheit an das Ohr des Kaisers gelangt.

Verschließen wir die Quelle, dann wird auch der Kanal kein Wasser mehr haben, sagte Hudelist mit einem rauhen Lachen.

Thun wir es zum Heil Oesterreichs, rief Metternich, und möge Oesterreich uns dankbar sein!

Was kümmert mich Oesterreich, lachte Hudelist, ich bin's schon zufrieden, wenn mir nur der Kaiser von Oesterreich dankbar ist.

Und er wird es sein, zweifeln Sie nicht daran, sagte Metternich rasch. Sie sind ehrgeizig, das heißt von jenem edlen schönen Ehrgeiz, der das Höchste erstrebt, weil er sich des Höchsten fähig fühlt; Sie sollen Ihrem Ehrgeiz Befriedigung gewähren, und Orden und Würden sollen Ihre Verdienste um das Vaterland belohnen. Der Kaiser liebt Sie, und er wird freudig meinen Vorschlägen Gehör geben; aus dem Staatskanzlei-Hofrath kann sehr bald ein Staatsrath werden, und der Stephans-Orden würde sich sehr gut ausnehmen auf Ihrer schönen breiten Brust. Ich —

Se. Excellenz, der Herr Baron von Otto, Gesandter Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen, meldete der eintretende Kammerdiener.

Führen Sie den Herrn Gesandten in den kleinen Salon, sagte Metternich, ich werde die Ehre haben ihn dort zu empfangen. Leben Sie also wohl, mein Freund und Bundesgenosse! Unsern Händen ist das Staatsschiff Oesterreichs anvertraut, wir wollen es

muthig durch alle Klippen und Brandungen hindurch führen, und —

Und wenn sich auf demselben ein Feind eingeschlichen hat, der uns das Steuerruder entreißen will, rief Hudelist, so werfen wir ihn über Bord!

Das arme Staatsschiff befindet sich allerdings jetzt auf gar hoher stürmischer See, sagte Metternich lächelnd, und da muß man freilich, um es zu retten, gar manchen Ballast über Bord werfen! Nun ich gehe zum französischen Gesandten, um unsere Allianz mit Frankreich zu unterzeichnen! Gebe Gott, daß für Oesterreich Heil daraus erwächst! Leben Sie wohl! Der Stern Oesterreichs leuchte über Ihnen!

Er reichte Hudelist seine Hand dar, und führte ihn bis zur Ausgangsthür seines Cabinets. Während Hudelist dann hinaustrat in den Vorsaal, durcheilte Metternich rasch das Cabinet, um durch die andere Thür in den Salon einzutreten, in welchem der französische Gesandte ihn erwartete.

Affe, schöner ehrgeiziger Affe, murrte Hudelist, in der geöffneten Thür stehen bleibend, und dem Grafen nachschauend. Ist das ein Minaudiren, und Schönthun und Diplomatisiren! Meint mich, den Hudelist, der mit allen Pfiffen und Kniffen der Welt auf dem

Rost des Lebens gebraten und gespickt ist, meint mich zu täuschen mit seinen bezaubernden Phrasen vom Wohl Oesterreichs! Ihm ist Oesterreich just so gleichgültig wie mir selber, und was wir Beide von Oesterreich wollen, das ist Ehr' und Würden, Rang und Reichthum für uns selber! Nicht zum Wohl Oesterreichs, sondern zum Wohl seiner Ministerstelle will er dem Erzherzog Johann ein Paroli biegen, und ihm eine tüchtige Verrätherei anhängen. Ich unterstütze ihn darin, weil er mich auch hindert am Vorwärtskommen, der gute, tugendhafte Erzherzog, und weil es mir eine Lust ist, dem Tugendhelden und Weisheitsnarren die Hölle ein bischen heiß zu machen, und ihn ein bischen nagen zu lassen an dem Knochen des Unglücks! Der liebe Hannes, der allgeliebte, soll auch vom Hudelist, dem allgehaßten, einen kleinen Knochen bekommen! Ich geh' zum lieben Herrn von Roschmann! Der wird einen prächtigen faux frère abgeben, wie wir ihn brauchen. Er hat ein weites Gewissen, einen zerissenen Geldbeutel, und ist von Geburt ein Tyroler! Ja, ja, zum Herrn von Roschmann!

III.

Anton von Roschmann.

Das ganze Städtchen Traiskirchen war heute in Aufregung und Spannung, denn etwas Ungeheures, Ueberraschendes sollte sich heute begeben. Der Kreishauptmann von Traiskirchen, der hochgestrenge, unnachsichtige Herr von Roschmann sollte heute an sich selber die Strenge der Gesetze erfahren, die er bisher so nachsichtslos über Andere hatte walten lassen. Er sollte wegen Wechselschulden verhaftet werden. In der Frühe des Morgens war der Agent eines der ersten Wiener Banquierhäuser, begleitet von zwei Polizei-Agenten, in Traiskirchen angelangt, und hatte dem Herrn Kreishauptmann erklärt, daß, wenn er den zwei Mal protestirten Wechsel nicht bis zur heutigen Mittagsstunde einlösen könne, er ihm nach Wien als Arrestant zu folgen habe. Zugleich hatte der Agent einen

in aller Form Rechtens ausgestellten Verhaftsbefehl mit der Unterschrift des Polizei-Präsidenten von Hager vorgezeigt, und Herr von Roschmann hatte sich wohl entschließen müssen, denselben als rechtskräftig anzuerkennen.

Ich werde mich diesem Befehl fügen müssen, wenn ich bis zur Mittagsstunde das Geld nicht zahlen kann, hatte er zu dem Wechselagenten gesagt. Aber vergessen Sie nicht, daß Sie bis zur Mittagsstunde keine Gewalt über mich haben, und daß ich bis dahin ein freier Mann bin.

Das heißt, Herr Kreishauptmann, Sie sind bis dahin nicht Gefangener, aber ich werde mir doch erlauben müssen, durch die Polizeidiener, die mir der Präsident von Hager mitgegeben, Sie bewachen zu lassen. Es wäre doch möglich, daß Sie versuchten, sich meiner lästigen Nähe durch die Flucht ganz und gar zu entziehen.

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht versuchen werde zu entfliehen, sagte der Kreishauptmann rasch.

Der Wechselagent zuckte lächelnd die Achseln. Verzeihen Sie, sagte er, ich ziehe meine Polizeidiener Ihrem Ehrenwort doch vor, sie halten Sie sicherer.

Herr von Roschmann stampfte unwillig mit dem

Fuß auf den Boden, und seine Stirn umdüsterte sich. Hüten Sie sich mein Herr, rief er mit drohender Stimme, und einem zornigen Blick aus seinen großen schwarzen Augen, hüten Sie sich mich zu beleidigen, denn ich sage Ihnen, ich werde Sie dafür die ganze Schwere meiner Rache empfinden lassen! Ich bleibe nicht lange Ihr Gefangener, wenn ich es überhaupt werde, und dann werde ich Sie zur Rechenschaft ziehen.

Mein Herr, ich handle nur nach Gesetz und Recht. Mein Haus hat mir diese Wechsel im Betrag von zehntausend Gulden übergeben, mit dem strengen Befehl, sie entweder einzukassiren, oder den Schuldner zum Arrest zu bringen. Ich muß also dem Befehl genügen.

Nun wohl, aber Sie haben noch vier Stunden zu warten, und ich verlange, daß Sie dieselben nicht hier in meinem Hause zubringen, rief Roschmann heftig.

Ich sehe da an der andern Seite des Marktplatzes ein Gasthaus, sagte der Agent ruhig, dahin also werde ich mich bis zur Mittagsstunde begeben, und warten. Die Polizeidiener aber werden die Thüren Ihres Hauses bewachen. Sie werden indeß Jedermann ungehindert aus- und eingehen lassen, außer Ihnen selber. Ich entferne mich, Herr von Roschmann.

Er näherte sich der Thür und war eben im Begriff hinauszugehen.

Hören Sie, rief Roschmann heftig, bleiben Sie noch einen Augenblick.

Nun, was beliebt? fragte der Agent, sich langsam umwendend.

Sagen Sie mir, wer hat Ihrem Hause alle diese Wechsel übergeben? Wer hat diese, auf verschiedene Häuser ausgestellten Wechsel, von denen einige schon seit Wochen fällig sind, an sich gebracht, und verlangt, daß sie heute alle auf Einen Tag von mir honorirt werden sollen? Nennen Sie mir zum Mindesten den Feind, der mich in's Verderben stürzen will, und ich verspreche Ihnen eine glänzende Belohnung.

Ich kenne Ihren Feind nicht, Herr von Roschmann, ich weiß nur, daß mein Haus mir diese Wechsel zur Einkassirung übergeben hat, weiter nichts, sagte der Agent, indem er sich wieder der Thür zuwandte, und langsam hinausging.

Herr von Roschmann schaute ihm mit einem flammenden Zornesblick nach. Gefangen, gefangen in meinen eigenen Schlingen! murmelte er leise vor sich hin. Kein Entrinnen mehr! Das Gebäude meines Glücks bricht über mir zusammen! Aber nein, nein, rief er

heftig, ich will noch das Letzte versuchen! Ich will mich an meine Gönner und Freunde wenden, ich will sehen, ob irgend Einer von ihnen es vielleicht ehrlich gemeint hat mit seinen Freundschaftsbetheuerungen. Ja, ich will's versuchen, ob noch Hülfe und Entrinnen möglich ist! Der General Kutschera ist reich, der Hofrath von Hudelist ist mächtig, an diese Beide will ich schreiben, rasch, rasch! Es ist neun Uhr, in drei Stunden können meine Boten nach Wien hin und zurück geritten sein!

Er eilte hastig zu seinem Schreibtisch hin, und begann zu schreiben.

Eine halbe Stunde später sprengten zwei Reiter von dem Hof des Kreishauptmanns von Roschmann. Der eine führte einen Brief mit sich an den General von Kutschera, den Adjutanten des Kaisers, der sich mit dem Kaiser in Laxenburg befand, der andere Bote sprengte nach Wien mit einem Brief an den Staatshofrath von Hudelist.

Ganz Traiskirchen hatte diese Boten dahin eilen sehen, Jedermann kannte den Zweck ihrer Sendung, Jedermann war gespannt auf ihre Wiederkehr, denn wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von der Gefahr, welche den gestrengen Herrn Kreishauptmann bedrohte,

durch den ganzen Ort verbreitet, und mit einer geheimen Schadenfreude wartete Jeder auf den Ausgang derselben. Die Honoratioren des Orts hatten sich unter dem Vorwand, ein Mal an der table d'hôte zu speisen, in das Gasthaus begeben, in welchem der Agent des Wiener Hauses sich befand, und ihre Blicke beobachteten und bewachten den wichtigen Mann, von dessen Gehen und Bleiben die Freiheit des Kreishauptmanns abhängig war. Vor dem an der andern Seite des Marktplatzes belegenen Hause des Kreishauptmanns aber hatte sich eine Masse Volks versammelt, die staunend und neugierig den ernsten, hochgewachsenen Polizeidiener anstarrte, der sich mit gar gewichtiger Miene an die Thür des Hauses lehnte, und sehr bereit schien Jeden, der sich ihm nahte, mit seinen gewaltigen Händen zu packen.

Elendes Volk, murmelte der Kreishauptmann, der, hinter der Gardine des Fensters verborgen, auf die Straße hinabschauete. Stehen da und gaffen, als ob ihnen hier irgend ein Wunder sich offenbaren sollte! Ach, ich hoffe, sie werden sich Alle getäuscht haben, und —

Vater, flüsterte eine ängstliche zitternde Stimme hinter ihm, Vater —

Nun, was giebt's? fragte Roschmann, indem er sich unwillig umwandte. Wer wagt's, mich zu stören?

Ich, Deine Tochter, sagte das junge Mädchen, die hinter ihm stand, und ihn mit ernsten, traurigen Blicken betrachtete. Ich komme, meinen Vater zu fragen, was dies Alles bedeutet, und welch ein neues, entsetzliches Ereigniß sich hier begeben hat?

Ihr Vater schaute mit düstern Blicken in ihr bleiches erregtes Angesicht. Wahrhaftig, rief er, wenn man Dich hört, und wenn man Deine bleichen Wangen sieht, sollte man vermeinen, es begäben sich alle Tage bei uns neue entsetzliche Ereignisse. Und doch scheint mir, meine schöne Tochter Camilla habe keine Ursache sich zu beklagen, und das Leben habe sie bis hierher mit gar zarten Händen angefaßt.

Ich beklage mich auch nicht, Vater, sagte Camilla ernst, und ich nehme das Leben, wie es sich gerade giebt, ohne Murren an. Ich habe Muth Alles zu ertragen, was das Schicksal mir auferlegt, und gerade mit diesem Muth komme ich zu Dir, und frage Dich: Vater, was ist geschehen? Was bedeutet es, daß fremde Polizeidiener vor Deiner Thür stehen, daß sich das Volk vor Deinem Hause zusammenrottet, und lachend und spottend auf Deine Fenster zeigt?

Das bedeutet, daß ich für den Augenblick ein ruinirter Mann bin, rief Roschmann heftig, und daß ich in's Schuldgefängniß wandern muß, wenn meine Freunde mir nicht beistehen. Alle meine Combinationen haben mich betrogen, das Glück selber hat mich verrathen. Ich habe gespielt, der Dämon meiner Jugend hatte wieder Macht über mich gewonnen, ich verlor, wollte wieder gewinnen, was ich verloren, stellte Wechsel aus, die ich bezahlen wollte mit dem, was ich gewinnen würde, und die ich jetzt nicht wieder bezahlen kann, weil ich nichts gewonnen habe. Da weißt Du, was Du zu wissen begehrtest: Ich bin ruinirt, und wenn ich wirklich in den Schuldarrest muß, so bin ich doppelt ruinirt, denn ich werde alsdann auch meine Stelle als Kreishauptmann verlieren, und es bleibt mir nichts übrig als mich zu meinen lieben Landsleuten nach Tyrol zu begeben, und etwa mit ihnen abermals eine Revolution zu machen, um mich bei der Gelegenheit wieder zu einer wichtigen und einflußreichen Person emporzuschwingen. Bah, zum Verzweifeln ist's, nach zehnjähriger Arbeit wieder da anfangen zu müssen, von wo man beim Beginn seiner Laufbahn ausgegangen.

Gott wird verhüten, Vater, daß Du das wirklich thun wolltest, sagte Camilla ernst. Genug des Unheils

ist geschehen, genug der Unglücklichen haben Deinen Ehrgeiz büßen müssen, Du wirst nicht die traurigen Tage, unter denen Tyrol geblutet hat, wieder erneuern, Du wirst Deinen Landsleuten nicht neue vergebliche Hoffnungen erwecken wollen.

Du wirst mich verschonen mit Deinen Ermahnungen und Deiner Weisheit, rief ihr Vater streng. Hilf mir, wenn Du kannst, das ist besser als alle Deine schönen Worte!

Ich werde Dir helfen, so viel ich kann, rief Camilla sanft. Was ich habe, das ist Dein, mein Vater. Ich gebe Dir Alles, Alles! Komm mit mir, komm!

Sie faßte seine Hand, und führte ihn mit sanfter Gewalt durch mehrere Zimmer fort in ihr eigenes kleines Wohnzimmer. Dann schloß sie hastig und mit bebenden Händen den großen, messingbeschlagenen Schrank auf, und schlug die Thüren auseinander.

Da, sagte sie, auf die Maroquin-Etuis deutend, die in einem Fache des Schrankes standen, da, mein Vater, ist mein Vermögen, das Erbtheil, welches mir Dein Vater hinterlassen hat, die Perlen und Brillanten vom Muttergottesbild zu Waldrast. Ich mochte sie niemals tragen, ich wagte kaum, sie anzusehen; sie gehörten der Mutter Gottes, und ich habe sie nie als

mein Eigenthum betrachtet. Nimm sie also, mein Vater, verkaufe sie, und bezahle Deine Wechsel.

Thörin, sagte ihr Vater achselzuckend. Oeffne doch Deine herrlichen Schatzkästlein, und sieh!

Camilla that, wie er gesagt, und öffnete eins nach dem andern die Maroquin-Etuis, und immer bleicher ward ihr Antlitz, und ein immer wachsendes Erstaunen sprach aus ihren Zügen.

Leer, sagte sie dann, einen flammenden, entsetzten Blick auf ihren Vater werfend, sie sind alle leer.

Und das geht sehr natürlich zu, rief ihr Vater mit einem rauhen Lachen, ich habe sie geleert, denn ich brauchte Geld, und Du sagtest es selbst, diese Perlen stammten von meinem Vater her, sie waren also mein natürliches Erbtheil. Wenn mein Vater in seinem Testament dessenungeachtet sie Dir vermacht hat, so that er das wohl in einem Anfall von Gewissensscrupeln, und wollte der Jungfrau Camilla wenigstens geben, was er der Jungfrau Maria verdankte. Uebrigens ist mein Vater auf ganz ehrliche Weise zu diesen Perlen und Diamanten gekommen, die Jungfrau Maria hat sie ihm geschenkt, als er, auf Befehl des Kaisers Joseph, die Klöster in Tyrol aufheben mußte.*)

*) Herr von Roschmann, der Vater von Anton von Roschmann,

Camilla antwortete nichts, sie schien seine Worte gar nicht gehört zu haben; ihre großen dunklen Augen waren immer noch auf die leeren Schmuckkasten gerichtet, und starrten sie an, als ob sie in ihnen eine schauerliche, entsetzensvolle Geschichte läsen.

Nun, rief ihr Vater, der ihr eine Zeit lang schweigend zugesehen, nun, warum bist Du auf einmal verstummt? Du sagtest es ja selbst, Du hast diese Schmucksachen niemals getragen, warum bist Du denn also jetzt traurig, daß sie nicht mehr da sind?

Oh, nicht darüber bin ich traurig, Vater, sagte Camilla, langsam ihr Haupt schüttelnd, nicht über verlorne Perlen und Brillanten weint meine Seele, und —

Nun, das ist mir lieb, unterbrach sie ihr Vater rauh. Wenn Du glaubst, andere Gründe angeben zu können für diese trübselige Miene, mit der Du mich langweilst, so bitte ich Dich, mich damit zu verschonen.

---

ward beschuldigt, bei der Klosteraufhebung sich mancherlei von dem Klostergut angeeignet zu haben. Seine Frau erschien eines Tages im Theater mit einem kostbaren Perlenhalsband. Beim Hinausgehen begegnete ihr auf dem Corridor des Theaters die Erzherzogin Elisabeth. Sie deutete mit dem Finger auf das Perlenhalsband der Frau von Roschmann, und rief: „ei ei, diese Corallen habe ich ja früher an der Waldraster Muttergottes gesehn.“ Siehe: Lebensbilder. II. 436.

Es ziemt einer Tochter nicht, sich zur Schiedsrichterin ihres Vaters machen zu wollen, sie hat sich schweigend und gehorsam ihm zu unterwerfen, weiter nichts.

Du hast Recht, es ziemt einer Tochter nicht, ihrem Vater Vorwürfe zu machen, rief Camilla bewegt, aber es ziemt ihr, seine Freundin, seine Vertraute zu sein. Vater, ich bitte Dich, nimm mich zu Deiner Freundin an. Sieh, wir stehen uns so nah an Jahren, denn der Mann von vierundvierzig Jahren ist nicht viel älter als das Mädchen von zwanzig Jahren. Du hast kein Weib, der Du Deine Geheimnisse anvertrauen könntest, so sage sie mir, laß mich die Gefährtin Deines Lebens sein, laß mich Deine Stürme, Deine Sorgen und Gefahren mit Dir theilen. Du hast mich bisher behandelt als ein fremdes, Dir fern stehendes Wesen, als ein überflüssiges Etwas, das man im Prunkgemach aufstellt, dem man aber gar nicht vergönnen will, nützlich zu sein. Von meiner frühesten Jugend an, hast Du mich fern von Dir gehalten. Meine Kindheit ist liebeleer gewesen, ich habe keine Aeltern gehabt, denn meine Mutter hatte mir der Tod, meinen Vater das Leben entrissen. In einer Pensions-Anstalt, unter fremden Leuten bin ich auferwachsen, und als meine Erziehung vollendet war, als mein sehn-

suchtsvolles Herz endlich hoffen durfte, daß es mir nun vergönnt sein werde, in das Haus meines Vaters heimzukehren, da hielt Dein Wille mich abermals fern von demselben, da schicktest Du mich weit fort von Dir nach Tyrol zu fernen Verwandten, die mich nicht liebten, die mich mit Reichthum und Ueberfluß umgaben, aber mir nur das Eine, was mein Herz ersehnte: ein wenig Liebe, niemals geben mochten.

Nun, ich dächte, Du hättest da mehr Liebe bekommen, als Du annehmen wolltest, sagte ihr Vater lachend. Wenigstens war dies ja der Grund, weshalb Du durchaus begehrtest, das Haus unserer reichen und vornehmen Verwandten zu verlassen und zu mir zu kommen.

Es ist wahr, sagte Camilla ernst, der Sohn meines Oheims behauptete, mich zu lieben, er bot mir seine Hand an. Aber ich wußte, daß seine Aeltern ihn der reichen und schönen Comtesse von Sternbach zu vermählen wünschten, daß diese Partie lange schon unter den Aeltern eine beschlossene Sache war, ich durfte und wollte ihren Wünschen nicht entgegentreten, und ich mußte daher ihr Haus verlassen, um zu meinem natürlichen Beschützer, zu meinem Vater, zurück zu kehren.

Es wäre indessen viel klüger und zweckmäßiger gewesen, Du hättest Deinen liebenswürdigen Cousin, den reichen Herrn Baron von Storzing zu Deinem natürlichen Beschützer gemacht, und wärst seine Gemahlin geworden.

Ich sagte Dir ja, Vater, daß seine Aeltern ihm eine andere Braut bestimmt hatten.

Ah bah, was kümmern sich Liebesleute um die Wünsche und Bestimmungen ihrer Aeltern. Die Aeltern würden, wenn Ihr durchaus nicht von einander lassen wolltet, sich endlich in das Unvermeidliche gefügt haben, und Du wärst jetzt eine der reichsten und vornehmsten Damen von Tyrol. Es ist sehr unverständig von Dir, daß Du nicht so gehandelt, und den Bitten Deines Liebhabers nachgegeben hast.

Ich durfte das nicht, sagte Camilla ernst, ich konnte das nicht, denn ich, mein Vater, ich liebte meinen Cousin nicht, ich werde ihn niemals lieben!

Ah bah, wer verlangt das auch von Dir. Um zu heirathen, ist es gerade nicht nöthig, daß man liebt. Die Vernunftehen sind gemeinhin die glücklichsten und friedlichsten. Ich habe Deine Mutter aus Liebe geheirathet. Nun, was ist dabei heraus gekommen? Wir haben fünf Jahre der Schmerzen, der Enttäu-

schungen, der Entbehrungen und Sorgen miteinander durchlebt. Wir waren Beide arm, und der schöne Göttertraum, daß zum Glück des Lebens eine Hütte und ein Herz genüge, verflog schon in den Flitterwochen, und machte der bitteren Sorge Platz. Ich war ehrgeizig und begehrte für mein Leben mehr als eine dunkle Kammer fünf Treppen hoch, mehr als das ärmliche Gehalt eines subalternen Beamten. Deine Mutter fand, das sei ein Mangel an Liebe, und das Stück trockenes Brod, das ich an ihrer Seite verzehrte, müsse mir köstlicher schmecken, als ein Fasan an der Tafel eines reichen Gönners. Sie weinte und klagte über Lieblosigkeit, und ihre Thränen und ihre Liebesklagen brachten mich zur Verzweiflung. Ich floh unsere düstere thränenreiche Wohnung, wo ich nichts hatte, als eine jammernde Frau und ein schreiendes Kind, und suchte mein Glück außerhalb. Es gelang mir, meinen Vater, der sich aus Zorn über meine unglückselige Heirath mit einem armen Mädchen von mir gewandt, und aus seinem Hause verstoßen hatte, wieder zu versöhnen, er wollte mich wieder aufnehmen in sein Haus und als seinen Sohn, unter der einzigen Bedingung, daß ich ihm mein Weib und mein Kind nicht dahin bringen dürfe.

Aber Du nahmst diese Bedingungen nicht an, mein Vater, oh, ich beschwöre Dich, sage es mir, Du nahmst diese Bedingung nicht an?

Ich nahm sie an, und ich wäre ein Thor gewesen, es nicht zu thun! Mein Vater, der bis dahin immer hart und geizig gegen mich gewesen, war jetzt auf einmal der zärtlichste liebevollste Vater. Er bot mir an, für mein Weib und mein Kind zu sorgen, ihnen eine monatliche bedeutende Unterstützung zu gewähren. Ich mußte also, schon um ihre Existenz zu sichern, die Bedingung meines Vaters annehmen.

Arme, unglückliche Mutter, rief Camilla, Du hast ihr das Herz gebrochen, indem Du sie verließest!

Unsinn, sagte Roschmann achselzuckend, sie war immer kränklich gewesen, hatte immer eine schwache Brust gehabt, und so starb sie, drei Jahre nach unserer Trennung, als Du gerade Dein siebentes Jahr zurückgelegt hattest.

Oh, meine arme theure Mutter, rief Camilla, in Thränen ausbrechend, wie viel hast Du gelitten, welche furchtbare Schmerzen haben Dein Herz durchwühlt!

Nein, Du irrst, sagte ihr Vater ruhig, sie hat gar nicht viel gelitten, sie starb ganz schmerzlos. Als sie sich dem Tode nahe fühlte, da zum ersten Male seit

unserer Trennung sandte sie in das Haus meines Vaters, und begehrte, daß ich zu ihr komme, damit sie von mir Abschied nehmen könne. Dies Mal hatte selbst mein Vater nichts dagegen einzuwenden, und ich ging zu ihr. Sie lag auf ihrem Bette, und empfing mich mit einem seligen Lächeln. Aber ich, ich konnte nicht lächeln, und ich gestehe es Dir, als ich sie so bleich und mager, so ganz entstellt vor mir sah, sie, die ich vor drei Jahren als ein blühendes, schönes junges Weib verlassen hatte, da kam der ganze Jammer und die Erbärmlichkeit der Welt über mich, ich sank vor ihrem Bette nieder, und weinte bitterlich, und —

Er verstummte und legte mit einer raschen Bewegung seine Hand über seine Augen, als schäme er sich der Thränen, die auf einmal ihm den Blick umdüstert hatten.

Camilla sah es, und leise auf ihre Knieen niedersinkend, die gefaltenen Hände zum Himmel erhebend, flüsterte sie: Ich danke Dir, mein Gott, ich danke Dir. Sein Herz ist noch nicht verhärtet, er hat noch Thränen für meine unglückliche Mutter!

Ihr Vater indeß hatte schon diese augenblickliche Anwandlung von Rührung überwunden. Seine Augen

waren wieder trocken, und seine Züge hatten schon wieder ihren strengen, spöttischen Ausdruck angenommen.

Es ist eine Thorheit, sich rühren zu lassen über das, was längst vergangen und begraben ist, sagte er rauh. Geschehene Dinge lassen sich nicht wieder ungeschehen machen, und seine Todten muß man für immer begraben. Aber höre, Camilla, da wir einmal von Deiner Mutter und von ihrem Tode sprechen, so will ich Dir gleich sagen, was ich Dir in diesen Tagen hätte sagen müssen, und was ich Dir vielleicht nicht hätte sagen können, wenn es nämlich meinen Feinden gelingt, mich in's Schuldgefängniß zu bringen und wenn meine Freunde mich treulos verlassen. Komm hierher zu mir, Camilla, und höre, was ich Dir von Deiner Mutter zu sagen habe.

Camilla hatte sich langsam von ihren Knieen erhoben, und trat jetzt dicht zu ihrem Vater hin. Sprich, mein Vater, sagte sie, ich höre, und der Geist meiner Mutter ist ohne Zweifel in dieser Stunde neben mir, und hört Dich auch. Was sagte Dir meine sterbende Mutter?

Sie empfing mich, wie ich Dir schon gesagt, mit einem seligen Lächeln, und als ich weinend an ihrem

Lager niedersank, da legte sie ihre beiden Hände auf mein Haupt und segnete mich.

Sie segnete Dich? fragte Camilla mit vor Rührung zitternder Stimme. Sie segnete den Mann, der sie verlassen hatte?

Ja, sie that's, rief ihr Vater ungestüm, aber ich wollte, sie hätt's nicht gethan, denn die Erinnerung an den Moment ist mir noch oft wie ein Dolchstoß durch die Seele gefahren, und was ich auch gethan, um sie zu vergessen, sie ist immer in mir wach geblieben. Deine Mutter segnete mich, und dann rief sie Dich an ihr Lager. Du hattest bis dahin leise schluchzend in dem fernsten Winkel des Gemachs gesessen, das Haupt mit einem Tuch verhüllt, als wolltest Du damit Dein Schluchzen und Weinen unhörbar machen. Aber als Deine Mutter Dich rief, nahmst Du das Tuch von Deinem Haupte und eiltest an ihr Lager hin. Ich hatte Dich in drei Jahren nicht gesehen, und meine Blicke wandten sich daher ganz erstaunt auf dies kleine, schmächtige, bleiche, magere Geschöpf hin, das ich vor drei Jahren als ein allerliebstes rothwangiges, blondlockiges Wesen verlassen hatte. Ich streckte Dir die Hand hin, um Dich zu begrüßen, aber Du

schienst es nicht zu sehen, sondern blicktest nur auf Deine Mutter hin.

Ja, ja, ich weiß, sagte Camilla mit fliegendem Athem und bebenden Lippen, die Erinnerung an jene Stunde ist das Einzige, was mir von meiner Mutter im Gedächtniß geblieben; oft in meinen Träumen habe ich jenen Moment wieder durchlebt, und die schöne, bleiche Engelsgestalt wieder gesehen, die da mit einem strahlenden Lächeln auf ihrem Sterbelager ruhte. Oft bin ich erwacht von dieser wunderbaren, silberhellen, sanften Stimme, die zu mir sagte: Camilla, meine Tochter, sieh, das ist Dein Vater! Gieb ihm die Hand und heiße ihn willkommen, liebe ihn und sei ihm eine gute Tochter!

Ja, das waren ihre Worte, Du aber hieltest Deine beiden Hände fest in einander gepreßt, und schautest mich trotzig an. Das ist nicht mein Vater, sagtest Du. Mein Vater ist im Himmel, das hast Du mir oft gesagt, Mama, Gott hat meinen Vater zu sich genommen. Der da ist ein fremder Mann, den ich nicht kenne, und sein Gesicht gefällt mir gar nicht! Ja, Camilla, das waren die ersten Worte, mit welchen Du Deinen Vater begrüßtest. Du siehst, ich habe sie nie vergessen. Deine Mutter zog Dich heftig an sich,

und sah Dir mit einem flehenden Ausdruck in das kleine trotzige Gesicht. Camilla, sagte sie, — nun, unterbrach Roschmann sich selber, weißt Du, was Deine Mutter sagte?

Ich weiß es, mein Vater. „Camilla," sagte sie, „Du hast einen Vater im Himmel, aber von jetzt an wirst Du auch einen Vater auf Erden haben. Dies da ist Dein Vater, und kein fremder Mann. Gieb ihm also die Hand, und sage: Sei willkommen, lieber Vater!"

Du thatest, wie sie gesagt, rief ihr Vater, Du gabst mir die Hand, aber die Worte, die Du dabei murmeltest, die verstand ich nicht. Deine Mutter sah Dich mit einem langen zärtlichen Blick an, und zog Dich zu sich auf ihr Lager, und küßte Deine beiden Augen, Deine bebenden Lippen und Deine kalten zitternden Hände. Dann bat sie Dich hinaus zu gehen, und wehrte Dich mit sanfter Gewalt von sich fort. Du stürztest laut weinend aus dem Zimmer, und ich blieb mit Deiner Mutter allein. Sie schaute Dir nach mit einem langen Liebesblick, dann faltete sie ihre Hände, und betete leise. Nach einiger Zeit heftete sie dann ihre Augen wieder auf mich, und grüßte mich mit einem leisen Neigen des Kopfes. Ich fühle, daß

ich jetzt sterben werde, flüsterte sie, laß Camilla nicht Zeuge meines Todeskampfes sein, sie soll nur ein friedliches Bild von ihrer Mutter in der Erinnerung behalten. Du aber versprich mir, daß Du bei mir bleiben willst, bis ich gestorben bin. — Ich versprach es ihr, und sie legte ihre beiden Hände auf meine Hände, und beschwor mich, bei dem Angedenken an unsere einstige Liebe, Dich, Camilla, niemals zu verlassen, für Dich zu sorgen, Dich zu erziehen, wie es meiner Tochter würdig sei. Ich schwur es ihr, und sie lächelte und dankte mir mit einem sanften Neigen des Hauptes. Alsdann zog sie unter ihrem Kopfkissen einen versiegelten Brief hervor, und reichte ihn mir dar. Schwöre mir, sagte sie mit lauter feierlicher Stimme, schwöre mir bei Allem, was Dir heilig ist, diesen Brief unerbrochen unserer Tochter Camilla zu geben, an dem Tage, an welchem sie ihr zwanzigstes Jahr erreicht. — Ich schwur es ihr mit einem heiligen Eide, sie drückte einen langen Kuß auf das Papier, und gab es mir. Dann sank sie zurück auf ihr Lager, faltete die Hände und betete leise. Ein Ausdruck unaussprechlicher Milde und Ruhe breitete sich allgemach über ihre Züge aus, ein Lächeln durchleuch-

tete ihr bleiches Angesicht, und dieses Lächeln stand noch auf ihrem Angesicht, als sie schon gestorben war.

Und der Brief? flüsterte Camilla nach einer langen, schmerzvollen Pause. Du hast Deinen Schwur erfüllt, mein Vater, Du hast ihn unerbrochen aufbewahrt?

Ich habe es gethan, sagte Herr von Roschmann hoch aufathmend. In allen Stürmen meines Lebens, und wie sehr auch das Schicksal mich umherhetzte, immer habe ich dieses letzte Vermächtniß Deiner Mutter für Dich bewahrt, obwohl ich denken konnte, daß es eben für mich nichts Angenehmes und Schmeichelhaftes enthielt. Heute Morgen, als ich meine Papiere ordnete, um, falls ich wirklich die unangenehme Reise in's Schuldgefängniß antreten muß, zu verbrennen, was mir schädlich und verderblich werden könnte, heute Morgen kam mir auch dieser Brief in die Hände. Ich steckte ihn zu mir, um ihn Dir zu geben. Du wirst freilich erst in einigen Tagen zwanzig Jahre, aber da ich dann vielleicht nicht hier bin, um Dir das Document zu geben, so ist es besser, ich thue es gleich heute.

Gieb, o gieb! rief Camilla, ihm ihre beiden Hände entgegenstreckend. Laß mich das Vermächtniß meiner theuren, unglücklichen Mutter empfangen!

Hier ist es, sagte Roschmann, ein versiegeltes Papier aus seinem Busen hervorziehend. Du siehst, ich halte meinen Schwur. Ich gebe Dir das Papier, Deine Mutter wird natürlich in diesem Briefe eine gar schwere und bittere Anklage gegen mich richten, sie wird mich vielleicht beschuldigen, der Kummer um mich habe sie getödtet, sie wird Dich auffordern, ihren Tod zu rächen, — was weiß ich, was Alles ein krankes, empfindsames Weib sagen kann, die glaubt, daß das Schicksal und die Menschen ihr Unrecht gethan. Da, nimm den Brief, und lies die Anklage Deiner Mutter gegen Deinen Vater, der indessen auch seinen anderen Schwur treulich erfüllt, und seit dem Tode Deiner Mutter Dich niemals verlassen, sondern als ein treuer Vater für Dich gesorgt hat. Nimm den Brief und lies!

Er reichte ihr das Papier dar. Camilla nahm es, und drückte es fest an ihre Lippen, und heftete ihre von Thränen umdüsterten Augen auf die zierlichen feinen Schriftzüge ihrer Mutter. Dann erbrach sie langsam das Siegel, und schlug den Brief auseinander.

Ihr Vater schauerte leise in sich zusammen; gleichsam als habe der letzte Todesseufzer seines Weibes ihn aus dem entfalteten Papier angeweht, wich er er-

bleichend vor demselben zurück, und schlich leise auf den Zehen in die entfernte Fensternische.

Eine lange Pause, nur unterbrochen von dem leisen Schluchzen und den bangen Athemzügen Camilla's, trat ein. Roschmann stand noch immer in der Fensternische und blickte mit düsteren Mienen und fest zusammengekniffenen Lippen auf seine Tochter hin. Sie weinte nicht mehr, ihr schönes, edles Angesicht hatte einen strahlenden Ausdruck angenommen, und wie sie jetzt die Blicke auf ihren Vater hinwandte, glühten sie wie im Feuer triumphirender Freude.

Mit langsamen Schritten, hochgehobenen Hauptes schwebte sie durch das Zimmer, und trat zu ihrem Vater hin, der ihr fast wie mit einem Gefühl des Entsetzens entgegenschaute.

Gerade wie ihre Mutter, murmelte er in sich hinein, es ist, als ob ich sie selber sähe; es ist ihre Gestalt, ihr Angesicht, sie selber ganz und gar.

Mein Vater, sagte Camilla mit lauter, feierlicher Stimme, höre, was meine Mutter mir geschrieben hat. Du meintest, sie habe in diesem Briefe eine Anklage gegen Dich geschleudert, sie habe Dich beschuldigt, als wärest Du die Ursache ihres Todes, Du glaubtest, sie werde mich auffordern, ihren Tod zu rächen. Die

Antwort darauf liegt in diesem Briefe. Dem Geiste meiner Mutter soll Gerechtigkeit geschehen, und deshalb mußt Du hören, was sie mir geschrieben.

Lies, sagte ihr Vater düster, ich höre.

Camilla las: „Mein Vermächtniß an meine Tochter! Dies Vermächtniß, meine Camilla, ist kurz und einfach. Es drängt sich zusammen in die einfachen Worte: Liebe Deinen Vater, wie ich ihn geliebt habe. Wenn Du diese Zeilen liesest, bist Du ein erwachsenes Mädchen, und mancher Kummer und Schmerz mag Dein Leben getrübt haben, und Manches mögen Dir die boshaften Menschen gesagt haben, was Dich mit Trauer an Deine verstorbene Mutter denken läßt. Aber ich sage Dir, traue niemals den Verleumdern, dulde es niemals, daß sie Dir den Namen und Charakter Deines Vaters auch nur mit einem Hauch umdüstern wollen. Ich danke ihm das schönste und heiligste Glück, das die Erde zu bieten vermag, ich danke ihm meine Liebe. Sie hat mein Leben verklärt, sie hat mir Dich gegeben, Dich, meine Tochter. Mein Leben war Liebe, mein Tod ist Liebe, und indem ich sterbe, ist mein letzter Gedanke ein Segen für Deinen Vater, und für Dich, mein theures, geliebtes Kind! Aber meine sterbenden Lippen bitten Dich nicht nur, sondern

mit der Allgewalt der Liebe befehlen sie Dir: Liebe Deinen Vater! Ehre ihn, und sei ihm eine dankbare, demüthige und gehorsame Tochter. Bleibe bei ihm mit einer Liebe und Treue, welche durch nichts erschüttert werden kann, pflege ihn und tröste ihn, wenn er durch Krankheit oder Alter gebeugt ist, und wenn einst der Tod ihm naht, so küsse den Sterbenden und rufe ihm zu: Dein Weib steht droben am Throne Gottes und betet für Dich, und erwartet Dich! Sie erwartet Dich in Liebe, denn Liebe war ihr Leben und ihr Sterben. Gehe hin in Frieden, mein Vater, kehre heim zu Deinem Weibe. Das ist mein Vermächtniß, meine Tochter! Erfülle es, und der Segen Deiner Mutter wird bei Dir sein alle Zeit. Gedenke daran, so lange Du lebst, habe es immer vor Augen und im Herzen: Liebe Deinen Vater, sei ihm gehorsam und treu, und folge in Allem seinem Willen, damit der Segen Deiner Mutter auf Dir ruht! Dies ist mein Lebewohl, bis auf das Wiedersehen dort oben.

Deine Mutter."

Camilla hatte zu Ende gelesen, und blickte noch immer auf das Papier hin, und schien jedes dieser Worte, welche die Hand ihrer sterbenden Mutter geschrieben, mit ihren leuchtenden Augen zärtlich zu grüßen.

Ihr Vater achtete nicht auf sie. Ganz verloren in seine Erinnerungen, starrte er vor sich hin, und eine tiefe Rührung arbeitete und zuckte in seinen Mienen.

Sie war sanft und milde, wie ein Engel, sagte er dann leise vor sich hin, nie kam ein Vorwurf über ihre Lippen, nie zürnte sie mir. Und ich war doch oft hart und grausam gegen sie. Wäre sie an meiner Seite geblieben, so wäre ich ein guter und glücklicher Mensch geworden, und Frieden und Ruhe wäre jetzt in meiner Seele. Aber der Dämon des Ehrgeizes, der Geldgier und Wollust gewann wieder Macht über mich, ich verkaufte mein Weib um schnöden Vortheils willen, ich opferte sie dem Stolz und dem Hochmuth meines Vaters, ich schämte mich meines niedrig gebornen, in Armuth auferzogenen jungen Weibes, und während sie weinte und in Kummer sich verzehrte, lebte ich in Lust und Freude, stürzte ich mich in den Strudel der Welt und vergaß meines Weibes, und meines Kindes. Ich hatte meinen guten Engel verlassen und dem bösen Dämon Gewalt über mich gegeben. Aber der Dämon hat dennoch den Engel gerächt. Seit jener Stunde, als mein Weib ihre sterbende Hand segnend auf mein Haupt legte, statt mir zu fluchen, seit jener Stunde, in der ich sie mit einem Lächeln auf den Lippen sterben

sah, ist mein Leben ruhelos gewesen, habe ich keinen Frieden mehr gefunden, denn die Erinnerung wollte niemals von mir weichen, und immer sah ich vor mir das bleiche Antlitz meines Weibes mit dem gebrochenen Blick, und dem sanften Lächeln. Ich wollte dieser Erinnerung entfliehen, ich stürzte mich in die wildesten Wogen des Lebens, vergeblich, immer vergeblich. Alles habe ich versucht, um ihr zu entrinnen, den Ehrgeiz, das Spiel, die Aufregungen der Revolutionen und Verschwörungen, des wilden Kampfes, der gefährlichen Intriguen habe ich zu Hülfe gerufen, aber Alles ist umsonst gewesen! Immer wieder taucht ihr bleiches Angesicht in meiner Seele auf, und die Stelle auf meinem Haupt, welche ihre segnende Hand berührt hat, brennt wie glühende Kohlen. Ja, der Dämon hat den Engel gerächt, und ich bin ein armer unglückseliger Mann!

Er schlug seine Hände vor sein Angesicht, und sank laut ächzend auf einen Sessel nieder.

Camilla hatte ihm mit gefaltenen Händen, athemlos vor innerer Bewegung zugehört. Jetzt, als sie den sonst so starken, stolzen Mann so zerbrochen und ächzend daliegen sah, hob sie langsam die gefaltenen Hände und den andachtsvollen Blick zum Himmel empor.

Meine Mutter, Du bist gerächt, flüsterte sie leise. Gott, ich danke Dir! Du hast das Herz meines Vaters gerührt. Jetzt kann ich ihn lieben, denn ich sehe, daß er leidet, und daß er die Vergangenheit beweint!

Langsam ließ sie ihre Hände niedergleiten, und trat dann zu ihrem Vater hin, der noch immer mit verhülltem Antlitz laut ächzend dasaß.

Camilla legte leise ihre Hand auf seine Schulter, er schreckte zusammen, und ließ die Hände von seinem Gesicht niedergleiten. Ein Ausdruck des Schreckens, der Beschämung malte sich jetzt in seinen Zügen, in der Gewalt seiner Aufregung hatte er die Anwesenheit seiner Tochter ganz vergessen, und es demüthigte ihn jetzt, daß sie Zeuge seiner Gemüthsbewegung, seiner Thränen gewesen.

Was willst Du noch hier? fragte er unwillig. Warum bist Du nicht hinausgegangen?

Vater, sagte Camilla feierlich, ich bin bei Dir geblieben, weil ich Dir noch etwas zu sagen habe! Du hast mir das heilige Vermächtniß meiner Mutter gegeben, und ihr Geist ist mit uns Beiden in dieser Stunde! Höre mich also, Geist meiner Mutter, höre meine Worte, und gieb ihnen Deinen Segen! Vater, beim Geist meiner Mutter schwöre ich Dir, daß ich

ihr Vermächtniß erfüllen will. Ich will Dich lieben, ich will Dir gehorsam sein, und treu, ich will in Allem Deinem Willen folgen, damit der Segen meiner Mutter auf mir ruhe! So hat sie es befohlen, und so soll es sein! Das schwöre ich! Und nun, mein Vater, nun nimm mich an Dein Herz, nun laß mich in Wahrheit Deine Tochter sein!

Sie warf sich mit leidenschaftlichem Ungestüm an seine Brust, und ihn mit ihren beiden Armen fest umschlingend, drückte sie einen langen, innigen Kuß auf seine Lippen.

Und ihr Vater, hingerissen von ihrer Gluth und Zärtlichkeit, zog sie fester an sein Herz, erwiderte ihren Kuß, und murmelte leise: meine Tochter, meine geliebte Tochter!

Sie glitt aus seinen Armen vor ihm nieder auf die Kniee, und küßte seine Hände, und schaute mit zärtlichen Liebesblicken zu ihm empor.

Mein Vater, sagte sie mit einem seligen Lächeln, laß es mich noch ein Mal wiederholen: Beim Geist meiner Mutter schwöre ich Dir, ich will Dich lieben, ich will Dir gehorsam sein und treu, ich will in Allem Deinem Willen folgen freudig und ohne Murren!

Ich aber, mein Kind, ich schwöre Dir, daß ich

Deinen Gehorsam niemals mißbrauchen, daß ich Dir ein guter Vater sein will, sagte Roschmann tief bewegt. Deine Mutter hat uns zusammengeführt in dieser Stunde, und die Welt soll uns nicht wieder trennen, ich —

Auf einmal schreckte er zusammen, und seine Augen richteten sich entsetzt auf die Zeiger der Uhr hin, die da drüben auf dem Kaminsims stand.

Mein Gott, murmelte er, es ist bald zwölf Uhr! Ich habe Alles vergessen, die Vergangenheit hatte mir die Gegenwart entrückt. Bald zwölf Uhr! Und meine Boten sind noch nicht zurück, und wenn sie in einer halben Stunde nicht hier sind, und wenn sie mir keine Hülfe bringen, so bin ich verloren!

Nein, nein, rief Camilla, Du bist nicht verloren! Muth, mein Vater, Muth! Laß uns auf Mittel sinnen, das drohende Unheil von uns abzuwenden! Laß mich zu dem Wechselagenten gehen! Er wird uns eine Frist bewilligen, wenn auch nur auf drei Tage! In diesen Tagen schaffe ich Dir das Geld, das Du bedarfst. Wir wollen alle unsere Sachen, unser ganzes Hab und Gut verkaufen!

Das genügt nicht, um meine Wechsel zu bezahlen, sagte Roschmann achselzuckend.

Dann gieb ihm Quittung für ein ganzes Jahr auf Dein Gehalt!

Thörin, und wovon wollen wir denn leben?

Ich werde für Dich arbeiten, mein Vater, rief Camilla freudig.

Schwärmerin, sagte ihr Vater lächelnd, was würde die Welt dazu sagen, wenn die Tochter des Kreishauptmanns von Roschmann, die schöne, bewunderte und gefeierte Camilla plötzlich für Geld arbeiten wollte. Nein, mein Kind, wir wollen uns nicht zum Gelächter der Welt machen, sondern trachten, der Welt unsere Armuth und Noth zu verbergen.

Laß uns uns selbst vor ihr verbergen, rief Camilla heftig, laß uns fliehen, mein Vater. Ein neues Leben soll für uns beginnen, in eine neue Welt wollen wir uns flüchten. Schließe ab mit der Vergangenheit, Vater, kehre heim nach Deinem Vaterlande, nach Tyrol. In irgend einer Sennhütte wollen wir uns niederlassen, in Einsamkeit und Stille wollen wir leben mit Gott und der Natur. Oh komm, mein Vater, komm!

Nein, ein solches Leben ist nicht mehr für mich, sagte ihr Vater düster, lieber den Tod, als solch ein Dasein! Ich — Horch, Camilla, da sprengt ein Reiter

heran, er hält vor unserer Thür! Das ist einer meiner Boten!

Er stürzte zum Fenster, und blickte hinab. Ja, ja, der Christian ist's. Er kommt vom General Kutschera! Was für Nachrichten wird er mir bringen! Oeffne die Thür, Camilla, eile ihm entgegen. Ach, da ist er schon! Nun, Christian, schnell! Was bringst Du mir?

Nichts, Herr Kreishauptmann, sagte der eben eintretende Reitknecht achselzuckend. Der Herr General von Kutschera ist heute Morgen zur Truppen-Inspection nach Gratz abgereist.

Es ist gut, murmelte Roschmann, ihm mit der Hand winkend, hinaus zu gehen. Nun, sagte er dann leise vor sich hin, vielleicht bringt mein anderer Bote bessere Nachricht! Hudelist hat mich oft seinen Freund genannt, vielleicht beweist er sich mir jetzt als Freund!

Vater, rief Camilla, dort von der andern Seite der Straße kommt ein anderer Reiter gesprengt!

Das ist mein zweiter Bote, sagte Roschmann, wieder an's Fenster tretend. Nun, Camilla, nun wird mein Schicksal entschieden!

Eine bange Pause trat ein, Beide horchten sie auf

das Geräusch der nahenden Schritte. Jetzt öffnete sich wieder die Thür, und der zweite Bote trat ein.

Warst Du beim Herrn von Hudelist in Wien? fragte Roschmann.

Ja, Herr Kreishauptmann, ich war dort. Aber der Herr Hofrath von Hudelist war nicht zu Hause. Vor einer Stunde war er über Land gefahren, Niemand wußte wohin.

Roschmann stieß eine Verwünschung aus, und hieß mit wildem Ungestüm den Boten hinausgehen.

Jetzt bin ich verloren, sagte er dumpf vor sich hin.

Laß mich zu dem Agenten gehen, bat Camilla, ich werde uns drei Tage Bedenkzeit erbitten, dann schreibe ich an meine Tante, die Gräfin Sternbach, und bitte sie um Hülfe. Sie hat mich immer geliebt, sie wird meine Bitte erfüllen, und in drei Tagen kann der Courier zurück sein!

Bemühe Dich nicht, sagte ihr Vater rauh. Ich selbst hatte an dies Auskunftsmittel gedacht, und schon vor acht Tagen habe ich an die Frau Tante Gräfin geschrieben. Sie hat mir gestern sehr höflich und verbindlich geantwortet, aber meine Bitte hat sie entschieden zurückgewiesen. Um elender zehntausend Gulden willen in Angst und Verzweiflung zu sein!

Oh Vater, Vater, keine Vorwürfe in dieser Stunde, rief Camilla schmerzvoll. Ich bin ja bereit, Alles für Dich zu thun, was ich vermag!

Zehntausend Gulden, schaffe mir zehntausend Gulden, sagte ihr Vater heftig.

Sie seufzte und blickte sinnend und mit sich selber ringend eine Zeitlang vor sich hin. Nun denn, sagte sie matt, ich will das Aeußerste thun, ich will mich demüthigen. Ich schaffe Dir das Geld, Vater, ich gehe zum Erzherzog Johann!

Zum Erzherzog Johann! rief ihr Vater mit einem rauhen Lachen. Als ob der Erzherzog Johann ein so reicher Mann wäre, daß er sogleich zehntausend Gulden verschenken könnte. Und dann? Kennst Du ihn denn so genau, daß Du glaubst, er werde Dir das Geld geben?

Ich glaube, daß er's thun würde, flüsterte Camilla, deren bleiche Wangen jetzt von Purpurröthe bedeckt waren.

Ihr Vater sah sie mit scharfen, durchbohrenden Blicken an. Wovon kennst Du ihn denn so genau, daß —

Er verstummte, denn so eben begann die Uhr mit lautem Schlag die zwölfte Stunde anzuschlagen.

Zwölf Uhr, murmelte Roschmann, die Frist ist zu Ende, und keine Hülfe! Keine! Ich bin verloren, rettungslos verloren!

Jetzt hörte man rasche Tritte auf der Treppe, sie kamen näher und näher. Die Thür ward aufgerissen, und der Wechselagent, begleitet von den zwei Gerichtsdienern, erschien in derselben.

Herr Kreishauptmann von Roschmann, sagte er, auf Roschmann zuschreitend, und ihm die Wechsel darreichend, die Frist ist abgelaufen. Lösen Sie diese Papiere ein, oder folgen Sie mir in's Schuldgefängniß!

Ich habe für den Augenblick nicht die nöthigen Summen bereit, rief Roschmann heftig. Ich konnte nicht vermuthen, daß alle diese Papiere mir auf einen Tag präsentirt werden würden. Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ich werde Ihnen das Geld in drei Tagen schaffen! Geben Sie mir also nur noch drei Tage Frist, und Sie sollen befriedigt werden!

Nichts da, keine Frist! Ich habe von meinem Hause den strengen Befehl, heute bis zur Mittagsstunde das Geld einzukassiren, oder Sie ohne Nachsicht in das Schuldgefängniß zu führen. Da ist der Arrestbefehl, vom Herrn Polizeipräsidenten von Hager ausgestellt. Ich frage Sie also zum letzten Mal, mein Herr, sind Sie bereit diese Wechsel einzulösen?

Nein, schrie Roschmann, nein, ich bin nicht bereit zu zahlen. Aber ich bin auch nicht bereit Ihnen zu

folgen! Niemand hat hier Gewalt über mich! Ich werde Traiskirchen nicht verlassen, sondern Sie werden es thun! Sie allein!

Ein heftiger Wortwechsel begann, und so laut, so stürmisch schrieen die Beiden, daß sie darüber das Geräusch eines heranrollenden Wagens ganz und gar überhörten. Dieser Wagen indeß hielt vor der Thür des Kreishauptmanns an. Der Diener, der neben dem Kutscher auf dem hohen Bock saß, sprang behende herab, und näherte sich mit abgezogenem Hut ehrfurchtsvoll dem Wagenschlag.

Jetzt ward von innen das Fenster niedergelassen und der Kopf des Herrn Staatshofraths von Hudelist schaute heraus.

Geh dort hinein, Jean, sagte er mit seiner knarrenden, rauhen Stimme, geh' und melde mich dem Herrn Kreishauptmann von Roschmann. Oder halt, bleib' hier! Ich will den Herrn Kreishauptmann überraschen! Oeffne.

Der Diener riß den Wagenschlag auf, und Herr von Hudelist verließ den Wagen, und ging mit langsamen gravitätischen Schritten dem Hause zu.

Wie er jetzt die Treppe hinauf schritt, vernahm er von oben das laute Geräusch der scheltenden und

zankenden Stimmen. Herr von Hudelist blieb stehen, und horchte, und ein schadenfrohes grimmiges Lachen fuhr über sein pockennarbiges Gesicht hin.

Ach, ich höre, es ist Alles vortrefflich gegangen, sagte er, vergnügt sich die Hände reibend. Mein kluger Agent hat mir das matt gehetzte Wild gestellt, und es wird in meine Hände laufen. Es ist eine allerliebste Komödie, und ich bin ganz zufrieden mit meinem Plan! Zuerst alle Wechsel dieses leichtfertigen Schuldenmachers und Spielers aufgekauft, dann ihm einen Agenten, begleitet von einem Verhaftsbefehl und zwei Gerichtsdienern, auf den Leib gehetzt, und im Augenblick der höchsten Gefahr und Noth erscheine ich als Deus ex machina, um den bedrängten, verzweifelten Ritter aus seiner Noth zu befreien, und seine Wechsel einzulösen. Es ist ein allerliebster Tauschhandel! Ich kaufe seine Wechsel, und er verkauft mir dafür seine Seele! Hei, wie das poltert, und zankt und schreit! Vorwärts jetzt! Der Schutzgeist in dieser Komödie hat sein Stichwort erhalten, es ist Zeit, daß er erscheine!

Mit hastigen Schritten eilte er jetzt die Treppe hinauf, und wie eben der Wortwechsel da drinnen mit erneuerter Gewalt begann, öffnete er rasch die Thür.

IV.

Der Freund in der Noth.

Bevor der erhitzte, zornige Kreishauptmann noch seine Gegenwart bemerkt hatte, stand Hudelist schon in der Mitte des Zimmers.

Was geht hier vor, mein Freund? fragte er mit dem Anschein des höchsten Erstaunens.

Roschmann wandte sich hastig um, und ein Schrei der Freude drang von seinen Lippen.

Herr von Hudelist, Sie hier, rief er, ihm die Hand entgegenstreckend. Ach, nun bin ich gerettet!

Wenn ich Sie zu retten vermag, nun, dann sind Sie gewiß gerettet, sagte Hudelist lachend. Sagen Sie also schnell, was giebt's, womit kann ich Ihnen dienen?

Sie sehen mich in der äußersten Verlegenheit, mein theurer Freund und Gönner. Irgend ein Feind, der mich zu ruiniren trachtet, hat die Wechsel, die ich durch

unglückliche Verhältnisse auszustellen gezwungen war, an sich gekauft, und begehrt heute für alle auf einen Tag die Auszahlung. Da ist der Wechselagent, der sie mir präsentirt, und der für den Fall, daß ich nicht zahlen kann, mit einem Verhaftsbefehl versehen ist, um mich in's Schuldgefängniß abzuführen.

Und Sie sind in dem Fall nicht zahlen zu können? fragte Hudelist lächelnd.

Leider bin ich das. Ich war nicht vorbereitet auf so große Zahlungen, ich —

Die Summe ist also sehr hoch? Wie viel denn?

Zehntausend Gulden!

Alle Wetter, das heißt wirklich als ein nobler Cavalier Schulden machen, rief Hudelist lachend. Zehntausend Gulden! Ich gestehe, daß ich auf eine solche unerwartete Zahlung auch nicht vorbereitet gewesen wäre, und daß ich sehr froh bin, sie nicht leisten zu müssen.

Sie können mir also nicht helfen, verehrter Freund? fragte Roschmann kleinlaut. Ich hoffte nur auf Sie in meiner höchsten Noth, und sandte deshalb heute Morgen einen reitenden Boten an Sie, der Sie leider aber nicht mehr zu Hause traf.

Ach, Sie haben zu mir geschickt. Freilich, Ihr

Bote konnte mich nicht treffen, denn ich bin schon in der frühen Morgenstunde aus Wien abgefahren, um einige Besuche in der Nachbarschaft zu machen. Und sehen Sie, wie der Zufall das günstig fügt, Sie suchen mich, und ich komme, ohne das zu ahnen, freiwillig zu Ihnen, gerade, da Sie eines Freundes bedürfen. Ich bin Ihr Freund, das wissen Sie, und ich kann es Ihnen hoffentlich beweisen. He, mein Freund, wandte er sich an den Wechselagenten, der auf einen Wink seiner Hand ehrerbietig näher trat. Zehntausend Gulden beanspruchen Sie?

Ja, Herr Staatshofrath, hier sind die sämmtlichen, alle schon verfallenen Wechsel, wenn Ew. Excellenz sie prüfen wollen.

Nein, nein, ich glaub' Ihnen auf's Wort, und Ihre Teufelsverschreibungen werden schon ihre Richtigkeit haben. Aber ich denke, wir werden uns schon arrangiren.

Wenn der Staatshofrath von Hudelist für die Zahlung Bürge sein wollen, so —

Nun, wir sprechen nachher davon, unterbrach ihn Hudelist. Vorläufig bitte ich Sie, mein Herr, daß Sie, sammt Ihren Gerichtsdienern, sich da in den Vorsaal zurückziehen, und warten bis ich Sie rufe. Ich habe mit dem Herrn Kreishauptmann von Rosch-

mann zu reden, und da sich unsere Unterredung auch ein wenig auf die Zahlung Ihrer Wechsel bezieht, so werden Sie wohl noch eine Stunde Geduld haben!

Zehn Stunden, wenn es sein muß, Herr Staatshofrath.

Nun, so viel beanspruche ich gar nicht von Ihrer Langmuth. Aber jetzt, ich bitte, hinaus mit Ihnen! Und nun, fuhr Hudelist fort, als der Agent mit den beiden Gerichtsdienern eiligst das Zimmer verlassen hatte, nun sind wir allein, um ein ungestörtes Wort mit einander zu reden. Doch nein, da ist noch eine Dame. Und ich grober Mensch habe sie noch nicht einmal begrüßt.

Es ist meine Tochter, Herr von Hudelist.

Ah, die Tochter, von deren Schönheit und Anmuth ich schon so viel habe reden hören!

Und Hudelist hinkte durch das Zimmer nach der Fensternische hin, in welche sich Camilla seit dem Beginn des Streits zwischen ihrem Vater und dem Wechselagenten zurückgezogen hatte.

Verzeihung, mein Fräulein, sagte er mit seinem grinsenden Lächeln, indem seine kleinen blitzenden Augen die ganze Gestalt Camilla's prüfend überschauten, Verzeihung, daß meine Augen Ihre reizende Erscheinung

übersehen konnten. Entschuldigen Sie das mit meiner Freundschaft für Ihren Vater, dessen kleine Verlegenheit ganz und gar meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Mein armer Vater befindet sich in der That in der äußersten Bedrängniß, entgegnete Camilla, er hofft ganz auf Ihre Freundschaft, und wenn die Bitten seiner Tochter —

Keine Bitten, sondern Befehle, unterbrach sie Hubelist. Was so schöne Lippen bitten, wird sogleich für mich Befehl. Ich gehorche Ihnen, meine schöne Herrin. Kommen Sie, Roschmann, wir wollen diese Angelegenheit ordnen, und wär's auch nur, um mir einen freundlichen Blick aus den wundervollen Augen Ihrer schönen Tochter zu verdienen. Kommen Sie, führen Sie mich in Ihr Kabinet!

Erlauben Sie, daß ich dies Zimmer verlasse, und bleiben Sie hier, Herr Hofrath, bat Camilla.

Nein, nein, das wäre das Uebermaaß der Unhöflichkeit, eine Dame aus dem Zimmer, in dem sie sich befindet, zu verdrängen. Schnell, Freund, führen Sie mich in Ihr Kabinet!

Er nahm Roschmanns Arm, und verließ rasch mit ihm das Zimmer.

Camilla schaute ihm mit einem düstern Blick nach. Er sieht böse aus, flüsterte sie. Ich traue ihm nicht, und vielleicht ist er der böse Dämon, der meinen Vater wegziehen will von der Straße, auf der ihn die Engelsstimme meiner Mutter wieder hingeleitet. Nein, nein, ich traue ihm nicht, denn ich weiß, daß er ein Feind des Erzherzogs Johann ist, das heißt, ein Feind alles Edlen, Großen und Guten. Oh, meine Mutter, beschütze uns, wache über uns, und lenke das Herz meines Vaters! —

Eine Stunde später rollten zwei Wagen von dem Hause des Kreishauptmanns von Traiskirchen fort. In dem einen saß der Staatshofrath von Hudelist, in dem andern befand sich der Agent mit seinen beiden Gerichtsdienern. Aber zum größten Mißvergnügen des gaffenden Volkes, das immer noch die Straße belagert hatte, um Zeuge der Verhaftung des gestrengen Kreishauptmanns zu sein, befand sich dieser nicht als Arrestant in der Begleitung der Männer der Gerechtigkeit. Er stand vielmehr ganz frei in der Thür seines Hauses, und begrüßte den abfahrenden Agenten mit einem stolzen, vornehmen Kopfnicken. Dann wandte er sich um, schritt wieder die Treppe hinauf, und begab sich in den Salon, in welchem seine Tochter sich befand,

und am Fenster stehend der Abfahrt der beiden Equipagen zugeschaut hatte.

Alles abgemacht, sagte Roschmann ihr freundlich zunickend. Herr von Hudelist hat sich mir wirklich als treuer Freund bewährt. Er hat für mich Bürgschaft geleistet, und neue Wechsel ausgestellt, die erst in einigen Monaten fällig sind.

Aber wirst Du dann besser als heute im Stande sein, zu bezahlen? fragte Camilla, die Blicke mit einem forschenden Ausdruck auf das Antlitz ihres Vaters gerichtet.

Ich hoffe es, sagte Roschmann. Ich selbst habe noch einige Gelder auszustehen, und das Uebrige wird sich finden. Aber sprechen wir nicht mehr von dieser unangenehmen Sache, sie ist abgemacht und begraben. Sprechen wir von Dir, Camilla. Nehmen wir unser Gespräch da wieder auf, wo es auf so unangenehme Weise vorher unterbrochen ward. Wir sprachen vom Erzherzog Johann, den Du für mich zum Retter aufrufen wolltest, und auf dessen Beistand Du ganz bestimmt glaubtest rechnen zu dürfen. Ich wußte gar nicht, daß Du dem Herrn Erzherzog persönlich bekannt seiest. Woher hast Du ihn denn kennen gelernt?

Ich kenne den Erzherzog seit drei Jahren, sagte

Camilla mit niedergeschlagenen Augen. Die Tante, Gräfin Sternbach, kam, wie Du weißt, selber nach Wien, um mich aus der Pensions-Anstalt abzuholen. Sie blieb den ganzen Winter dort und ich wohnte bei ihr. Der Erzherzog Johann, den sie seit langen Jahren kennt, und der sie früher mehrmals sogar auf einige Tage in Tyrol besucht hat, kam täglich zu ihr, und die Tante stellte mich ihm vor.

Und er war so gnädig, sich mit Dir zu unterhalten?

Ja, mein Vater, der Herr Erzherzog war immer sehr gnädig und gütevoll gegen mich, sagte Camilla mit niedergeschlagenen Augen. Er liebte es, mit mir von Tyrol zu sprechen, denn Du weißt es wohl, er ist ein treuer und aufrichtiger Freund der Tyroler, und es hat ihn tief geschmerzt, daß er das heilige Versprechen, das er den Tyrolern gegeben, nicht einlösen konnte.

Sagte er Dir das? fragte Roschmann hastig.

Er klagte oft darüber, und sprach mit tiefem Schmerz von dem unglücklichen, verlassenen Tyrol, dessen heldenmüthiges Kämpfen so schlecht belohnt worden.

Und Du stimmtest natürlich ein in seine schwermüthigen Klagen?

Bin ich nicht die Tochter eines Tyrolers? fragte Camilla. Ist es nicht natürlich, daß ich mein Vaterland liebe, und da es unglücklich ist, um dasselbe weine?

Ja, Du bist die Tochter eines Tyrolers, rief Roschmann lebhaft, und ich hoffe es noch eines Tages allen Denen, welche mir mißtrauen, und mich als einen Abtrünnigen anklagen möchten, zu beweisen, daß ich ein treuer und echter Sohn meines Vaterlandes bin, daß ich, gleich dem Erzherzog Johann, den Schmerz um das arme verrathene Tyrol tief in meinem Herzen trage, und nicht eher ruhen werde, bis das Vaterland wieder befreit ist, und die Märtyrer von 1809 gerächt sind.

Oh, mein Vater, rief Camilla mit freudestrahlenden Augen, ich danke Dir für dieses Wort. Nun erst liebe ich Dich recht, und kann Dir ganz vertrauen, da ich weiß, daß auch Du das Unglück Tyrols im Herzen trägst, und an seiner Befreiung arbeiten willst. Wie wird der Erzherzog sich freuen, wenn Du ihm das sagst, wenn er erkennen muß, daß Du kein Abtrünniger, kein Ungetreuer bist, sondern daß Du Dein Vaterland liebst, und gleich ihm um dasselbe trauerst. Oh, wenn Du wüßtest, wie sehr der Erzherzog das schöne Tyrol

liebt, wie heiliger Ernst es ihm ist mit dieser Liebe, wie bereit er ist, Alles zu thun, um wieder gut zu machen, was verschuldet ist. Du hättest ihn am Sterbebette Anton Wallners müssen weinen sehen, um zu wissen, um zu begreifen, was er, der edle Erzherzog, damals gelitten hat.

Sahest Du ihn denn? fragte Roschmann rasch. Warst Du denn am Sterbebett Anton Wallners?

Ja, ich war dort, sagte Camilla ernst. Anton Wallner hatte eine liebreizende, edle Tochter mit sich nach Wien gebracht, und der Erzherzog bat die Gräfin und mich, uns der armen, unglücklichen Elise anzunehmen. So ging ich zu ihr in das Krankenhaus, in welches sie ihren armen Vater gebracht hatte, und war Zeuge seines Todes. An diesem Sterbebett schloß ich mit Elisen einen heiligen Freundschaftsbund, und dem Erzherzog danke ich also die liebste und theuerste Freundin meines Lebens. Denn Elise Wallner ist seitdem meine Freundin geblieben, und oft ist sie Wochen lang bei uns in Tyrol auf Schloß Sternbach gewesen, weil auch die Gräfin sie zärtlich liebt.

Und hast Du den Erzherzog seit Deiner Abreise nach Tyrol gar nicht wieder gesehen? fragte Rosch-

mann hastig. Ist er niemals nach Tyrol gekommen, um seine Freundin, die Gräfin Sternbach, zu besuchen?

Du weißt ja, daß er nicht nach Tyrol gehen darf, sagte Camilla traurig. Der strenge Befehl des Kaisers hält ihn von Tyrol fern. Aber sein Herz ist doch dort geblieben, und er hat seine Freunde niemals vergessen.

Weißt Du das so genau? fragte Roschmann mit einem ungläubigen Lächeln.

Ja, ich weiß es genau, rief sie glühend, ich —

Plötzlich verstummte sie, und warf einen angstvollen zweifelnden Blick auf ihren Vater.

Nun? fragte Roschmann. Zweifelst Du etwa an mir? Glaubst Du, ich gehörte nicht zu den Eingeweiheten, ich wüßte es nicht, daß der Erzherzog in Verbindung ist mit den Häuptern des damaligen Tyroler Aufstandes? Glaubst Du, es sei mir unbekannt, daß er mit Sieberer und Panzl, mit Eisenstecken und Wintersteller in geheimem Briefwechsel ist?

Ich weiß nichts davon, sagte Camilla ernst. Ich kenne alle diese Männer nicht, aber daß der Erzherzog Tyrol noch immer liebt, das weiß ich, denn zuweilen, wenn er an die Gräfin Sternbach schrieb, hatte er die Freundlichkeit ein kleines Briefchen für mich hinzuzufügen.

Und Du hast ihm doch hoffentlich geantwortet?

Ja, ich habe ihm geantwortet, flüsterte Camilla ganz leise.

So, daß Du bis zu Deiner Abreise von Thyrol mit ihm im Briefwechsel standest?

Nein, sagte Camilla, langsam ihr Haupt schüttelnd, nein, ich hatte seit einem Jahr nicht mehr an ihn geschrieben.

Und weshalb nicht?

Camilla zögerte zu antworten, und blickte sinnend vor sich hin.

Nun, fragte ihr Vater, willst Du schon in dieser Stunde Geheimnisse vor mir haben? Soll schon jetzt, da wir uns kaum gefunden, etwas Entfremdendes zwischen uns treten, und das innige Vertrauen, das wir kaum zu einander gefaßt, schon wieder untergraben werden?

Nein, nein, rief Camilla lebhaft, nein, ich will Dir beweisen, daß ich Dir wirklich vertraue, mein Vater, und mich vor Dir sogar meiner Thorheiten nicht schäme. Du fragst, warum ich nicht mehr an den Erzherzog geschrieben? Der Grund war, weil ich nicht mehr wußte, ob er noch Zeit und Lust habe, meine Briefe zu lesen. Er schrieb viel seltener als sonst an

die Gräfin Sternbach, und wir wußten, daß er der Tänzerin Rosabella Balzerini seine Gnade zugewandt.

Sie ist auch eine Tyrolerin, lachte Roschmann.

Ja, aber eine falsche, verrätherische Tyrolerin, sagte Camilla ernst. Elise Wallner wußte das, und alle Getreuen entsetzten sich, als sie vernahmen, daß der Erzherzog Johann diesem Mädchen sein Vertrauen, vielleicht sogar seine Liebe geschenkt habe.

Und deshalb schriebst Du nicht mehr an den Erzherzog?

Ja, das war der Grund.

Aber seit Du hier bist, seit diesen drei Monaten, die Du wieder bei mir bist, hast Du den Erzherzog da niemals gesehen, niemals gesprochen?

Gesehen habe ich ihn wohl zuweilen, gesprochen niemals.

Und er? Sah er Dich auch?

Nein, er ahnt wohl nicht, daß ich hier bin, und wenn er es selbst wüßte, würde es ihm gleichgültig sein. Was kann ihn ein armes, unbedeutendes Mädchen, wie ich es bin, interessiren?

Nun, das ist in der That ja ein ganzer Roman, den ich da erfahre, rief Roschmann. Und Du verschwiegst mir das Alles? Du lebst seit sechs Monaten

hier bei mir in Traiskirchen, und hast mir nicht einmal gesagt, daß Du den Erzherzog kennst?

Ich war Dir ja eine Fremde, und Du behandeltest mich als eine Fremde, sagte Camilla, ihn mit innigen Blicken anschauend. Heute hast Du mich zum ersten Mal Deine geliebte Tochter genannt, heute hat die theure segnende Hand meiner Mutter unsere Herzen, die bis dahin geschlossen waren, für einander geöffnet, und die lang zurückgehaltene Liebe strömt frisch und warm und mit dem innigsten Vertrauen aus dem Herzen Deiner Tochter hervor.

Und niemals soll Dich dies Vertrauen täuschen, meine geliebte Camilla, sagte Roschmann, sie sanft an sich ziehend. Du sollst von jetzt an die Vertraute Deines Vaters sein, sollst Theil nehmen an seinem Leben, an seinen Plänen und Entwürfen. Oh, welch ein Segen, daß ich endlich eine theilnehmende Gefährtin gefunden habe, daß ich eine Seele weiß, der ich rückhaltlos vertrauen kann. Und diesen Segen verdanke ich meinem edlen, heimgegangenen Weibe. Sie hat uns zusammengeführt, ihr Segen und ihre Liebe ist mit uns.

Oh, mein Vater, welch ein Glück, Dich so sprechen zu hören, rief Camilla, mit Thränen seliger Freude ihren Vater fest umschlingend.

Er zog sie innig an sein Herz, und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

Jetzt, meine Camilla, sagte er dann, jetzt höre, was ich Dir zu sagen habe. Ich will Dir beweisen, wie sehr ich Dir vertraue, und meine innersten Gedanken will ich Dir mittheilen. So höre denn: Hudelist hat mir angeboten, alle meine Schulden zu bezahlen, und mir noch eine bedeutende Gehaltserhöhung außerdem zu verschaffen.

Wenn er das that, Vater, so hat er gewiß dafür von Dir Gegendienste gefordert, sagte Camilla erbebend. Man kennt den Herrn von Hudelist. Wenn er anscheinend Gutes thut, so will er damit doch nur Böses erreichen. Nicht wahr, er fordert Gegendienste?

Ja, er fordert Gegendienste. Er fordert weiter nichts, als daß ich den Erzherzog Johann und seine Freunde an ihn verrathe.

Camilla stieß einen Schrei aus, und legte ihre beiden Hände auf den Arm ihres Vaters. Was antwortetest Du ihm? fragte sie athemlos, bebend vor Erwartung. Du wiesest seinen Antrag mit Entrüstung zurück, nicht wahr?

Ich hütete mich wohl, das zu thun, sagte Roschmann achselzuckend. Ich ging vielmehr auf seinen

Antrag ein, und forderte eine nähere Erklärung desselben. Und Herr von Hudelist war so gefällig, sie mir zu geben. Er sagte mir, daß der Erzherzog in geheimem Einverständniß mit den Häuptern des Tyroler Aufstandes sei, daß Einige von ihnen heimlich in Wien gewesen, und zur Nachtzeit geheime Unterredungen mit dem Erzherzog gehabt hätten. Die Regierung wisse das ganz genau, aber der Erzherzog benähme sich so vorsichtig, und seine Freunde seien so verschwiegen, daß es durchaus unmöglich sei, den Erzherzog der Theilnahme an diesen geheimen Tyroler Plänen zu überführen, und dem Kaiser Beweise dafür zu geben, daß der Erzherzog das Haupt einer großartigen Verschwörung sei, die nur auf den richtigen Moment warte, um auszubrechen. Der Kaiser würde aber sehr zufrieden damit sein, solche Beweise zu erhalten, weil ihm die Gelegenheit erwünscht sein würde, den Erzherzog ganz und gar aus dem Staatsdienst zu entfernen, und ihn in irgend ein entferntes Exil zu verbannen.

Und warum denn dies? fragte Camilla bewegt. Was hat dieser edle, hochherzige und milde Erzherzog denn dem Kaiser gethan, daß er ihn so glühend haßt?

Was er ihm gethan hat? rief Roschmann achsel-

zuckend. Er hat es verstanden, sich beim Volk beliebt zu machen, er ist ein gelehrter Mann, ein gescheidter Kopf, er hat ein warmes Herz, eine edle Seele. Das Alles sind Vorzüge, die in den Augen des Kaisers zu Fehlern werden, weil der Erzherzog mit diesen Vorzügen seinen kaiserlichen Bruder überragt, und in den Schatten stellt. Deshalb soll der Erzherzog einer Schuld überwiesen werden, deshalb will man ihn zum Rebellen stempeln, um ihn seiner Aemter zu entsetzen, und ihn ganz und gar unwirksam zu machen. Und diese Schuld an ihm aufzufinden, den Erzherzog in eine Verschwörung zu verwickeln, das soll fortan meine Aufgabe sein.

Deine Aufgabe? rief Camilla entsetzt. Dich will man zum Verräther des Erzherzogs machen?

Ja, man erzeigt mir diese Ehre. Man ertheilt mir die edle und würdige Rolle eines faux frère, der sich in das Vertrauen und die Geheimnisse des Erzherzogs einzuschleichen, und nachher ihn zu verrathen hat.

Und Du hast sie angenommen? Du hast diesen elenden Versucher nicht in's Gesicht geschlagen? Nicht ihn den ganzen zerschmetternden Zorn eines Ehrenmannes empfinden lassen?

Wenn ich das gethan hätte, würde ich mich selbst in's Verderben gestürzt haben, ohne dem Erzherzog irgend nützlich sein zu können. Ich hätte alsdann in das Schuldgefängniß wandern müssen, und man würde für den Erzherzog irgend einen andern faux frère gefunden haben, der in Wahrheit an ihm zum Verräther geworden wäre, und mit dem Erzherzog auch die Tyroler in's Verderben gestürzt hätte. Das Alles konnte ich dadurch verhüten, daß ich mich bereit erklärte, den Antrag des Herrn von Hudelist anzunehmen, und also that ich es. Mag Hudelist mich immerhin für einen Verräther halten, ich sichere dadurch den theuren edlen Erzherzog vor wirklichen Verräthern. Ich werde zur Strafe seines elenden Antrages ihn mystificiren, und ihm allerhand Mittheilungen machen, die im Stande sind, ihn auf eine falsche Fährte zu führen, und die wirklichen Pläne des Erzherzogs mit undurchdringlichen Schleiern so lange zu verhüllen, bis der Moment der That für ihn gekommen ist, und er alle Hüllen und alles Geheimniß verschmähen kann. Ich opfere mich dem Wohl des Erzherzogs, dem Wohl meines Vaterlandes Tyrol! Ich nehme die Rolle eines Verräthers auf mich, um den Erzherzog Johann und Tyrol vor den schlimmen Verräthern zu bewahren. Nun kennst Du

mein größtes und gefährlichstes Geheimniß. Wirst Du, da Du es kennst, Deinen Vater verachten?

Nein, ich werde ihn lieben, ihn ehren, und mich seiner freuen, rief Camilla glühend, indem sie ihres Vaters Hand an ihre Lippen drückte. Dank, mein Vater, Dank für Dein Vertrauen, Dank auch für das große Opfer, das Du der heiligen Sache des Vaterlandes darbringst. Nun werde ich niemals wieder an Dir zweifeln und irre werden! Du hast es mir vergönnt, auf den Grund Deines Herzens zu schauen, und ich weiß jetzt, welcher edlen und hochherzigen Aufopferung mein Vater fähig ist. Oh, ich liebe Dich und ich glaube an Dich, und niemals soll ein Zweifel unser edles und schönes Verhältniß trüben!

Aber es werden nicht Alle denken, wie Du, sagte Roschmann traurig, denn Niemanden darf ich die Ursache meines Benehmens entdecken, und man wird daher leicht mir mißtrauen können. Nun, ich werde es ertragen, wenn nur der Erzherzog an mich glaubt.

Oh, er wird an Dich glauben, rief Camilla hastig, und wenn es der Bürgschaft bedürfte, so werden meine Freunde in Tyrol sie ihm geben. Sie werden ihm sagen, daß mein Vater ein treuer Tyroler geblieben

ist, daß er bereit ist mit ihnen zu kämpfen, zu siegen, oder zu sterben.

Und wenn sie das sagen, so werden sie dem Erzherzog nur die Wahrheit berichten, rief Roschmann begeistert. Ja, ich bin bereit meinem Vaterland mit Gut und Blut zu dienen, ihm mein Leben, mehr noch als mein Leben, ihm meine Ehre zu opfern. Die Zeit der Thaten ist wieder gekommen, Tyrol ist wie ein Vulkan, der unter der Asche glüht, und bald kann es kommen, daß die glühende Lava ihm entströmt, um alle diejenigen zu vernichten, welche die Freiheit Tyrols gemordet, seiner Rechte gespottet, seine Wünsche überhört haben! — Nun aber, meine Camilla; meine junge Vertraute, höre, was ich Dir zu sagen habe! Wir verlassen noch heute diesen Ort, und ziehen nach Wien. Der Statthalter, Graf Saurau, wird mir den Urlaub, den ich noch heute von ihm fordern werde, nicht versagen können, denn der mächtige Hofrath von Hudelist wird mir bei ihm das Wort reden. Wir gehen nach Wien, und wer weiß, ob wir nicht für immer dort bleiben!

Nach Wien! rief Camilla freudig. Ich werde die schöne Heimath meiner Kindheit wiedersehen!

Und Du wirst auch den edlen Erzherzog Johann

wiedersehen, sagte ihr Vater lächelnd. Du wirst ihm sagen, daß wir Beide gute Tyroler geblieben sind, und daß das Vaterland auf uns zählen kann. Nun, meine Tochter, ordne Alles zu unserer Abreise, denn wie gesagt, noch heute müssen wir fort. Hudelist denkt, daß ich nach Wien kommen soll als Verräther und Spion, Du allein weißt, daß ich dahin gehe im Dienst Tyrols und des geliebten Erzherzogs Johann! Auf denn, nach Wien!

V.

Der neue Mäcen.

Im Gartensalon des Schwarzenberg'schen Hauses auf der Wieden, das seit einem Jahr dem Erzherzog Johann gehörte, und ihm zum Sommeraufenthalt diente, war heute in der Frühe des Morgens eine kleine auserlesene Gesellschaft versammelt. Da waren Maler und Dichter, Geschichtsschreiber und Botaniker, Gelehrte und Künstler aller Art. Sie Alle hatte der Erzherzog heute zu sich geladen, und sie waren freudig der Einladung des allgeliebten Prinzen gefolgt.

Jetzt, da alle Geladenen versammelt waren, öffnete sich die Thür, welche zu dem Cabinet des Erzherzogs führte, und Johann, einfach und schmucklos gekleidet, trat ein.

Mit einem freundlichen Kopfnicken und herzlichen Worten begrüßte er die Gesellschaft, und reichte Jedem seine Hand dar.

Nicht wahr, sagte er dann, sich mit leuchtenden Augen im Kreise umschauend, nicht wahr, Sie finden mich hochmüthig, daß ich mich berechtigt glaube, Sie zu mir zu laden, Sie, welche in unserer Kaiserstadt die Wissenschaften und die Künste repräsentiren, und daß ich mir erlaube, mich als einen der Ihrigen zu betrachten? Aber ich finde, daß in diesen düstern und traurigen Zeiten die Wissenschaften und Künste allein im Stande sind zu trösten, und aufzuheitern, und den niedergedrückten Geist aufzurichten und zu stärken zur Hoffnung auf bessere Tage. Diese Hoffnung in allen Geistern zu erwecken, die Liebe zum Vaterland, die in dem Schmerz um sein Geschick fast erstorben ist, neu in unserm Volk zu stärken, dazu sollen Sie Alle mir Ihren Beistand verleihen. Wollen Sie das, meine Freunde?

Ja, wir wollen es, riefen Alle freudig. Sagen Ew. Hoheit nur, was wir zu thun haben! Befehlen Sie über uns!

Er nickte ihnen freundlich zu. Nichts von Befehlen, sagte er lebhaft, Freunde befehlen einander nicht, sondern sie erbitten den Beistand der Freunde. So bitte ich denn, kommen Sie und machen Sie mit mir einen Spaziergang durch den Park. Sie wissen, dies Haus

ist meine kleine Sommerwohnung und Sie sollen sie mit mir heute durch Ihren Besuch einweihen, wie Sie mir vor einem Jahr mein Wohnhaus für den Winter einweihen halfen. Kommen Sie! Machen wir einen Spaziergang durch den Park!

Er schritt lächelnd durch die geöffneten Glasthüren in den Garten hinab und die Herren folgten ihm. Die breite Allee gingen sie rasch hinab, und jetzt bog der Erzherzog in einen Seitenweg ein.

Nun kommen wir in meinen eigentlichen Garten, sagte Johann; das da vorn, das ist das Prunkgemach meines Parks, da mögen die Prinzen und die Hofleute spazieren gehen, und ihre Uniformen in der Sonne blitzen lassen. Hier dieses dunkle Gebüsch, diese Baumgruppen und Rasenplätze, diese kleinen schattigen Wege und verschwiegenen Bosquets, das ist unser Garten, meine Herren, und hier werden Sie in der Zukunft, hoffe ich, als Eigenthümer leben und walten. Sehen Sie da, dies kleine Haus mit den breiten großen Fenstern, das so verschwiegen dasteht. Was meinen Sie, meine lieben Maler Schnorr, Peter Kraft und Karl Ruß, wollen wir es einmal anschauen?

Mit Vergnügen, Hoheit, lassen Sie uns dahin

gehen, riefen die Maler. Dieses kleine allerliebste Haus ist ganz dazu geeignet, die Neugierde zu erregen.

Der Erzherzog lächelte, und schritt rascher vorwärts zu dem Hause hin. Die Thür desselben war nur angelehnt, Johann stieß sie auf, und winkte den Herren ihnen zu folgen.

Sie traten zuerst in eine kleine von Säulen getragene Halle ein, auf deren marmornem Fußboden mit goldenen Lettern das Wort Salve zu lesen war. Zu beiden Seiten, und in der Mitte dieser Halle befanden sich drei Thüren, und durch die erste derselben traten sie jetzt in einen hohen ziemlich weiten Raum ein, der nur durch ein einziges hohes Fenster seine Beleuchtung erhielt. Vor diesem Fenster stand eine Staffelei, auf derselben eine aufgespannte Leinwand, auf dem kleinen Tisch daneben ein großer geöffneter Malkasten mit Farben, Pinseln und Palette. Einige schöne, kunstvoll geschnitzte Armstühle und Sessel standen an den Wänden, und auf einigen Tischen lagen allerlei prächtige schwere Seidenstoffe.

Welch ein bezauberndes Atelier, rief Karl von Schnorr freudig. Glücklich der Maler, der es bewohnen soll.

Es sind drei solcher Ateliers in diesem Hause, sagte Johann lächelnd, und weiterhin werden Sie noch

ein ebensolches Haus sehen, das auch drei Ateliers enthält. Verlassen Sie nur dies Haus und gehen wir weiter!

Und der Erzherzog führte seine Gäste jetzt durch reizende Blumenpartieen und schattige Gänge mit bequemen Ruhesitzen zu einem andern Hause, dessen Inneres ganz dem ersten glich, nur daß es keine Staffelei und keine Leinwand enthielt, sondern einen ziemlich großen Marmorblock, und eine roh aus Thon zusammengeknetete Statue.

Das ist mein Bildhauer-Atelier, sagte Johann, und der Marmorblock wartet auf seinen Meister.

Dann begleitete er seine Gäste weiter durch den Garten zu großen Treibhäusern, in denen sich seltene ausländische Gewächse befanden, und die herrlichen Blumen der Tropenwelt ihre farbenreichen duftenden Kelche geöffnet hatten. Am Ende dieser Treibhäuser gelangte man in einen kleinen Saal, in welchem auf einer langen Tafel Mappen und ganze Stöße Papier sich befanden, während an den Wänden in offenen Schränken ganze Reihen großer Folianten aufgestellt waren.

Alle diese Mappen und diese Stöße Papiere enthalten Pflanzen aus den Alpen, der Schweiz und Tyrol,

die ich theils selbst gesammelt, oder von Botanikern gekauft habe. Ich warte auf einen gelehrten Botaniker, der diese Pflanzen ordnet, und ein Werk über sie schreibt, damit die Welt den Pflanzen- und Blüthenreichthum der Alpen kennen lerne. In jenen Büchern da in den Schränken befinden sich bildliche Darstellungen der Pflanzen und Blumen und die besten bisher gedruckten Werke über Botanik. Was sagen die Botaniker Jakob Gauermann und Anton Knapp zu diesem Saal?

Ich finde, daß er ein kleines Paradies ist, rief Jakob Gauermann.

Ich möchte ein Jahr lang in ihm bleiben, um alle diese Pflanzen zu studiren und zu ordnen, rief Anton Knapp.

Erzherzog Johann lächelte, und hieß die Gesellschaft mit ihm weitergehen. Aus diesem Saal schritten sie jetzt über eine kleine Vorhalle wieder hinaus in den Garten, und die Allee, die sich jetzt vor ihnen aufthat, führte sie nach kurzer Wanderung wieder zurück zu einem Seitenflügel des Palais, das den Park begrenzte.

Treten wir hier ein, statt nach dem Haupteingang zurückzukehren, sagte der Erzherzog, die breiten Stufen der Treppe hinaufschreitend, die auf einen von Säulen getragenen Perron führte. Der Erzherzog schritt rasch

über denselben hin, und trat durch die hohen Glasthüren in ein Gemach ein, dessen elegante und doch einfache Einrichtung, dessen Stille und Ruhe einen wunderbar behaglichen Eindruck machte. Da waren bequeme Divans und Lehnstühle, da waren Tische mit Kupferstichen und Büchern, da in der Nische des Fensters stand ein Schreibtisch, umgeben von schönen blühenden Topfgewächsen. An der Wand hingen einige schöne Oelgemälde berühmter Meister, und auf dem Sims des Kamins standen zur Seite einer bronzenen Uhr zwei allerliebste Marmorstatuen. An der Wand über dem Divan hing eine Guitarre und auf einem Tischchen zur Seite des Divans stand ein großer Kasten mit Cigarren.

Nun, mein junger Freund Theodor Körner, was sagen Sie zu diesem Zimmer? fragte der Erzherzog, sich an den jungen Dichter wendend, dessen dunkle glühende Augen mit lächelnden Blicken umherschauten.

Ich sage, daß dies das reizendste Zimmer für einen Poeten und Schriftsteller ist, das ich in meinem Leben gesehen habe, rief Theodor Körner. Nur, verzeihen Ew. Hoheit, nur fehlt ihm, um vollendet schön zu sein, noch Eins.

Was denn, mein Freund?

Es fehlt ihm eine kleine Bibliothek, Hoheit.

Ach, sehen Sie, wie gut sich das fügt, sagte Erzherzog Johann lächelnd, indem er das Zimmer durchschritt, und die Thür gegenüber öffnete, da ist die Bibliothek, die unser gelehrter Dichter wünscht. Durchwandern wir sie rasch.

Sie traten nun in eine Reihe von Zimmern, deren einziger Schmuck der Wände in den Büchern bestand, die in schönen hohen Mahagony-Schränken zu vielen Tausenden da aufgestellt waren.

Es findet sich hier für alle Zweige der Wissenschaften etwas, sagte Johann, am reichlichsten aber ist da Bedacht genommen auf gute Quellenwerke der deutschen, und speciell der österreichischen Geschichte. Mein Freund, unser berühmter Historiograph Hormayr, hat dafür Sorge getragen, und Alles herbeigeschafft, was für den Forscher in diesem Zweig der Geschichte von Bedeutung ist. Sehen Sie, jetzt sind wir am Ende meiner Bibliothek, und da kommen wir wieder in die gewöhnlichen Gesellschaftssäle.

Aber dies, Hoheit, ist kein gewöhnlicher Gesellschaftssaal, rief Karl von Schnorr, als sie jetzt in einen großen Saal eintraten, der durch leichte Querwände

in mehrere kleinere Gemächer abgetheilt war, von denen jedes durch ein großes Fenster beleuchtet ward.

Nein, Sie haben Recht, sagte Johann, das ist kein gewöhnlicher Saal, sondern es ist meine Gemälde-Galerie.

Aber wo sind die Gemälde, gnädiger Herr?

Wo die Gemälde sind? Nun, die sind in den Büchern meiner Bibliothek, in den Köpfen unserer Poeten, in den Fingerspitzen unserer Maler hier. Sie haben nun meinen kleinen Sommersitz gesehen, und hier in dieser meiner künftigen Gemälde-Galerie, die nur noch keine Gemälde aufzuweisen hat, hier will ich Ihnen sagen, warum ich Ihnen, den Künstlern, den Dichtern und den Gelehrten denselben gezeigt. Weil dieses Alles für Sie bestimmt ist, weil Sie mir hier helfen sollen, unserm Vaterland einen Tempel der Erinnerung zu bauen, zu welchem es wallfahrten soll, um in demselben Erhebung, Muth und Trost zu finden. Unser Vaterland ist jetzt gebeugt, und darnieder getreten, es seufzt unter schwerem Druck und blutet an tausend Wunden. Ein fremder Despot hat seine eiserne Hand auf den Nacken Oesterreichs gelegt, und unsern Stolz gebeugt. In solchen Zeiten, in denen man nicht handelnd und kämpfend auftreten darf, in denen man nichts thun

darf als schweigend und gedemüthigt unter dem Joch dahingehen, in solchen Zeiten ist es Pflicht, das gebeugte Volk aufzurichten, indem man ihm den Glauben an seine Zukunft durch die Erinnerung an seine große Vergangenheit zu bewahren sucht, indem man es weckt zu dem Bewußtsein seiner Selbst und seiner Kraft, und das Nationalgefühl in ihm stärkt. Das Volk von Oesterreich kennt seine Geschichte nicht, machen wir es mit derselben bekannt! Da wir nicht kämpfen dürfen mit den Waffen von Stahl und Eisen, so lassen Sie uns kämpfen mit den Waffen des Geistes. Unser Volk ist jetzt verdammt zum Schweigen, es darf seinen Jammer und seinen Zorn nicht mehr aussprechen und laut klagen, es darf nicht mehr sagen, was es denkt. Ein Volk aber, das nicht mehr sagen darf, was es denkt, wird bald nicht mehr denken, als es sagen darf. Behüten wir unser Volk vor dieser Verdumpfung, indem wir es mahnen an seine Größe, indem wir seine eigene Geschichte ihm vergegenwärtigen. Die Geschichte der Völker ist die trefflichste Schutzwache für die Herrschenden, wie für die Beherrschten. Aber sie giebt auch die drohendste Trutzwaffe ab gegen fremden Uebermuth und fremde Uebermacht; man kann durch sie ebenso gut das Erworbene mannhaft behaupten, als nach Um-

ständen das Verlorene wieder gewinnen. Ein Volk, dem in Lied und Bild seine Geschichte verkörpert, und in Saft und Blut übergegangen ist, das kann wohl für den Moment durch das Unglück des Zufalls, durch Unverstand der Anführung überwunden, niemals aber für lange Zeit unterjocht werden. Geben wir also unserm Volk seine Geschichte in Lied und Bild, geben wir ihm inmitten der demüthigenden Gegenwart seine großen und stolzen Erinnerungen wieder, und lehren wir es durch dieselben, was es thun muß, um seiner Vergangenheit wieder würdig zu sein, und sich wieder aufzurichten aus seiner Erniedrigung. Wollen wir das, meine Freunde?

Ja, das wollen wir! riefen alle Anwesenden freudig. Sagen Sie uns, was wir zu thun haben, um Ihre großen Gedanken zur That werden zu lassen?

Was Ihr zu thun habt, meine Freunde? fragte Johann. Ihr habt den Göttern und den Göttinnen, den Nymphen und Grazien, den Allegorien und Legenden, den Helden und Heldinnen der alten Zeit für immer Lebewohl zu sagen, Ihr habt aus der Legende und der Mythe, aus der Antike und der Sage Euch der Wahrheit und Wirklichkeit der Geschichte zuzuwenden. Die Kunst muß erweckt werden im Sinn und der Be-

deutung der Zeit, sie muß dem Volksgeist näher gebracht werden! Es ist endlich genug mit den Göttern und Göttinnen, und den Helden des trojanischen Krieges. Erinnert Euch des Wortes von Voltaire: „Wer wird mich von den Griechen und Römern befreien, und von diesen vielen edlen Vater- und Brudermördern, und von dieser traurigen Familie des Königs Agamemnon, die niemals endigen und sterben kann.“ — Ja, befreit uns von diesem Allen, laßt Zeus und Juno, Eros und Endymion endlich schlafen gehen, Ihr Maler, vergeßt Venus und Bacchus, die wasserschöpfenden Nymphen und die ewig nackten Grazien, Ihr Bildhauer, gönnt der Virginia und dem Brutus, dem Coriolan, den Horatiern und Curiatiern ebenso gut die Ruhe als dem Damon und der Phillis und den empfindsamen Schäferinnen allen, Ihr Dichter! Gebt uns in Wort und Bild und Statue die Geschichte, die Geschichte unseres Volkes. Laßt uns vaterländische Bilder, vaterländische Statuen, vaterländische Poesie schaffen! Laßt die Helden der Vergangenheit reden zu den gebeugten Männern der Gegenwart, laßt die Geschichte des Volks zu dem Volk sprechen, damit es aus derselben erkennen und fühlen lerne, es sei immer noch ein einig, ungebrochen Volk, und in dieser Erkenntniß erwache aus

seiner Lethargie, und sich aufrichte aus seiner Schwermuth und Duldsamkeit! Laßt uns Nationalmuseen, Nationalgalerien, Nationalgedichte schaffen!

Ja, riefen Alle mit flammenden Blicken, mit von Begeisterung strahlenden Angesichtern. Ja, geben wir dem Volke, was des Volkes ist! Geben wir ihm seine Geschichte und seine Erinnerungen wieder!

Thut, wie Ihr gesagt habt, und laßt mich Euch fördern, so viel es meinen schwachen Kräften erlaubt ist, sagte Johann freudig bewegt. Ihr habt die Häuser gesehen, welche die Ateliers enthalten. Ich habe sie für Euch gebaut, meine lieben Maler, für Euch Karl von Schnorr, Peter Kraft und Karl Ruß. Die Leinwand steht bereit, und wartet auf Euch; gehet hin, und malt uns Scenen aus unserer großen vaterländischen Geschichte. Die Geschichte Oesterreichs und des Hauses Habsburg ist reich an großen und erhabenen Momenten. Haltet sie fest auf Eurer Leinwand, malt in historischem Geist uns Nationalbilder, und macht, daß die Wände meiner National-Galerie nicht lange mehr leer bleiben. Ihr habt meine Ateliers gesehen, Ihr Bildhauer. Der Marmorblock wartet auf Euch. Genug der Göttinnen, der verschämten Venusgestalten und der Madonnen sind geschaffen, jetzt laßt uns unsere

vaterländischen Helden sehen, wie sie wirklich gewesen, laßt sie aus ihrem Grabe wieder auferstehen, sie in dem Marmor zum Leben erwachen. Die Heroen Oesterreichs wollen erwachen unter Eurem Meißel. Rudolph von Habsburg wartet auf Euch, und der große Joseph, mein unglücklicher Oheim, und Andreas Hofer, mein hingemordeter Freund, und wollt Ihr die Schönheit darstellen, so nehmt Philippine Welser, und wollt Ihr die Tugend, so nehmt Maria Theresia, und wollt Ihr den Schmerz, so nehmt Maria Antoinette! — Ihr habt das trauliche Zimmer gesehen, das dem Dichter Theodor Körner so wohl gefällt. Es erwartet Euch, Ihr Dichter und Schriftsteller. Laßt uns nicht mehr erfundenen Jammer und erfundene Herzensqualen lesen, nicht mehr Mondscheinliebe, und märchenhafte Abenteuer. Schöpft Eure Stoffe aus dem unerschöpflichen Born aller Romane und aller Poesie, aus der Geschichte. Geht hinein in die Bibliothek, schlagt die Bücher unserer Geschichte auf, und Ihr werdet auf jeder Seite Stoff zu einem Epos oder einem Gedicht, zu einer Tragödie oder einem Lustspiel finden. Gebt dem Volke, was des Volkes ist, gebt ihm seine Geschichte! Gebt ihm seine Geschichte, Ihr Historiker, gebt sie ihm treu und wahr! Lassen Sie sich nicht abschrecken von Ihrem

Werk, Freund Hormayr, seien Sie uns immer der österreichische Plutarch, der zu uns redet von der wirklichen Vergangenheit und aus den vergilbten Pergamentblättern des Archivs uns herrliche Denkmale der Geschichte hervorsucht und an's Licht fördert. Und endlich ein Wort zu Ihnen, Ihr meine Botaniker, Jakob Gauermann und Anton Knapp. Ihr habt die Treibhäuser gesehen und den Saal mit den Herbarien. Er ist für Euch! Ordnet die Pflanzen, enthüllt uns die reiche Flora der Alpenwelt, und lehrt das Volk die heilkräftigen und nützlichen Pflanzen kennen, die auf seinen Bergen und in seinen Thälern wachsen. Alles für das Volk und Alles mit dem Volk, das sei unser Wahlspruch!

Ja, Alles für das Volk und Alles mit dem Volk, riefen die Künstler und die Dichter begeistert, und sie umringten den Erzherzog Johann, und reichten ihm die Hände dar, und lächelten ihm zu mit Thränen in den Augen.

Und nun gehet hin, und arbeitet, sagte Johann, sie Alle mit Blicken voll Liebe grüßend. Ich werde Euch lohnen, soweit ich vermag, und wenn der Lohn nicht Eurer Arbeit entspricht, so denkt, daß ich ein

armer machtloser Prinz bin, der gern mehr geben möchte, dem aber die Flügel wie die Hände gebunden sind!

Nein, rief Karl von Schnorr begeistert aus, Sie sind nicht arm, nicht machtlos! Sie geben uns mehr, als Schätze und Geld, Sie geben uns Gedanken, Pläne und Ziele. Sie geben uns eine Zukunft! Ihnen werden wir es zu danken haben, wenn wir einst genannt und berühmt sind, Sie sind unser Schützer, unser Helfer. Heil unserm Mäcen, dem Erzherzog Johann!

Und laut und jauchzend riefen Alle es nach: Heil unserm Mäcen, dem Erzherzog Johann!

VI.

Die Warnung.

Sie wollen also wirklich schon wieder uns und das liebe Wien verlassen? fragte der Erzherzog Johann den Grafen Nugent, der sich bei ihm in seinem Kabinet befand.

Ja, Hoheit, ich muß aufbrechen, erwiderte Graf Nugent ernst. Ich darf nicht länger rasten auf meiner Pilgerfahrt, ich muß weiter wandern. Ueberall regt sich der Geist der Bewegung in den Völkern, man muß diesen Geist höher anfachen, und dem unter der Asche glimmenden Feuer immer neue Nahrung gewähren, damit er endlich in hellen Flammen emporschlage.

Ich beneide Sie um Ihren Glauben, und um Ihre Hoffnungen, seufzte Johann traurig.

Ew. Hoheit theilen sie nicht?

Nein, nein, Freund, ich theile sie nicht! Vor

Ihnen darf ich mein Herz nicht verhüllen, vor Ihnen darf ich die Wahrheit bekennen, wie fürchterlich und trauervoll diese Wahrheit auch sein möge. Ich habe keine Hoffnungen! Keine Hoffnungen auf die Fürsten, und keinen Glauben an die Völker. Ich fürchte, daß all Ihr hochherziges Bemühen vergeblich ist, daß Sie die Völker nicht erwecken werden zum Heldenmuth der That, und daß, selbst wenn es Ihnen gelingen könnte, die Fürsten sehr geneigt wären, ihre erwachenden Völker lieber mit Gewalt und Zwangsmitteln niederzuhalten, als sich an ihre Spitze zu stellen! Schauen Sie doch nur um Sich, Freund, sehen Sie, welche Charakterlosigkeit, welche Schwäche und Entwürdigung uns umgiebt. Wir, die wir den Despoten hassen, die wir seiner Gewaltherrschaft, und der Entwürdigung der deutschen Völker entgegen treten möchten, wir sind machtlos und ohnmächtig geworden. Mit jedem Tage hat uns Metternich einen Schritt weiter von dem Thron des Kaisers und aus seinem Rath zurückgedrängt, alle Minen, die wir gegen diesen gefährlichen Rathgeber des Kaisers angelegt, sind entweder wirkungslos in der Luft zerplatzt, oder er ist ihnen mit einer Contremine begegnet, die uns Verderben gebracht hat. Metternich hat den Kaiser dahin gebracht, daß er an

das wandellose Glück Napoleons glaubt, daß er überzeugt ist, durch jedes Zeichen von Feindschaft oder Widerstand den Zorn des allmächtigen Despoten zu reizen, und das Bestehen Oesterreichs zu gefährden. Ich glaube, daß der Kaiser im Innersten seines Herzens nichts so sehr haßt, als seinen Schwiegersohn Napoleon, aber er wagt es nicht, ihm äußerlich zu opponiren, die Hand gegen den zu erheben, den Gott und das Schicksal auf allen seinen Wegen zu schützen und zu geleiten scheinen. Gleicht nicht dieser Zug nach Rußland einem wunderbaren Mährchentraum, von dem wir alle meinten, daß er für Napoleon endlich zu einem demüthigenden Erwachen führen mußte? War es nicht unsere letzte Hoffnung, diesen siegesdurstigen Tyrannen, der seine trotzige Hand gegen das weite Czarenreich erhob, und sich hineinwagte in seine unbekannte Schneewüsten, durch das fanatische, vom Czaren zum heiligen Kriege aufgerufene Russenvolk überwunden, gedemüthigt, mit Schimpf und Schande von seinen Grenzen zurück gejagt zu sehen? Und auch diese Hoffnung ist vergeblich gewesen! Umgeben von Glanz und Größe, gefolgt von den Armeen, die nicht blos Frankreich, sondern die ihm seine Vasallen, die deutschen Kaiser, Könige und Fürsten gestellt, ist Napoleon in Rußland einge-

zogen, und mit neuen glänzenden Siegen hat er seinen Weg gen Moskau hin bezeichnet. Jeder seiner Siege aber hat unsere Hoffnungen mehr und mehr vernichtet, denn er hat Diejenigen als die rechten Propheten erscheinen lassen, welche das Auflehnen gegen den gottgeliebten Heros als einen tollkühnen Wahnsinn bezeichneten, und es als nothwendige Weisheit predigten, daß man sich ihm unbedingt unterwerfe. Oh, Freund, auf den napoleonischen Siegesfeldern von Rußland werden auch die Hoffnungen Deutschlands begraben!

Aber auf den napoleonischen Niederlagen von Rußland werden auch die Hoffnungen von Deutschland wieder auferstehen, rief Graf Nugent begeistert aus. Es ist wahr, Napoleon ist bis jetzt der Sieger gewesen, er ist wie ein glänzendes Meteor immer weiter vorgedrungen und seine blutigen Siege haben die Schneesteppen Rußlands überstrahlt mit der französischen Glorie. Aber diese Siegesfeuer werden endlich doch verlöschen in der Eiseskälte des Nordens, und das Schwert wird erstarren in den Händen der todesmatten, erschöpften Krieger. Denn es ist nicht Alles so glänzend und herrlich, wie die Bulletins des französischen Kaisers es darstellen. Es ist wahr, er hat die Russen bis jetzt in jeder Schlacht besiegt, er hat sie immer

weiter hineingedrängt in das Innere Rußlands und ist den Besiegten, Geschlagenen mit seinen Armeen gefolgt, das russische Heer von Ort zu Ort vertreibend. Aber die Folge davon ist gewesen, daß, wo Napoleon mit seinen Heeresmassen hinkam, er nur leere und verwüstete Städte und Ortschaften fand, denn die Einwohner waren geflohen, und die russischen Krieger hatten alle Vorräthe verzehrt, oder mit sich fortgeschleppt. Mag Napoleon daher auch auf dem Schlachtfeld Sieger sein, so hat er doch schon jetzt in seiner Armee einen Feind, dem keine Tapferkeit und kein Heldenmuth widersteht, den man weder mit Kartätschen noch mit Kolbenhieben zurücktreiben kann. Dieser Feind, das ist der Hunger! Er hat schon sein gräßliches Wüthen in den Reihen der französischen Armee begonnen, und täglich fallen ihm mehr Opfer, als vielleicht eine Schlacht dem Kaiser kosten würde.

Das wird ihn nicht hindern, und nicht schrecken, sagte Johann achselzuckend. Sie wissen ja, was er höhnend seinen Marschällen erwiederte, als sie ihm von dem russischen Feldzug abrathen wollten, weil Frankreich nicht mehr im Stande sei, aus seiner erschöpften Bevölkerung neue Armeen zu stellen. „Ich habe täglich zwölftausend Soldaten zu verzehren, sagte er, und

wenn der Krieg wirklich eine halbe Million Soldaten verschlingen sollte, so werde ich mich in ganz Europa neu recrutiren."

Aber Europa wird ihm keine Recruten mehr stellen, Hoheit, rief Nugent lebhaft. Die Geduld Europa's ist erschöpft, wie es die Geduld Frankreichs ist. Der Geist der Opposition regt sich in allen Völkern, und bald werden sie alle nur noch eine einzige große Conföderation gegen den Despoten bilden, der sie alle so lange darnieder gehalten. Bald wird Europa nur noch das Bundeslager einer Armee sein, das Napoleon den Tod geschworen, und ihn vernichten will. Frankreich, das aus so viel tausend Wunden blutet, haßt jetzt den Kaiser eben so sehr, als es ihn einst vergötterte, es sehnt sich nach Ruhe und Frieden, und da Napoleon ihm diese beiden nicht geben will, so wird es sich dieselben mit Gewalt nehmen. Ein Netz von Verschwörungen hat sich bereits über Frankreich ausgebreitet, die einzelnen Fäden desselben reichen bis nach Deutschland hinein, und sind angeknüpft an unsere deutschen Netze. Die Unzufriedenen Frankreichs sind unsere Brüder, und werden mit uns gemeinsam handeln. Lassen Sie Napoleon nur erst in Rußland seine erste Niederlage erleben, und diese Niederlage wird

wie eine Rakete über ganz Europa aufsteigen und das Signal zu dem Ausbruch der großen Verschwörung geben, die Napoleon von seinem Thron stürzen will, und ihr Ziel jetzt endlich erreichen wird.

Gott gebe, daß Sie Recht haben, mein Freund, sagte der Erzherzog bewegt. Ihre freudige Siegesgewißheit ergießt sich wie ein neuer Lebensstrom durch meine Adern und facht die schon erstarrenden Hoffnungen zu neuer Kraft an. Ja, wir wollen auf die Niederlagen Napoleons hoffen, wie wenig Aussicht auch bis jetzt noch für dieselben da ist. Wir wollen hoffen, daß Gott sich als Oberhaupt an die Spitze unserer Verschwörungen stellt, und daß er endlich unseren Anstrengungen den Sieg verleiht. Diese Hoffnung soll mich hinfort trösten und stärken, und an ihr will ich festhalten allen Widerwärtigkeiten und allen Niederlagen zum Trotz, mit ihr will ich weiter arbeiten zu dem gemeinsamen großen Ziel hin, und nicht verzagen, wenn auch anscheinend alle unsere Pläne scheitern. Ein Tag muß kommen, wo sie sich verwirklichen, wo Deutschland befreit wird von dem Joch der Knechtschaft und der Schmach, wo, Metternich zum Trotz, ganz Oesterreich sich erhebt, und die Bande zerreißt, mit welchen eine zugleich feige und schlaue Politik uns

an Frankreich fesseln wollte; und wo endlich ich das feierliche Versprechen erfüllen kann, das ich meinen treuen und muthigen Tyrolern gegeben, und das wie eine schwere uneingelöste Schuld meine Seele belastet.

Und Tyrol hofft auf Ew. Hoheit, es wartet und hofft, daß sein geliebter Erzherzog Hannes es aufrufe zur That. Einig ist Tyrol in seiner Liebe und Treue gegen Sie, in seinem Haß und Zorn gegen seine Unterdrücker, einig ist es in dem festen Wollen, die Tyrannei abzuwerfen, und die übermüthigen Feinde aus ihren Bergen zu verjagen. Sprechen Ew. Hoheit nur Ein Wort, geben Sie den Tyrolern nur Ein Zeichen, und auf's Neue beginnen sie den Kampf für ihre Freiheit und für ihren Erzherzog Hannes!

Noch müssen wir erwarten, Graf, daß dieses Zeichen, welches die Tyroler ersehnen, von dem Kaiser ausgeht, daß Er es sein wird, welcher das rechte, erhebende Wort für die Tyroler spricht. Warten wir daher bis zur letzten Stunde der Entscheidung; wenn der Kaiser aber alsdann noch schweigt, dann werde ich es sprechen, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort zum Pfande. Aber diese letzte Stunde ist noch nicht gekommen! Meine Pflicht als Unterthan und als

Bruder erheischt, daß ich sie abwarte, und bis dahin meinem Herzen und meinen Wünschen Schweigen gebiete.

Die Thür des Vorzimmers ward eben geöffnet, und der Kammerdiener meldete die Herren von Hormayr und von Roschmann. Der Erzherzog befahl, sie eintreten zu lassen, und ging ihnen lebhaft entgegen.

Sie kommen Beide gerade zum rechten Moment, sagte er, sie freundlich begrüßend. Wir sprachen so eben von dem lieben Tyrol und von seinen Helden, und da trifft es sich gut, daß sie Beide zur selben Zeit hier anlangen.

Ich begegnete dem Herrn Kreishauptmann von Roschmann in dem Vorzimmer Eurer Hoheit, sagte Hormayr, einen düstern Blick auf das heitere, lächelnde Gesicht Roschmanns werfend. Es ist aber ein bloßer Zufall, daß wir Beide zusammen Eurer Hoheit gemeldet wurden.

Der Herr von Hormayr will Eurer Hoheit damit sagen, daß Er es nicht sein würde, der mich Ew. Hoheit vorstellt, sagte Roschmann traurig. Mein edler, hochherziger und von mir stets geliebter Landsmann zürnt mir noch immer wegen der Vergangenheit, er hält mich noch immer für einen Abtrünnigen und Verräther, obwohl ganz Tyrol weiß, daß ich es treu und

ehrlich meine, obwohl die edelsten Patrioten dort mich ihres Vertrauens werth halten, und kein Geheimniß vor mir haben.

Ist das wahr, Hormayr? fragte Johann. Haben Sie wirklich die Vergangenheit nicht vergessen?

Nein, Hoheit, ich habe sie nicht vergessen, rief Hormayr glühend. Ich werde sie nie vergessen diese unglücklichen Tage des Jahres 1809, in welchen das treue, das heldenmüthige Tyrol der Politik geopfert ward. Ich werde es nie vergessen, daß Herr von Roschmann es war, der aus Totis nach Innsbruck kam, und von dem Kaiser den Befehl zu Andreas Hofer brachte, den Kampf unverzagt und muthvoll fortzusetzen, und sich mit den Waffen zu erheben gegen den wüthenden Feind. Ich werde es nie vergessen, daß Herr von Roschmann diesen Befehl brachte, obwohl er wußte, daß zur selben Stunde schon der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich unterzeichnet war, und der erneuerte Kampf die Tyroler zu Aufrührern und Rebellen stempelte! Das Blut der edelsten Tyroler ist dieser zweizüngigen Politik damals geopfert worden, das Haupt des edlen, theuren Andreas Hofer ist gefallen, weil er der Botschaft des Kaisers glaubte, die Herr von Roschmann ihm gebracht.

Ruhig, Freund Hormayr, ruhig, unterbrach ihn der Erzherzog freundlich. Sie lassen sich allzusehr hinreißen von Ihrem Schmerz um Tyrol, Sie beschuldigen den einstigen Freund, und der Schmerz macht Sie ungerecht.

Nein, Hoheit, sagte Roschmann mit weicher, schwermuthsvoller Stimme, nein, der Schmerz des edlen Hormayr ist gerecht, und er spricht die Wahrheit. Ja, die Botschaft, welche ich damals in den Oktobertagen des Jahres 1809 von Totis nach Innsbruck brachte, war verderbenbringend für Tyrol, denn sie fachte den Aufruhr wieder an, in demselben Moment, wo der Widerstand, der bis dahin Pflicht gewesen, zur Rebellion ward, und wo die bisherigen Feinde Tyrols die berechtigten Herren desselben geworden. Hormayr hat auch darin Recht, daß dieser Aufruf zum erneuerten Kampf, den ich nach Innsbruck brachte, die erste Schuld trägt an dem Tode Andreas Hofers! Oh, ich habe mir das in vielen schlaflosen Nächten, unter bittern Thränen selbst gesagt, ich habe mich vor mir selber angeklagt, als den Mörder Andreas Hofer's, und mich Jahrelang mit meinem Schmerz und meiner Qual in die Einsamkeit geflüchtet. Aber ich habe nur das Eine zu meiner Rechtfertigung anzuführen: ich

wußte nicht, was ich that! Ich mußte dem Befehl des Kaisers gehorsamen! Ich mußte Tyrol zum Kampf aufrufen, und Niemand hatte mir gesagt, daß der Kaiser wirklich den Frieden mit Frankreich schon abgeschlossen. Es lag in dem Plan des Herrn von Hudelist, daß Tyrol für seinen Heldenmuth gezüchtigt werde, daß es zugleich das Mittel sein sollte, um die französischen Truppen noch länger zu beschäftigen und von den neuerworbenen Provinzen fern zu halten, und mich, mich Unglücklichen macht der grausame Mann zum Werkzeug seiner Pläne. So habe ich schwere Schuld auf mich geladen, ohne schuldig zu sein, und ich bitte Ew. Hoheit, den theuren, geliebten Protector von Tyrol, ich bitte Herrn von Hormayr, meinen einstigen Jugendfreund, um Verzeihung für das Verbrechen, das ich begangen, und an dem ich doch, so wahr ein Gott über uns ist, unschuldig gewesen!

Ich glaube Ihnen, Herr von Roschmann, sagte der Erzherzog feierlich, ich glaube an Ihren Schmerz und auch an Ihre Unschuld, denn ich kenne die krummen Wege, welche damals unsere Politiker und Diplomaten gewandelt sind, und ich bin selbst oft genug in die Schlingen und Netze gefallen, welche sie damals wider die Patrioten ausgestellt. Ja, ich glaube Ihnen,

und hier reiche ich Ihnen im Namen Tyrols meine Hand, und vergebe Ihnen, was Sie unwissentlich gethan.

Herr von Roschmann nahm die dargereichte Hand, und indem er sie an seine Lippen drückte, fiel eine heiße Thräne aus seinen Augen auf die Hand des Erzherzogs nieder.

Dank, stammelte er, tausend Dank. Ew. Hoheit entsündigen mich, und geben meiner Seele den Frieden wieder.

Und jetzt, Hormayr, sagte Johann ernst und fast gebieterisch, jetzt ist es an Ihnen, dem einstigen Freunde, dem Tyroler Anton von Roschmann Ihre Hand darzureichen, und ihn willkommen zu heißen.

Nein, nein, Hoheit, rief Roschmann lebhaft, gebieten Sie ihm nicht, zu thun, wogegen sein Herz sich sträubt. Lassen Sie ihm sein Mißtrauen, bis er erkennen muß, daß er mir Unrecht gethan, daß ich kein Verräther bin, sondern ein treuer Freund, der sein Vaterland liebt, und bereit ist, sein Leben für dasselbe hinzugeben. Und die Zeit ist gekommen, wo ich dies beweisen kann, die Stunde, auf welche ich so lange in meinem Schmerz und meinen Selbstvorwürfen geharrt, sie ist da. Jetzt kann ich meinem lieben Tyrol meine Liebe beweisen, und ich will es. Vernehmen Eure

Hoheit denn, weshalb ich gekommen bin. Ich bringe Ihnen von Tyrol die Grüße aller treuen Patrioten, ich rufe im Namen Tyrols Ihnen zu: es ist an der Zeit! Der Tag der Vergeltung dämmert empor! Tyrol wartet auf seinen Helden und Befreier, und es will nicht länger sich dem Tyrannen beugen. Es will frei sein, mit und durch seinen geliebten Erzherzog Johann, den theuren Herrn der Gebirge. Hier, Hoheit, hier sind meine Beglaubigungsschreiben. Hier sind Briefe von meinen Freunden Eisenstecken und Panzl, von Wintersteller und Aigenreiter. Keiner dieser edlen hochherzigen Patrioten mißtraut mir, und zweifelt an meiner Treue. Ich bin der Mitwisser aller ihrer Geheimnisse, und seit Monaten habe ich mit ihnen heimlich Alles vorbereitet zu dem entscheidenden Schlag, der jetzt wiederum aus den Bergen Tyrols die Welt durchhallen soll. Wir haben in der Stille Waffen und Munition in Tyrol aufgehäuft, wir haben uns in Verbindung gesetzt mit den Welschtyrolern und den Schweizern. Alles ist bereit zur Ausführung unserer Pläne, Alles schaut sehnsuchtsvoll hinüber nach Oesterreich und nach Rußland. Denn von dort erwartet Tyrol die beiden Signale, welche ihm das Zeichen zur Erhebung geben sollten. Das erste Signal mußte von

Rußland erwartet werden, von den Heeren Napoleons. Die erste Niederlage Napoleons, das war das Lärmsignal, das Tyrol erwartete, um zum Schwert zu greifen.

Aber dieses Lärmsignal ist noch nicht erschallt, sagte der Erzherzog achselzuckend, Napoleon hat in Rußland noch keine Niederlage erlitten.

Verzeihung, Hoheit, daß ich zu widersprechen wage, rief Roschmann mit strahlendem Angesicht, Napoleon hat seine erste Niederlage erlitten, und es ist eine furchtbare gewesen.

Ah, Sie haben sich also täuschen lassen von den Siegesbulletins des alten russischen Generals Kutusof, sagte Johann achselzuckend. Er hatte freilich dem Kaiser und seinem Heer feierlich gelobt, daß er Napoleon vor Moskau eine entscheidende Schlacht liefern würde, er hat dann auch die Schlacht angenommen, die Napoleon ihm bot, und am siebenten September ist vor Moskau eine große Schlacht geschlagen worden. Kutusof hat auch am andern Tage dem Kaiser gemeldet, daß er einen glänzenden Sieg erfochten, er hat befohlen, daß man in Moskau ein Siegesdankfest feiere, und die Stadt illuminire, er hat ferner auch den Feldmarschallstitel, den der Kaiser ihm als Lohn für seinen

glänzenden Sieg verliehen, angenommen, aber dieser Sieg Kutusof's ist wieder nur eine jener großen russischen Lügen, mit denen man den Kaiser Alexander, nicht aber die Welt täuscht. Wiederholen Sie doch diesen Herrn die Trauerbotschaften, welche Sie mir so eben gebracht, Herr Graf Nugent, sagen Sie ihnen, was von der großen gewonnenen Schlacht die Wahrheit ist!

Die Wahrheit ist leider die, daß Kutusof völlig geschlagen worden, sagte Graf Nugent. Es ist vor Moskau eine der blutigsten Schlachten der Welt geschlagen worden, und die Verluste sind auf beiden Seiten ungeheuer gewesen. Aber das Resultat dieses furchtbaren Gemetzels ist doch gewesen, daß Kutusof sich völlig geschlagen nach Moszaik hat zurückziehen müssen, von wo ihn nach drei Tagen Napoleon mit seinem nachrückenden Heer auch vertrieben hat. In Moszaik verweilte Napoleon wieder drei Tage, und dann zog er mit seiner freudejauchzenden Armee am vierzehnten September in Moskau ein, um als der Triumphator und Besieger Rußland's im Kreml seine Residenz aufzuschlagen.

Sehen Sie, sagte der Erzherzog traurig, das sind die wahren Folgen von der Schlacht vor Moskau,

und meine armen Tyroler haben leider keinen Grund sich dieser Nachrichten zu freuen.

Und dies sind die letzten Nachrichten, welche Ew. Hoheit empfangen haben? fragte Roschmann lächelnd.

Es sind die neuesten Nachrichten, welche heute angelangt sind. Graf Nugent hat sie vor zwei Stunden unmittelbar aus dem Munde des Kaisers erhalten.

Nun, dann preise ich mich glücklich, Ew. Hoheit eine Freudenbotschaft überbringen zu können, rief Roschmann begeistert. Es scheint, Hoheit, die Couriere Rußlands reiten schneller, denn der Courier, welcher vor einer Stunde beim Herzog von Accerenza angelangt, brachte Nachrichten von späterem Datum, als der Einzug Napoleons in Moskau. Ich war beim Herzog von Accerenza als dieser Courier anlangte, und der Herzog, ein treuer und aufrichtiger Freund der Tyroler, ein glühender Feind Napoleons, ließ mich den Inhalt der Depeschen lesen.

Und was enthielten diese Depeschen? fragte Johann hastig.

Hoheit, sie enthielten eine Nachricht, welche wie ein grauenvolles Mährchen aus den blutigen Zeiten des Vandalismus klingt, eine Nachricht, welche durch alle kommenden Zeiten als ein blutiges Feuermahl des

Fanatismus hindurch laufen wird, und alle Menschengeschlechter mit Grauen und Bewunderung zugleich erfüllen wird. Moskau die Czarenstadt mit ihren fünfzehnhundert Kirchthürmen, ihrem Kreml, und ihren Pallästen, Moskau steht in Flammen, ist nichts mehr, als ein ungeheures Feuermeer, aus dessen Flammenregen der Kaiser Napoleon mit den Trümmern seines Heeres sich nur unter unsäglichen Beschwerden und Gefahren errettet hat.

Ist das wahr? Wirklich wahr? fragte Johann lebhaft. Es ist kein russisches Bulletin in der Art der Bulletins des Generals Kutusof?

Nein, Hoheit, es ist ein ausführlicher, detaillirter Bericht, den Graf Rostopschin, der Gouverneur von Moskau, selbst aufgezeichnet, und seinem theuersten Freund, dem Herzog von Accerenza, durch einen eigenen Courier gesandt hat. Was Kutusof nicht mit seiner Armee vermocht, das hat Rostopschin mit seinen Verbrecherschaaren, seinen Pechkränzen und Höllenmaschinen zu Stande gebracht, er hat Napoleon besiegt. Rostopschin hat diesen Höllenplan erdacht und ausgeführt, er hat mit Gewalt, mit Drohungen und Bitten die Einwohner Moskau's vermocht, die Stadt zu verlassen, und mit ihren nöthigsten Habseligkeiten zu fliehen.

Er hat die Spritzen und die zur Bedienung derselben angestellten Mannschaften aus Moskau entfernt, er hat in allen öffentlichen Gebäuden Pechkränze und Pulverminen anlegen lassen, und die Verbrecher und Sträflinge aus den Gefängnissen frei gelassen, um sein furchtbares Werk durch diese Söhne der Nacht und des Schreckens vollführen zu lassen. Rostopschin selber gab ihnen das Signal zu ihrem Werk, er ließ an seinen herrlichen vor Moskau belegenen Palast Feuer anlegen, und die hoch emporschlagenden Flammen waren den durch ganz Moskau vertheilten Brandstiftern das Zeichen, daß die Zeit der furchtbaren That gekommen sei. Nun inmitten der Nacht begannen an hundert verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit aus den Dächern der Häuser, der Paläste, der Kaufhallen und der Kirchen Feuersäulen aufzuwirbeln, und weckten mit ihren brennenden Gluthen die arglos schlummernden Franzosen. Sie konnten die aller Orten neu emporschlagenden Feuer nicht löschen, nicht Herr werden der furchtbaren Feuermassen, die sich durch alle Straßen, über alle Plätze dahinwälzten, hinter denen die furchtbaren Schaaren der Raubmörder, Brandstifter und Plünderer jauchzend und taumelnd vom übermäßigen Genuß des Weins und Branntweins daher stürmten,

und diejenigen, welche den Flammen entronnen, wieder zurückzutreiben suchten in die furchtbaren Feuerwogen. Und diese Flammen schlugen endlich sogar hoch empor an die stolzen Mauern des Kreml, und leckten mit ihren Feuerzungen die Fenster, hinter denen Napoleon stand und entsetzt hernieder starrte auf dieses furchtbare Meer von Feuer, Dampf und Gluth, das gestern noch die Stadt Moskau gewesen. Er mußte sich endlich wohl entschließen, die drohenden Worte zu verstehen, welche diese Feuerzungen ihm zuriefen: am sechszehnten September verließ Napoleon als Flüchtling die Stadt, in die er am Tage zuvor als stolzer Sieger eingezogen, und bezog ein einfaches Landhaus in Petrowski. Von dort hat er einen Boten an den Kaiser Alexander gesandt, und ihm Friedensanträge gemacht. Aber der Kaiser wird sie nicht annehmen, er hat ein begeistertes kampfesmuthiges Heer hinter sich, das von dem russischen Volk bereitwillig mit Allem versehen wird, was zum Bedarf und zur Pflege des Heeres nothwendig ist; er hat sich gegenüber ein geschwächtes, erschöpftes, von Hunger geplagtes und seit dem Brande von Moskau mit Entsetzen erfülltes Heer, das in einem fremden Lande, gehaßt von den Einwohnern, Mangel leidet an dem Nothwendigsten, und endlich zieht schon ein Bun-

desgenosse für den Kaiser der Russen heran, dessen Macht die Franzosen nicht werden zerbrechen können. Dieser Bundesgenosse, das ist die Kälte, die früher als sonst schon jetzt ihre Eiseshand über Rußland ausstreckt. Das, Hoheit, das sind die neuesten Nachrichten aus Rußland, das ist das Lärmsignal, das ich meinen Landsleuten, den Tyrolern, aufstecken werde, damit sie sich sammeln und mit den Waffen im Arm auf das zweite der Signale warten.

Sie haben Recht, rief Johann, der Brand von Moskau wird für ganz Europa das Lärmsignal sein, das es zu den Waffen ruft. Oh, meine Freunde, jetzt wird Alles gut werden, jetzt dürfen wir Alles hoffen! Gott erhört unser Flehen, und seine Elemente sendet er aus zum Kampf gegen den Despoten, mit Hitze und mit Kälte, mit glühendem Feuer und erstarrendem Wasser, streitet er gegen den Vermessenen, der die Erde sich unterthan wähnte, der sich ein Gott auf Erden dünkte! Ja, nun ist auch für uns Alle die Zeit des Handelns gekommen, nun wird auch der Kaiser, unser Herr, das Zeichen geben zum Kampf. Sie haben Recht gehabt, Nugent, Napoleons Stunde hat geschlagen, und seine Niederlagen beginnen.

Und Tyrols Hoffnungen leben auf, sagte Rosch-

mann glühend. Hoheit, ich sagte Ihnen, daß Tyrol zwei Signale erwarte, um sich zu erheben. Das Eine sollte ihm von Rußland kommen, das Andere erwartet es von Ew. Hoheit. Ich komme zu Ihnen, mein hoher Herr, um Sie zu mahnen an das Versprechen, das Sie Tyrol gegeben: es nicht zu verlassen, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis Tyrol seine Freiheit wieder erlangt. Lösen Sie jetzt Ihr Wort ein, Hoheit, sagen Sie den Tyrolern, daß Sie zu ihnen kommen wollen, daß Sie ihre Pläne billigen, und sich an ihre Spitze stellen wollen, und ganz Tyrol wird sich erheben zum heiligen Kampf.

Sagen Sie das Wort nicht, Hoheit, rief Hormayr hastig, noch ist es zu früh, und jeder voreilige Schritt könnte Tyrol auf's Neue in's Verderben stürzen. Warten Sie, Hoheit, bis die Tyroler es Ihnen klar bewiesen haben, daß sie bereit sind, abermals das blutige Spiel um Freiheit und Leben zu beginnen, daß dies nicht blos die Pläne einiger exaltirter, tollkühner Köpfe sind, sondern daß das ganze Volk von Tyrol daran Theil nimmt.

Oh, Sie mißtrauen mir immer noch, sagte Roschmann schmerzlich. Sie glauben, daß ich mir nur das

Recht angemaßt, im Namen Tyrols zu dem Herrn Erzherzog zu reden? Sie —

Ruhig, meine Freunde, ruhig, sagte Johann begütigend. Keinen Streit und Unfrieden jetzt, wo festes Aneinanderhalten und Einigkeit so nothwendig ist. Hormayr, Sie haben Recht, wir dürfen nur besonnen und ruhig vorwärts gehen, aber Ihnen, Roschmann, gebe ich mein Wort, und Sie mögen es den Tyrolern wiederholen: ich werde eingedenk bleiben meines Schwurs, ich werde Tyrol beistehen sich frei zu machen von dem Joch der Tyrannei, ich werde nicht eher nachlassen mit Vorstellungen und Bitten, als bis der Kaiser mich berechtigt, mit einer kleinen Armee nach Tyrol zu gehen, den Feind zu verjagen, und im Namen Oesterreichs Besitz zu ergreifen von der treuen geliebten Grafschaft Tyrol.

Und wenn der Kaiser Ew. Hoheit nicht zu diesem Schritt berechtigt? fragte Roschmann. Was dann? Will Ew. Hoheit dann den Jammerschrei Tyrols nicht hören? Nicht des treuen Volkes sich erbarmen, das ihn mit begeisterter Liebe zu sich ruft?

Warten wir es ab, sagte Johann mit einem leisen Lächeln. Bereiten wir Alles so vor, als ob der Kaiser mich schon ermächtigt hätte, Tyrol zu seiner Erhebung

aufzurufen. Setzen wir uns in Verbindung mit den Häuptern der früheren Aufstände. Sie, Hormayr, schreiben an Ihre Freunde in Tyrol und fordern sie auf, uns genaue Berichte zu geben. Sie, Roschmann, thun dasselbe, und lassen uns Nachricht geben von der Zahl der streitbaren Männer, von den Waffendepots, von den Plänen und Projecten, die man ausführen will. Sie, Nugent, eilen nach Illyrien, um den Aufstand so vorzubereiten, daß er in jeder Stunde losbrechen kann, und nur das Commandowort noch erwartet. So, mit den Waffen in der Hand, wollen wir warten bis der Kaiser dieses Commandowort spricht, bis er uns erlaubt, die Schmach abzuwaschen, und unsere Ohren dürfen seine Worte nicht überhören. Die Welt lag lange in Knechtschaft, jetzt soll sie frei werden, und was an uns ist, müssen wir helfen, daß dies geschieht.

Und jeder, der ein Herz im Busen hat, dem Gott eine Seele gegeben, Jeder, der sein Vaterland liebt, muß dazu helfen, rief Roschmann. Nicht die Weiber, nicht die Kinder dürfen davon ausgeschlossen werden, sie müssen Theil haben an dem allgemeinen Werk der Befreiung. Wie im großen Jahre 1809 werden auch

die Weiber Tyrols sich zum Kampfe erheben. Elise Wallner, das Heldenmädchen, wird wieder die Heldinnen zur Schlacht begeistern, und meine Tochter Camilla wird die Erste sein, die ihrem Rufe folgt.

Camilla ist noch immer in Tyrol? fragte der Erzherzog rasch.

Nein, Hoheit, sie ist zu mir zurückgekehrt, und hat mich hierher nach Wien begleitet.

Camilla ist in Wien, und ich weiß es nicht? rief Johann lebhaft. Sie hat mich nicht benachrichtigen wollen? Sie hat den treuen Freund ihrer Tante, der Gräfin Sternbach, ganz und gar vergessen?

Camilla hat nichts vergessen, Hoheit, aber sie fürchtete, der Erzherzog Johann möchte sich nicht mehr in Wien des armen unscheinbaren Tyrolermädchens erinnern, Ew. Hoheit möchten sie vergessen haben.

Oh, ich habe nichts vergessen, rief Johann lebhaft. Ich bin nicht so reich an Freunden, daß ich Diejenigen vergessen könnte, welche ich einst meine Freunde genannt. Sagen Sie das Ihrer Tochter. Sagen Sie ihr, daß ich zu ihr kommen will, daß sie mir erzählen soll von Tyrol und unsern gemeinsamen Freunden, von der guten Gräfin Sternbach und von Elise Wallner. Ach, Hormayr, Sie thaten Unrecht, auch nur

Einen Moment an Roschmann zu zweifeln. Seine Tochter Camilla bürgt für ihn. Sie ist die Freundin und Vertraute der edelsten Tyrolerinnen, und da sie bei ihrem Vater ist, so dürfen wir ohne Rückhalt ihm vertrauen. Hier, meine Hand, Roschmann, ich glaube an Sie und vertraue Ihnen. Sie sollen Theil haben an unsern Plänen, und mit uns arbeiten an dem heiligen Werk der Befreiung Tyrols. Und jetzt gehen Sie zu Camilla, und sagen Sie ihr, daß ich noch heute zu ihr kommen werde! —

Er wird zu ihr kommen, flüsterte Roschmann, als er seinen Wagen bestiegen hatte, und sich behaglich in die weichen Polster zurücklehnte. Ja, der Herr Erzherzog wird zu Camilla kommen, und meine Pläne werden gelingen. Camilla wird nicht ahnen, daß sie mein Werkzeug ist, und daß sie für mich handelt und spionirt. Ich bin mit mir zufrieden, meine Netze sind so fein ausgesponnen, daß Niemand sie bemerkt. Der gute Erzherzog wird darin stecken, ehe er es ahnt, und Metternich und Hudelist werden mit mir zufrieden sein. Ach, welch ein gutes Ding ist es doch um die Begeisterung der Menschen, und wie leicht kann man daraus eine Schlinge machen, in der man sie fängt. Ich

will schon sorgen, daß meine Schlingen so stark sind, daß der liebe Herr Hannes sie nicht zerreißen kann, und daß Camilla nicht die Maus ist, welche die Netze zerbeißt!

Ende des ersten Bandes.